H. de Balzac's sämmtliche Werke.

78ster Band.

Scenen

aus dem

Leben in der Provinz.

Zweiter Band.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Scenen

aus dem

Leben in der Provinz.

Von

H. de Balzac.

Aus dem Französischen.

Zweiter Band.

H. de Balzac's sämmtliche Werke.
78. Band.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Geächteten.

1. Der Rathsdiener.

Im Jahre 1308 gab es erst sehr wenige Häuser auf jenem Boden, der oberhalb der Altstadt Paris, hinter der Kirche Notre-Dame, durch die Anschwemmungen und den Sand der Seine gebildet ist. Der Erste, der sich auf jenem unsichern und häufigen Ueberschwemmungen unterworfenen Ufer eine Behausung zu bauen wagte, war ein Pariser Rathsdiener. Er hatte dem Kapitel der Kirche Notre-Dame einige kleine Dienste geleistet, und der Bischof belehnte ihn daher mit funfzhehn Ruthen Land und befreite sein Haus von allen Erb- und Grundzinsen.

Sieben Jahre vor dem Tage, an welchem unsere Erzählung beginnt, hatte also Joseph Tirechair (Reißinsfleisch), einer der rohesten Stadtdiener von Paris, wie das schon sein Name beweist, an dem Ufer der Seine, gerade am äußersten Ende der Rue du Port-Saint-Landry ein Haus gebaut, nachdem er nach einigen Vergehungen in den Straßen der Altstadt die Thäter geschickt zu ermitteln gewußt hatte. Er benutzte eine Art von gemauertem Grundbau, der von Seiten der Stadt errichtet war, um die im Hafen

niedergelegten Waaren gegen jeden Schaden zu sichern, und baute seine Wohnung auf demselben, so daß man etwa zehn Stufen hinansteigen mußte, um zu ihm zu gelangen.

Gleich fast allen Häusern von Paris trug auch diese hinfällige Hütte ein spitzes Dach, von dem wir uns den besten Begriff machen können, wenn wir zwei gegen einander gestellte Karten anschauen, die ein Kind zusammengelehnt hat, um eins jener vergänglichen Schlösser zu bauen. Unter diesem Dache von ursprünglicher Form, von welchen es in Paris zum großen Bedauern der Geschichtschreiber und Alterthümler, kaum noch zwei oder drei Muster giebt, befand sich ein ungeheurer Boden, auf welchem die Frau des Rathsdieners die Wäsche des Kapitels trocknete, die sie zu waschen die Ehre hatte.

Im ersten Stock hatte der Baumeister zwei Zimmer angebracht, welche Jahr aus Jahr ein gegen vierzig Sous parisisch ein jedes an Fremde vermiethet wurden. Dieser für die damaligen Zeiten ungemeine Preis wurde durch den Luxus gerechtfertigt, mit welchem diese Zimmer eingerichtet waren: die Wände waren mit flandrischen Tapeten geschmückt und in jedem befand sich ein großes Bett mit einem hohen Strohsacke und Betttüchern, die gerade nicht zu grob waren; endlich hatte noch jedes Zimmer seinen chauffe-doux, eine Art von Ofen, dessen Beschreibung unnütz sein würde. Der Fußboden, welcher von den Zöglingen der Frau Tirechair sorgfältig unterhalten wurde, glänzte wie das Holz eines Reliquienkastens. Die Miethsleute hatten nicht nöthig, sich auf Schämel zu setzen, sondern fanden große Stühle von kunstreich geschnitztem Nußbaumholz, die wahrscheinlich aus irgend einem geplünderten Schlosse herrühr-

ten. Zwei mit Zinnplatten bedeckte Truhen und ein Tisch mit gewundenen Säulenfüßen vervollständigten eine Ausstattung, welche der ansehnlichsten Bannerherren würdig war, die durch ihre Angelegenheiten gezwungen wurden, Paris einige Zeit zu bewohnen.

Die Fenster dieser beiden Zimmer gingen nach der Uferseite; durch das eine derselben konnte man nur die Ufer der Seine sehen und jene drei öden Inseln, welche jetzt unter dem Namen Insel Saint Louis und Insel Louvier bekannt sind; aus dem andern sah man über den Hafen von Saint Landry hinweg das Grève-Viertel und die Brücke Notre-Dame mit ihren Häusern; dann die hohen Thürme des Louvre, welche erst neuerlich von Philipp August erbaut waren, und jenes arme und jämmerliche Paris beherrschten, von welchem uns die Einbildungskraft unserer Dichter heutiges Tags so manche falsche Wunder erzählt.

Im Erdgeschosse des Hauses war ein großes Zimmer, in welchem Frau Tirechair arbeitete und durch welches die Miethsleute gehen mußten, um auf einer Steige, wie man sie an Mühlen findet, zu ihren Zimmern zu gelangen. Hinter diesem Zimmer war die Küche und das Schlafgemach des Rathsdieners.

Ein kleiner dem Flusse abgerungener Garten zeigte am Fuße dieser demüthigen Wohnung seine mit Kohl und Zwiebeln bepflanzten Beete, während er von Dornen umgeben war, die eine Art von Hecke bildeten. Eine von Brettern und Lehm erbaute Hütte diente einem großen Hunde zur Zufluchtsstätte, der wohl ein höchst nothwendiger Wächter dieses einsam gelegenen Hauses sein mochte; neben der Hunde-

hütte bemerkte man einen eingeschlossenen Raum, auf welchem während des Tages die Hennen gackerten.

Hier und da erhoben sich auf diesem bald kothigen, bald staubigen Boden, je nachdem die Launen der Pariser Atmosphäre Koth oder Staub veranlaßten, einige kleine Bäume, die fortwährend vom Winde gepeitscht oder von den Vorübergehenden geschändet wurden; außerdem erblickte man noch einige lebenskräftige Weiden, Binsen und hohes Gras.

Das Haus, die Seine und der Hafen wurden nach Westen von der gewaltigen Basilica, Notre-Dame, gewissermaßen eingefaßt, welche beim Untergange der Sonne ihre langen Schatten über sie warf; so wenig wie heutiges Tags, hatte auch das damalige Paris einen einsamern Ort, eine feierlichere und schwermüthigere Landschaft. Das ernste Rauschen des Wassers, der Gesang der Priester, oder das Pfeifen des Windes unterbrachen allein die Stille jener Gegend, wo sich bisweilen zwischen den Büschen und Bäumen einige Liebespaare ergingen, um sich ihre Geheimnisse mitzutheilen, während die Geistlichkeit des Kapitels bei der gottesdienstlichen Feier beschäftigt war.

Es war an einem Abende des Monats April im Jahre 1308, als Joseph Tirechair außerordentlich mißgestimmt nach Hause kam. Seit drei Tagen war Alles in der Stadt in Ordnung und Ruhe zugegangen, und in seiner Eigenschaft als Polizeimann berührte ihn nichts unangenehmer, als wenn er sah, daß seine Dienste nirgends nöthig waren. Unwillig warf er seine Hellebarde von sich und murmelte undeutliche Worte, als er seine blau und rothe Jacke auszog, um dagegen seinen schlechten Hausrock von Camelot umzuwerfen. Dann ergriff er ein Stück Brot, breitete eine

ziemlich starke Lage Butter über dasselbe aus, setzte sich auf eine Bank, betrachtete die vier mit Kalk geweißten Wände, zählte die Balken an seiner Decke und überschaute das an Nägeln aufgehängte Hausgeräth. Dabei kaute er mit einer Sorgfalt, daß es ihm fast unmöglich war, ein Wort zu sprechen, und beobachtete seine Frau, welche ebenfalls schweigend die Chorhemden des Kapitels plättete.

„Bei meiner ewigen Seligkeit! ...“ rief er endlich aus, um eine Unterhaltung in Gang zu bringen, „Jacqueline, ich weiß nicht, wo Du Deine Schülerinnen fischest! ...“

„Das ist nun mal wieder eine! ...“ fuhr er dann fort und deutete mit seinem Messer auf eine Arbeiterin, welche mit ziemlicher Ungeschicklichkeit ein Altartuch zusammenlegte. „In der That, je mehr ich sie betrachte, desto mehr meine ich, daß sie mehr einem Mädchen gleicht, das in sein hübsches Lärvchen vernarrt ist, als einer zwar plumpen, aber wackern Magd vom Lande... Sie hat Hände, so weiß wie eine vornehme Dame! ... Gottes Wetter! ich meine gar, ihre Haare duften nach Wohlgerüchen! und ihre Schuhe sind so fein wie die einer Königin... Bei den Hörnern Mosis! ... da liegt etwas zum Grunde, was nicht so ist wie es sein sollte! ...“

Die Arbeiterin erröthete und blickte Jacqueline auf eine Weise an, in welcher Furcht mit Stolz gemischt lag; die Wäscherin beantwortete indeß diesen Blick mit einem Lächeln, legte ihre Arbeit hinweg und sagte mit kreischender Stimme zu ihrem Manne:

„So! ... mach mich nur nicht ärgerlich! ... Um das, was ich thue, hast Du Dich gar nicht zu bekümmern! In der Stadt spüre umher, so viel Dir beliebt; wenn Du aber

hier bist, so iß, trink Deinen Wein und schlaf in Frieden ... widrigenfalls hast Du keinen gnädigen Gott an mir..."

„In der ganzen Stadt giebt es keinen Mann, der so glücklich und zufrieden lebte, wie der Affe da!" fuhr sie dann mit einem Blicke fort, in welchem ein Vorwurf für ihren Mann lag. „Er hat Geld in seinem Beutel, ein Haus an der Seine, eine tugendhafte Hellebarde an der einen Seite, eine ehrbare Frau an der andern und ein Stübchen, das so rein ist wie mein Auge ... und dennoch beklagt sich das, wie ein Aussätziger, der das heilige Antoniusfeuer hat! ..."

„Ha!" nahm der Rathsdiener das Wort, „glaubst Du, Jacqueline, daß ich Lust habe, meine Hellebarde in den Händen eines Andern und meine Frau am Pranger zu sehen?"

Jacqueline und die zarte Arbeiterin erbleichten.

„So erkläre Dich doch," fuhr die Wäscherin heftig auf, „und laß sehen, was Du im Hinterhalte hast. Ich merke recht wohl, mein Junge, daß irgend eine Albernheit seit einigen Tagen in Deinem armen Gehirne wohnt... Wohlan, komm her! bete mir Deinen Rosenkranz vor. Du mußt eine rechte Memme sein, wenn Du die geringste Zänkerei fürchtest, während Du doch mit Deiner Hellebarde auf dem Rathhause der Bürger erscheinst und unter dem Schutze des Kapitels lebst. Die Kanonici würden den ganzen Kirchsprengel in den Bann thun, wenn sich Jacqueline wegen der geringsten Plackerei gegen sie beklagte..."

Während sie diese Worte sagte, ging sie gerade auf den Rathsdiener zu und ergriff ihn beim Arme.

„Nun komm einmal her! ..." fuhr sie dann fort, richtete ihn auf und führte ihn nach der Steige.

Als Beide in ihrem Gärtchen am Ufer des Flusses wa-

ren, blickte Jacqueline ihren Mann spöttisch an und sagte zu ihm:

„Wisse, alter Bösewicht, daß diese schöne Dame ein Goldstück in unsere Sparkasse gebracht hat..."

„O! o!..." sagte der Rathsdiener, und blieb nachdenkend und stumm vor seiner Frau stehen.

Gleich darauf sagte er:

„Ach! dann sind wir verloren ... warum ist diese Dame zu uns gekommen?"

„Sie ist gekommen," versetzte Jaqueline, „um den hübschen kleinen Schüler zu sehen, der da oben bei uns wohnt!..."

Dabei zeigte sie nach dem Zimmer, dessen Fenster die Aussicht über die Seine hatte.

„Donnerwetter!" fluchte der Rathsdiener. „Um einiger lumpiger Thaler willen wirst Du mich zu Grunde gerichtet haben, Jacqueline!... Ist das ein Handwerk für die kluge und vernünftige Frau eines Rathsdieners?... Mag sie Gräfin oder Baronin sein, diese Dame, so wird sie uns doch nie aus der Klemme reißen können ... werden wir nicht überdieß den mächtigen und schwerbeleidigten Ehemann gegen uns haben? denn, Donnerstag! sie ist recht schön."

„Heda!... sie ist Wittwe, alter Ziegenbock!... Wie kannst Du bei Deiner Frau Gemeinheiten vermuthen?... Diese Dame hat noch nie mit unserm hübschen Schüler gesprochen. Sie ist schon zufrieden, daß sie ihn sehen und an ihn denken kann... Das arme Kind! Ohne sie wäre er schon Hungers gestorben!... Sie ist so gewissermaßen seine Mutter... Und er, der Cherubim, er ist so leicht zu täuschen wie ein neugebornes Kind in der Wiege... Er

glaubt, daß seine paar Heller noch immer ausreichen und hat sie seit sechs Monaten schon zwei Mal verzehrt."

„Frau," antwortete der Rathsdiener ernst und zeigte nach dem Grève-Platze, „Du erinnerst Dich doch an das Feuer, in welchem erst neulich jene Dänin verbrannt wurde?"

„Ach! ..." sagte Jacqueline bestürzt.

„Nun!" nahm Tirechair wieder das Wort, „die beiden Fremden, die wir beherbergen, riechen auch schon nach Braten ... da kann weder das Kapitel, noch eine Gräfin, noch irgend eine Gönnerschaft helfen. Ostern ist gekommen, das Jahr ist um: nun müssen wir sie vor die Thür werfen, und das bald und schnell. Willst Du einem Stadtdiener erst lehren, wie er einen Galgenvogel zu erkennen hat! ... Unsere beiden Miethsleute waren mit der Porette bekannt, mit jener Ketzerin aus Dänemark, deren letzten Schrei Du hier gehört hast... Das war ein muthiges Teufelsweib, denn sie blinzte auf ihrem Scheiterhaufen nicht einmal mit den Augen, was hinreichend ihre Verbindung mit dem Teufel bewies... Ich habe so vor ihr gestanden, wie ich jetzt vor Dir stehe... Sie predigte noch Festigkeit, sagte, daß sie im Himmel sei und Gott sähe... Ach! seit jenem Tage habe ich nicht wieder ruhig auf meinem Strohsacke schlafen können. Der alte Herr, welcher über mir schläft, ist auch weit eher ein Hexenmeister, als ein Christ. Bei meiner Ehre als Rathsdiener! ein Schauder überläuft mich, wenn er an mir vorübergeht ... nie schläft er bei Nacht. Wenn ich erwache, so höre ich seine Stimme hallen wie das Sausen von Glocken, und vernehme die Flüche, die er in einer diabolischen Sprache ausstößt. Hast Du je gesehen, daß er eine ehrliche Brotrinde gegessen hätte oder einen Aschen-

kuchen, von der Hand eines katholischen Bäckers gebacken?... Sein braunes Fell scheint an dem Feuer der Hölle gebraten und geröstet... Alle Donnerstag! in seinen Augen liegt ein Reiz, wie in den Augen einer Schlange. Nein, Jacqueline, diese beiden Menschen dürfen nicht in meinem Hause bleiben; ich lebe auf zu vertrautem Fuße mit den Gerichten, als daß ich nicht wissen sollte, daß man mit diesen nie etwas zu thun haben muß. Du wirst unsere beiden Miethsleute aus dem Hause weisen: den Alten, weil er mir verdächtig ist; den Jungen, weil er zu hübsch ist. Beide kommen mir so vor, als hätten sie gar nichts mit ehrlichen Christenleuten gemein. Sie leben wahrlich nicht wie wir. Der Kleine schaut stets nach dem Monde, den Sternen und den Wolken wie ein Hexenmeister, der auf die Zeit wartet, wo er seinen Besen besteigen muß; der Andere aber, dieser Naseweise, bedient sich gewiß des armen Kindes zu irgend einer Zauberei ... mein Hüttchen liegt so schon nahe genug am Flusse, und es ist genug, daß wir uns vor dem Wasser zu fürchten haben, wir wollen nicht erst noch das Feuer des Himmels auf uns herabziehen."

„Ich habe Dir meine Meinung gesagt. Nun kein Wort weiter..."

Jacqueline herrschte allerdings unumschränkt im Hause, war aber doch jetzt ganz erstarrt, als sie den Bannspruch gehört hatte, welchen der Rathsdiener gegen seine beiden Miethsleute aussprach.

In diesem Augenblick schaute sie mechanisch nach dem Fenster des Zimmers, welches der Greis bewohnte, und schauderte vor Schrecken zusammen, als sie dem düsterschwermüthigen Antlitz begegnete, dem tiefen Blicke, welcher

selbst den Rathsdiener erbeben ließ, so sehr auch dieser daran gewöhnt war, Verbrecher zu sehen.

In jener Zeit zitterten Alle, Kleine und Große, Gelehrte und Laien, bei dem Gedanken an eine übernatürliche Macht, und das Wort Zauberei vermochte mit dem größten Schauder zu erfüllen, alle geselligen Bande zu zerreißen und das Mitleid aus den edelsten Herzen zu verbannen.

Die Frau des Rathsdieners erinnerte sich plötzlich, daß sie nie ihre beiden Miethsleute ein natürliches Bedürfniß befriedigen gesehen habe. Obgleich die Stimme des jüngern sanft und klangvoll war wie die Töne einer Flöte, so hörte sie dieselben doch so selten, daß sie jetzt versucht wurde, sie für die Wirkung einer Zauberei zu halten. Wenn sie jetzt an die wunderbare Schönheit seines weißen und rosigen Gesichts dachte, wenn sie sich an sein blondes Haar und das gewinnende Feuer seines funkelnden Blickes erinnerte, so glaubte sie eine Schlinge des Teufels in dieser Schönheit zu erkennen. Sie gedachte, daß sie oft ganze Tage lang nicht das mindeste Geräusch in den Stuben der beiden Fremden vernommen habe. Wo waren diese während der langen Stunden gewesen? ...

Die wunderlichsten Umstände drängten sich jetzt in Menge ihrer Erinnerung auf. Sie wurde von einer solchen Furcht ergriffen, daß sie selbst darin einen Beweis von Zauberei zu erblicken glaubte, daß die reiche Dame den jungen Godefroi liebte, diese arme Waise, die von Flandern nach Paris gekommen war, um auf der dortigen Universität zu studiren.

Sie schob sogleich die Hand in eine ihrer Taschen und

zog vier blanke Silberstücke hervor, um dieselben mit einer Mischung von Geiz und Furcht zu betrachten.

„Das ist doch kein falsches Geld? ...“ fragte sie und zeigte ihrem Manne die Silberstücke.

„Wie können wir sie aber aus dem Hause weisen,“ fuhr sie darauf fort, „nachdem wir die Miethe für ein Jahr vorausbekommen haben? ...“

„Du magst den Dechant des Kapitels zu Rathe ziehen ...“ antwortete der Stadtdiener. „Ihn müssen wir fragen, wie wir uns gegen zwei so ungewöhnliche Wesen zu benehmen haben.“

„Ach! ja, recht ungewöhnliche Wesen ...“ versetzte Jacqueline. „Und es ist eine wahre Bosheit von ihnen, daß sie sich so recht im Schooße der Notre-Dame niedergelassen haben. ..“

„Indeß,“ fuhr sie fort, „ehe wir den Dechant zu Rathe ziehen, müssen wir doch wohl erst die edle und würdige Dame von der Gefahr benachrichtigen, in welche sie sich begeben hat. ..“

Als Jacqueline diese Worte gesagt hatte, ging sie mit dem Rathsdiener, der indeß keinen Augenblick vergessen hatte zu kauen, in das Haus zurück. Tirechair war in den Listen seines Handwerks ergraut und stellte sich daher, als halte er die Unbekannte für eine wirkliche Arbeiterin; diese anscheinende Gleichgültigkeit ließ aber dennoch die Furcht eines Hofmannes durchblicken, der ein königliches Incognito achtet.

In diesem Augenblicke schlug es sechs Uhr von dem Glockenthurme Saint Denis du Pas, einer kleinen Kirche, die zwischen Notre-Dame und dem Hafen von Saint-Landry lag, der ältesten Kathedrale von Paris, welche an eben

der Stätte erbaut war, wo man den heiligen Dionysius auf den Rost gelegt hatte, wie die Chronikenschreiber wenigstens behaupten. Sogleich schlug eine Uhr nach der andern in der ganzen Altstadt. Gleich darauf erhob sich ein verworrenes Toben auf dem linken Ufer der Seine, jenseits Notre-Dame, an der Stätte, wo die Hörsäle der Universität waren.

Bei diesem Zeichen hörte man den alten Gast des Rathsdieners auf seinem Zimmer gehen, und gleich darauf hörten der Rathsdiener, seine Frau und die Unbekannte rasch eine Thür öffnen und wieder schließen, worauf der schwere Tritt des Fremden auf den Stufen der innern Steige vernommen ward.

In Folge des Verdachts, welchen der Rathsdiener geäußert hatte, wurde die Erscheinung des alten Mannes zu einem anziehenden Ereignisse.

Die Züge Jacquelinens und ihres Mannes boten plötzlich einen so wundersamen Ausdruck dar, daß die Dame, wie solches bei allen liebenden Personen der Fall ist, den Schrecken des Ehepaares auf ihren Schützling bezog, von einer unbestimmten Furcht ergriffen wurde und mit einer gewissen Unruhe den Ausgang dieses plötzlichen Geheimnisses erwartete.

Der Fremde blieb einen Augenblick auf der Schwelle der Thür stehen und betrachtete die drei Personen, welche sich in dem Zimmer befanden, indem er seinen Gefährten unter ihnen zu suchen schien. So sorglos auch der Blick war, welchen er ihnen zuwarf, so mächtig ergriff derselbe dennoch die Herzen. Es war wahrhaft unmöglich, zu leugnen, daß die Natur diesem fast übernatürlichen Manne eine seltene Kraft verliehen habe.

Obgleich seine Augen unter den Bogen, die von seinen Brauen gebildet wurden, tief eingesunken waren, so waren sie doch, gleich denen einer Weihe, von so breiten Lidern eingefaßt und von so scharf bezeichneten schwarzen Kreisen umgeben, daß die Augäpfel hervorzuspringen schienen. Das Feuer dieses magischen Auges hatte etwas Despotisches und Durchdringendes, wovon das Herz ergriffen wurde. Es war das ein schwerer und gedankenvoller Blick, ein glänzender und leuchtender Blick, gleich dem der Vögel oder Schlangen, der aber entsetzte und niederschmetterte, weil er entweder ein maßloses Unglück, oder eine übermenschliche Macht aussprach.

Ueberdieß stand Alles an dem ganzen Manne im Einklange mit diesem schweren und feurigen, starren und beweglichen, strengen und ruhigen Blicke. Schienen irdische Aufregungen in diesen großen Adleraugen erloschen, so trug doch das Antlitz die Spuren unglücklicher Leidenschaften und getäuschter Hoffnungen. Er war hager und dürr. Die Nase ging gerade herab und verlängerte sich auf eine solche Weise, daß sie von den Nasenlöchern zurückgehalten schien. Alle Knochen des Antlitzes traten scharf hervor, gerade und lange Runzeln durchfurchten die fleischlosen Wangen. Man hätte ihn für das ausgetrocknete Bett eines Gebirgsbaches halten können, das durch die Tiefe der Auswaschungen die Wuth der Frühlingswässer verräth, auf irgend einen furchtbaren und ewigen Kampf deutet. Zwei breite Falten, welche von jeder Seite seiner Nase ausgingen und den Spuren glichen, die das Ruder einer Barke auf dem Wasserspiegel zurückläßt, drückten seinem Antlitz ein besonderes Siegel auf und verliehen seinem geschlossenen und geraden Munde den Cha-

rakter einer herben Wehmuth. Kurz, sein ganzes Antlitz schien düster, nur die ruhige Stirn trat mit einer gewissen Kühnheit hervor und krönte dieses Antlitz, wie mit einem Denkmale von Marmor.

Er behauptete jene unerschrockene und ernste Haltung, welche man durch das Unglück gewinnt, und die den Menschen eigen ist, welche von der Natur geschaffen sind, um leidenschaftslos einem wüthenden Haufen zu trotzen oder einer bevorstehenden Gefahr, und Jedermann fest in die Augen zu blicken. Er schien sich in einer eigenen Sphäre zu bewegen und auf die Menschheit tief hinabzublicken. Gleich wie sein Blick, so verriethen auch alle seine Bewegungen eine unwiderstehliche Macht; man mußte die Augen niederschlagen, wenn man von den seinigen getroffen wurde, mußte zittern, wenn seine Worte zum Herzen reden wollten. Eine schweigende und schreckliche Majestät umgab ihn, wenn er ging; seine fleischlosen Hände schienen die eines Kriegers zu sein, und man hätte ihn für einen Despoten ohne Schutzwache, für einen Gott ohne Strahlenkranz halten können.

Seine Tracht erhöhte noch und befestigte die Gedanken, welche aus den Eigenthümlichkeiten seines Ganges oder seiner Physiognomie entsprangen, und vervollständigte auf wundersame Weise dieses überraschende Wesen, so daß Geist, Körper und Kleid in der Art mit einander stimmten, daß der kälteste Eindruck auf das Gemüth daraus hervorgehen mußte.

Der Fremde trug eine Art Ueberwurf von schwarzem Tuch, ohne Aermel, welcher vorn zugehakt war, bis zu den Knieen hinabreichte und den Hals bloß ließ. Sein Wammes und seine Beinkleider waren ebenfalls schwarz. Auf dem

Haupte trug er ein sammetnes Baret, dem der Priester fast gleich, welches eine kreisförmige Linie um seine Stirn beschrieb, ohne daß ein einziges Haar unter demselben hervorragte. Mit einem düsterern Gewande konnte kein Mensch bekleidet sein. Hätte nicht ein langer Degen an seiner Seite gehängt, durch einen ledernen Gurt gehalten und durch einen Schlitz des Ueberwurfs sichtbar, so würde er von einem Geistlichen als Amtsbruder begrüßt sein. Obgleich von mittlerem Wuchs, schien er doch groß zu sein, besonders wenn man nur auf sein Antlitz blickte.

„Die Glocke hat geschlagen! . . . der Nachen wartet! Kommt Ihr denn nicht?“

Diese Worte, in einem schlechten Französisch ausgesprochen, hallten durch das ernste Schweigen, das rings umher herrschte.

Bei diesen Worten vernahm man ein leises Geräusch in dem andern Zimmer; der junge Mann flog wie ein Vogel die Treppe herab und erschien neben dem Andern.

Als er sich zeigte, ergoß sich eine Purpurröthe über das Antlitz der Dame; sie zitterte, wankte und bedeckte ihre Augen mit ihren weißen Händen.

Jedes andere Weib hätte vielleicht eben diese tiefe Aufregung fühlen können, wenn es einen Mann von etwa zwanzig Jahren erblickte, dessen Wuchs und Formen jedoch so zart waren, daß man ihn auf den ersten Blick für ein Kind oder für eine verkleidete Jungfrau zu halten vermocht hätte. Seine schwarze Kappe, ähnlich dem Baret der Basken, ließ eine Stirn erblicken, die weiß wie Schnee war, auf der Anmuth und Unschuld thronten, die eine göttliche Milde ausdrückte, den Widerschein einer Seele voll kindlichen Glau-

bens; die Phantasie eines Dichters hätte auf dieser Stirn den Stern suchen können, welchen, ich weiß nicht mehr in welchem Mährchen, eine Mutter die Pathenstelle vertretende Fee bat, auf die Stirn ihres Kindes zu drücken, das, gleich Moses einst, auf dem Wasser ausgesetzt werden sollte. Liebe schwebte in den blonden Locken, welche auf seine Schultern herabfielen. Sein Hals war weiß und von einer bewundernswürdigen Rundung, wie ein wahrer Schwanenhals! Seine blauen, lebensvollen und klaren Augen schienen nur an den Himmel zu denken. Er hatte einen berauschenden Blick, und alle Züge seines Angesichts, der Schnitt und die Farbe desselben, waren von einer solchen Vollendung und Zartheit, daß ein Maler dadurch entzückt wäre. Die Blüthe der Schönheit, die uns so kräftig auf weiblichen Gesichtern ergreift, jene ausgesuchte Reinheit der Lilien, verbanden sich hier mit männlicher Färbung, mit einer Kraft und Festigkeit, daß dadurch ein wonniger Contrast gebildet wurde. Kurz, er hatte eins jener melodievollen Gesichter, die selbst, wenn sie stumm sind, zu uns sprechen und uns anziehen. Er war eins jener bevorzugten Wesen, denen die Natur die Macht gegeben hat, durch den einfachen Anblick zu gefallen. Wenn man ihn aber mit ein wenig Aufmerksamkeit betrachtete, so erkannte man dennoch jene Art von Trauer, welche ein großer Gedanke oder die Leidenschaft aufdrückt, in der jungfräulichen Weiße der Haut und in einem matten grünlichen Anflug, welcher seinem reizenden Gesicht eine Aehnlichkeit mit einem jungen Blatte lieh, das seine zarten Linien in der Sonne entfaltet.

Nie hatte man also einen schroffern und lebhaftern Wi-

derspruch gesehen, als denjenigen, welchen die Vereinigung dieser beiden Wesen darbot.

Man glaubte ein schlankes und nettes Bäumchen zu sehen, das in der Höhlung einer alten Weide gewachsen ist, die von der Zeit benagt, von dem Blitz gespalten und ihrem Untergange nahe ist, so einer von jenen majestätischen Weiden, welche von Malern und Dichtern bewundert werden. Das zarte Bäumchen fühlt sich in ihr gegen Stürme geschützt.

Der Eine war ein Gott, der Andere ein Engel: Dieser der Dichter, welcher fühlte; Jener der Dichter, welcher seine Gedanken aussprach: kurz, ein leidender Prophet der Eine, war ein betender Levit der Andere.

Schweigend und ohne zu grüßen gingen sie vorüber.

„Habt Ihr gesehen, wie er ihm zupfiff? . . .“ fragte der Stadtdiener in dem Augenblicke, als man die Schritte der beiden Fremden auf dem Sande des Ufers nicht mehr hörte. „Ist das nicht ein Teufel mit seinem Pagen? . . .“

„Hu! . . . mich überlief es so eiskalt,“ antwortete Jacqueline. „Noch hatte ich sie nie so aufmerksam betrachtet. Ist das nicht ein Unglück für uns arme Frauen, daß der Teufel ein so hübsches Gesicht annehmen kann! . . .“

„Ja, sprenge ihm Weihwasser entgegen,“ sagte Tirechair, „und Du wirst sehen, wie er sich in einen Krebs verwandelt. . . Ich zeige das dem geistlichen Gerichte an.“

Bei diesen Worten erwachte die Dame aus der Träumerei, in welche sie versunken war, und blickte den Rathsdiener an, der bereits seine blau und rothe Jacke anzog.

„Was wollt Ihr? . . .“ fragte sie.

„Nun . . . die Gerechtigkeit davon benachrichtigen, daß

wir Hexenmeister im Hause beherbergen, denn wir müssen uns unserer Haut wehren."

Die Unbekannte lächelte.

„Ich bin die Gräfin Mahaut! . . ." sagte sie darauf und erhob sich mit einer Würde, daß der Rathsdiener sich tief demüthigte.

„Hütet Euch," fuhr sie dann fort, „Euern Gästen den geringsten Kummer zu veranlassen. Ehret besonders den Greis. Ich habe ihn bei Euerm königlichen Herrn gesehen, der ihn höflich empfing. Es würde Euch schlecht bekommen, wolltet Ihr ihm den geringsten Kummer veranlassen. Was meinen Aufenthalt in Eurem Hause betrifft, so laßt davon kein Wort verlauten! . . . — Wenn Euch Eure Ruhe lieb ist . . ."

Die Gräfin schwieg und versank in ein tiefes Nachdenken; bald erhob sie aber das Haupt wieder und gab Jacqueline ein Zeichen, worauf sich Beide in Jodefroy's Zimmer begaben.

Die schöne Gräfin betrachtete das Bett, die hölzernen Stühle, die Truhe, die Tapeten, den Tisch, und empfand dabei eine Freude, wie ein Verbannter, wenn er bei der Rückkehr in seine Heimath am Fuße eines Hügels die an einander gedrängten Dächer seiner Geburtsstadt erblickt.

„Wenn Du mich nicht getäuscht hast," sagte sie zu Jacqueline, „so verspreche ich Dir hundert Thaler in Gold. . ."

„Sehen Sie, Madame," antwortete die Hausfrau, „der arme Engel ist ohne Mißtrauen, und hier ist all' sein Hab' und Gut! . . ."

Als Jacqueline diese Worte gesagt hatte, öffnete sie die Schublade eines Tisches und zeigte einige Pergamente.

„O Gott der Güte!“ rief die Gräfin aus, indem sie einen Vertrag ergriff, der plötzlich ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, und unter demselben las:

„Gothofredus comes Gantiacus!“

Sie ließ das Pergament fallen und fuhr mit der Hand über ihre Stirn; ohne Zweifel betrübte sie sich, daß sie Jacqueline ihre Aufregung hatte bemerken lassen, weßhalb sie sogleich wieder eine ruhige Haltung annahm und sagte:

„Ich bin befriedigt! ...“

Dann stieg sie die Treppe hinab und verließ das Haus.

Der Rathsdiener und seine Frau hatten sich auf die Schwelle ihrer Thür gesetzt und sahen, wie sie den Weg nach dem Hafen einschlug. Ein Fahrzeug war dort angebunden. Als die Schritte der Gräfin vernommen werden konnten, erhob sich plötzlich ein Bootsknecht, half der schönen Arbeiterin, sich auf eine Bank niederlassen, und ruderte dann mit einer solchen Hast, daß das Fahrzeug einer Schwalbe gleich über die Seine dahinflog.

„Bist Du dumm! ...“ sagte Jacqueline und schlug dem Rathsdiener auf die Schulter. „Wir haben heute Morgen hundert Thaler in Gold verdient! ...“

„Ich mag weder vornehme Herren noch Hexenmeister in meinem Hause haben,“ antwortete der Rathsdiener. „Ich mag nicht entscheiden, welche von Beiden uns am schnellsten an den Galgen bringen können...“

„Ich gehe jetzt,“ fuhr er darauf fort und nahm seine Hellebarde, „um auf der Seite von Champfleuris zu sehen, ob das Saumband stets schlechter ist, als das Tuch. Ha! mag Gott uns gnädig sein und mich irgend eine Galloise

treffen lassen, welche ihre goldenen Ringe angesteckt hat, um in der Dunkelheit zu glänzen wie ein Leuchtwürmchen."

Jacqueline, die allein im Hause zurückgeblieben war, stieg nun eilig in das Zimmer des unbekannten Herrn hinauf, um irgend etwas zu finden, was ihr in dieser geheimnißvollen Angelegenheit Licht geben könnte. Aehnlich jenen Gelehrten, welche sich unsägliche Mühe geben, um die klaren und einfachen Grundsätze der Natur verwickelt zu machen, hatte sie einen unförmlichen Roman aufgebaut, welcher ihr die Vereinigung dieser drei räthselhaften Personen unter ihrem armen Dache erklären sollte. Sie durchsuchte die Truhe, prüfte Alles, konnte aber nichts Außergewöhnliches entdecken; auf dem Tische erblickte sie ein Schreibzeug und einige Blätter Pergament, da sie aber nicht lesen konnte, so vermochte sie auch aus diesem Funde nichts abzunehmen.

Ein weibliches Gefühl verlockte sie in das Zimmer des schönen jungen Mannes und durch das Fenster desselben sah sie ihre beiden Miethsleute, welche eben auf der Fähre über die Seine setzten.

„Sind sie doch wie zwei Bildsäulen! ..." sagte sie. — „Ha! ha! sie landen vor der Rue du Fouarre! — Ist der schnell, der kleine Liebling! ... Er sprang auf das Ufer wie ein Reh... Der Alte sieht neben ihm wie eine Kathedrale aus... Sie gehen nach der alten Schule der vier Nationen... Da! ... nun sehe ich sie nicht mehr."

„Alles scheint hier in seinem Geiste zu athmen!" fuhr sie dann mit einem Blick auf das Stubengeräth fort. „Er ist so gefällig und höflich! Ach! diese Herren sind doch ganz anders gemacht als wir."

Jacqueline stieg die Treppe hinunter, nachdem sie mit

der Hand über die Bettdecke gestrichen und die Truhe abgestäubt hatte. Dann fragte sie sich zum hundertsten Male seit sechs Monaten:

„Wo Teufel mag der die ganzen langen Tage mit hinbringen! ... Er kann doch nicht immer nach dem blauen Himmel schauen und nach den lieben Sternlein, die unser Herrgott dran gesetzt hat? ... Das liebe Kind hat irgend einen Kummer... Warum spricht er aber fast nie mit dem alten Herrn?“

Dann verlor sie sich in ihren Gedanken, welche in ihrem weiblichen Gehirne durch einander liefen wie die Faden eines Netzes.

---

2. Der Doctor der mystischen Theologie.

Der Greis und der junge Mann waren in der That in einen der Hörsäle getreten, durch welche die Rue du Fouarre damals in ganz Europa berühmt war.

Der berühmte Sigier, der größte Doctor der mystischen Theologie an der Pariser Universität, bestieg seinen Lehrstuhl in dem Augenblicke, als die beiden Miethsleute Jacquelinens in der alten Schule der vier Nationen in einen großen niedrigen Saal traten, welcher zu ebener Erde lag.

Die kalten Steinplatten des Fußbodens waren mit frischem Stroh bedeckt, auf welches eine ziemliche Anzahl von Studenten sich mit einem Knie niedergelassen hatten, während sie sich des andern erhobenen Kniees als eines Schreibtisches bedienten, um das, was ihr Lehrer aus dem Stegreif vortrug, mit Hilfe jener Abkürzungen zu stenographi-

ren, welche unsere heutigen Entzifferer in Verzweiflung versetzen.

Der Saal war nicht nur mit Studenten gefüllt, sondern man sah auch die ausgezeichnetsten Männer der Geistlichkeit, des Hofes und der Gerichte. Man fand dort fremde Gelehrte, Kriegshelden und reiche Bürger.

Dort versammelten sich jene breiten Gesichter, jene vorragenden Stirnen, jene ehrwürdigen Bärte, die uns eine Art von Ehrfurcht gegen unsere Vorfahren einflößen, wenn wir die Bilder aus dem Mittelalter betrachten. Hagere Gesichter mit strahlenden und eingesunkenen Augen, über denen sich kahle Schädel erhoben, vergelbt unter den Anstrengungen und Ermüdungen einer ohnmächtigen Scholastik, der Lieblingsleidenschaft des Jahrhunderts, contrastirten mit glühenden jungen Häuptern, mit ernsten Männern, mit kriegerischen Gestalten, mit den gerötheten Wangen einiger Geldmänner. Solche Vorlesungen, solche gelehrte Streite, solche Aufstellungen, die von den glänzendsten Talenten des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts vertheidigt wurden, erregten die Begeisterung unserer Väter. Das waren ihre Stiergefechte, das ihre italienische Oper, ihre Trauerspiele, ihre Ballette, kurz, ihr ganzes Theater; denn die Geheimnisse selbst wurden stets erst nach jenen geistreichen Kämpfen entschleiert. So wurde also damals durch eine beredte Begeisterung, welche den geschickt gehandhabten Reiz der menschlichen Sprache mit den Feinheiten der Rednerkünste vereinte, und durch kühne Untersuchungen der Geheimnisse Gottes jegliche Neugierde befriedigt, das Herz ergriffen und ein Schauspiel dargestellt, wie es damals Mode war.

Die Theologie umfaßte damals alle Wissenschaften; sie war die Wissenschaft selbst und eröffnete denen eine fruchtreiche Zukunft, welche sich in jenen Zweikämpfen auszeichneten, in denen die Redner, wie einst Jacob, mit dem Geiste Gottes kämpften. Die Gesandten, die Schiedsmänner zwischen Fürsten, die Kanzler, die kirchlichen Würdenträger wurden nur unter Männern gewählt, deren Rede durch die Gewohnheit an theologische Controversen kräftig geworden war. Das war die Rednerbühne der damaligen Zeit. Dieses System lebte, bis Rabelais dem Ergotismus durch seine schrecklichen Spöttereien den Todesstoß versetzte, gleich wie Cervantes durch ein geschriebenes Lustspiel das Ritterthum mordete.

Um jenes außerordentliche Jahrhundert zu begreifen, so wie den Geist, welcher die Meisterwerke desselben eingab, selbst auch seine Barbarei, reicht es hin, die Einrichtungen der Pariser Universität kennen zu lernen und die wunderliche Lehrweise, die damals eingeführt war.

Die Theologie theilte sich in zwei Facultäten: in die eigentliche Theologie und in die Decrete.

Die Facultät der Theologie hatte drei Sectionen: die Scholastik, die Kanonik und die Mystik.

Es würde zu weit führen, diese einzelnen Sectionen näher kennen zu lernen, da jetzt nur eine derselben unsere Theilnahme fesselt.

Die mystische Theologie umfaßte die Offenbarungen und die Erklärungen der Wunder.

Dieser Zweig der alten Theologie ist der einzige, der in unsern Zeiten in Ehren geblieben ist. Jacob Böhme, Swedenborg, Saint-Martin; die Damen Guyon, Bourignon

und Krüdener, die große Secte der Schwärmer, die der Illuminaten, diese Alle haben in verschiedenen Zeitläuften auf kräftige Weise die Lehren jener Wissenschaft, deren Zweck etwas Gewaltiges und Riesenhaftes ist, vom Tode errettet. Wie in den Zeiten des Doctor Sigier, so handelt es sich auch noch heutiges Tags darum, dem Menschen Schwingen zu verleihen, um einzudringen in das Allerheiligste, wo Gott sich unsern Blicken entzieht.

Diese Abschweifung war zum Verständniß der Scene nothwendig, bei welcher der Greis und der Jüngling, die aus dem Hause des Stadtdieners ausgegangen waren, zugegen sein sollten. Sie wird uns gegen jeden Vorwurf schützen. Manche vorlaute Menschen könnten uns sonst einer poetischen Lüge zeihen und uns der Uebertreibung beschuldigen.

Der Doctor Sigier war ein großer Mann im kräftigsten Alter. Die Jahrbücher der Universität haben uns eine Beschreibung seiner Züge aufbewahrt, und dieser nach muß er eine überraschende Aehnlichkeit mit Mirabeau gehabt haben. Das Siegel einer scharfen, geistreichen, furchtbaren Beredtsamkeit war ihm aufgedrückt; auf seiner Stirn aber erblickte man die Zeichen einer religiösen Gläubigkeit und einer glühenden Frömmigkeit, welche seinem Nachfolger fehlten; überdieß besaß seine Stimme eine einschmeichelnde Anmuth, einen gewinnenden Klang.

Das Licht der untergehenden Sonne, welches durch die kleinen in Blei gefaßten Scheiben nur sparsam einfiel, goß jetzt launenhafte Färbungen über die Versammlung und schuf hie und da wundersame Contraste durch die Gegensätze einer sanften Beleuchtung und einer vollkommenen Dunkelheit.

Hier blitzten glühende Augen aus dunkeln Ecken; dort fielen Strahlen der Sonne über schwarze Haare, welche über den in Schatten versenkten Gesichtern zu leuchten schienen; inmitten eines Halbdunkels erschienen einige weiße Schädel, ähnlich den Zinnen einer alten Burg, welche in einer schönen Nacht vom Mondschein versilbert werden; alle diese Häupter aber richteten sich gegen den Doctor und zeigten eine Ungeduld, wenn sie auch stumm blieben. Die eintönigen Stimmen der andern Lehrer hallten durch das Schweigen der einsamen Straßen.

Da wurde durch die Tritte der beiden Unbekannten, welche in diesem Augenblicke erschienen, die Aufmerksamkeit rege gemacht, und der Doctor Sigier, welcher eben bereit war seinen Vortrag zu beginnen, blickte nach einem Sitze umher, als er den majestätischen Greis stehen sah. Das Gedränge war jedoch so groß, daß er keinen Sitz mehr fand, deßwegen stieg er selbst von seinem Katheder herab, kam ihm mit achtungsvollen Blicken entgegen und überreichte ihm den eigenen Schämel.

Die Versammlung billigte diese Gunstbezeigung durch ein lautes Gemurmel des Beifalls, denn man erkannte in dem Greise den Heros einer bewundernswürdigen Disputation, die erst kürzlich in der Sorbonne gehalten war. Als der Unbekannte sich niedergesetzt hatte, und über die Versammlung jenen gewaltigen und tiefen Blick schweifen ließ, der ein ganzes Gedicht des Unglücks und der Schwermuth erzählte, da empfand mehr als Einer ein unbeschreibliches Beben.

Der Jüngling, dessen Loos mit dem des greisen Unbekannten verknüpft schien, setzte sich auf eine Stufe des Lehr-

stuhls und lehnte sich gegen denselben in einer reizenden Haltung der Anmuth und Trauer.

Nun wurde das Schweigen vollkommen und die Schwelle der Thür, die Straße selbst wurde in wenigen Augenblicken von einer Menge von Schülern eingenommen, die aus den andern Hörsälen kamen.

Der Doctor Sigier hatte zunächst eine kurze Uebersicht der Lehrsätze zu geben, die er in seinen letzten Vorlesungen über die Auferstehung, den Himmel und die Hölle aufgestellt hatte.

Seine wundersame Lehre entsprach den Sympathieen der damaligen Zeit und genügte jenem ungemessenen Streben nach dem Wunderbaren, welches die Menschen in allen Jahrhunderten gequält hat. Diese außerordentliche Anstrengung des Menschen, um etwas Unendliches zu ergreifen, das ewig seinen schwachen Händen wieder entgeht, dieser letzte Kampf des Denkens mit sich selbst, war ein Werk würdig einer Versammlung, in welcher damals alle Lichter jenes Jahrhunderts glänzten, wo vielleicht die gewaltigste menschliche Phantasie erstrahlte.

Zunächst erinnerte der Doctor ganz einfach und in einem sanften und ruhigen Tone an die hauptsächlichsten Grundsätze, welche er in den früheren Vorlesungen aufgestellt hatte.

Der Verstand war bei keinem Menschen dem irgend eines andern gleich.

Hatte der Mensch ein Recht, seinen Schöpfer wegen der Ungleichheit der dem Einzelnen verliehenen geistigen Kräfte zur Rechenschaft zu ziehen?

Mußte man nicht, ohne gänzlich in die Absichten Got-

tes eindringen zu wollen, in der That anerkennen, daß in Folge der allgemeinen Unähnlichkeiten die Kräfte des Verstandes in verschiedene große Sphären getheilt werden müßten?

Gab es nicht von der Sphäre an, in welcher der geringste Verstand glänzte, bis zu derjenigen, in welcher die Seelen ein gewissermaßen hehres Leben erreichten, eine wahrhafte Stufenleiter des Geistes?

Verstanden sich nicht die Geister, welche derselben Sphäre angehörten, auf brüderliche Weise in Gedanken und Gefühlen? ...

Nun entwickelte der Doctor die wundersamen Lehrsätze in Bezug auf Sympathieen, erklärte in einer biblischen Sprache alle Erscheinungen der Liebe, alle instinktmäßigen Abstoßungen, die Vorgefühle, die lebhaften Anziehungen, welche sich über die Gesetze des Raumes hinwegheben, die plötzlichen Verbindungen zwischen Menschen, denen es vorkommt, als hätten sie sich schon längst gekannt. Dann, in Bezug auf die verschiedenen Grade der Stärke, deren unsere Freundschaft, unser Haß und unsere Neigungen fähig wären, so erklärte er dieselben durch den mehr oder weniger dem Mittelpunkte genäherten Platz, welchen die Wesen in ihren einzelnen Kreisen einnähmen.

Dann entwickelte er auf sophistische Weise einen großen Gedanken von Gott in der Unterordnung der verschiedenen menschlichen Sphären.

Für den Menschen schüfen diese, sagte er, eine Mittelswelt, zwischen dem Verständniß des Thieres und dem Verständniß der Engel.

Die auf einander folgenden Verwandlungen der Pup-

pen, in welche Gott solchergestalt unsere Seelen geschlossen hätte, und diese Art infusorischen Lebens, welche sich von einer Zone zur andern immer kräftiger, geistreicher, hellsehender mittheilte, versinnlichten auf eine verworrene, aber für die unerfahrenen Zuhörer vielleicht ziemlich wunderbare Weise die Bewegung, welche der Höchste der ganzen Natur verliehen hatte.

Unterstützt durch die Stellen der heiligen Schrift, deren er sich bediente, um sich selbst zu erklären, um durch handgreifliche und in die Augen springende Bilder die abstracten Begriffe auszudrücken, für die er keine Worte fand, schwenkte er den Geist Gottes, wie eine Fackel, durch die Tiefen der Schöpfung, und das mit einer siegenden Beredtsamkeit, die ihm eigenthümlich war und durch welche die Ueberzeugung seiner Zuhörer erzwungen werden mußte.

Indem er solchergestalt dieses geheimnißvolle System in allen seinen Folgen entwickelte, gab er den Schlüssel zu allen Symbolen, rechtfertigte die Berufungen, die eigenthümlichen Gaben, die Verschiedenheiten des Genies und die menschlichen Talente.

Plötzlich war er ganz instinktmäßig zum Physiologen geworden und gab eine Rechenschaft von der Aehnlichkeit mit manchen Thieren, die sich in den Zügen der Menschen finde, indem er diese Aehnlichkeit durch Analogien mit unseren ersten Anfängen und durch die ansteigende Bewegung der ganzen Schöpfung erklärte. Er führte den Zuhörern das Spiel der Natur vor, behauptete eine besondere Sendung, eine Zukunft der Pflanzen, der Mineralien und Thiere. Mit der Bibel in der Hand behauptete er die Möglichkeit, durch den Glauben aus einer Sphäre in die andere zu gelangen,

nachdem er den Körper spiritualisirt und den Geist materialisirt hatte, nachdem er gezeigt, daß sich der Wille überall sichtbar mache, und Achtung für seine geringsten Werke heische.

Das war der erste Theil seines Vortrags, dessen Lehren er in geschickten Abschweifungen auf das System der Feudalität anwandte. Die religiöse und weltliche Poesie, die abrupte Beredtsamkeit der damaligen Zeit erhielten bedeutende Stellen in jener gewaltigen Theorie, in der alle philosophischen Systeme des Alterthums verschmolzen wurden.

Bewaffnet mit den mystischen Darlegungen der wirklichen Welt, erbaute der Doctor Sigier noch eine andere Mittels-Welt, dere stufenweise ansteigende Sphären uns von Gott trennten, gleich wie die Pflanze durch eine endlose Menge von Kreisen, die erst überwunden werden mußten, von dem Menschen getrennt wäre.

Dann bevölkerte er den Himmel, die Sterne, den Mond, die Sonne... Im Namen des heiligen Paulus bekleidete er die Menschheit mit einer neuen Kraft. Es wäre ihr verliehen anzuklimmen, von Welt zu Welt, bis zu den Quellen des Lebens. Die mystische Leiter Jacobs wäre die religiöse Formel dieses göttlichen Geheimnisses und der durch die heiligen Bücher überlieferte Beweis des Thatsächlichen.

Dann schwang er sich in den endlosen Raum hinaus, riß die leidenschaftlichen Seelen auf den Schwingen seines Wortes mit sich fort, ließ seine Zuhörer die Ewigkeit und das Unendliche fühlen und versenkte sie in den himmlischen Ocean, gleich wie in unsern Tagen Göthe in seinem Faust und Lord Byron im Manfred das zu thun versucht haben; denn die verzweifelten Versuche unserer neuen Poesie sind

zum Verständniß der bizarren Anstrengungen des menschlichen Geistes in jenen Tagen der Barbarei nothwendig.

Dann erklärte er auf eine logische Weise die Hölle durch andere Kreise in umgekehrter Ordnung jener glänzenden Sphären, welche zu Gott hinführten, und wo an die Stelle des Lichtes und des Geistes nur die Leiden treten. Die Martern der Hölle waren begreiflich, wie die Wonnen des Himmels. Die Anhaltspunkte der Vergleichung fand er in den Uebergängen unseres menschlichen Lebens, in seinen verschiedenen Atmosphären des Schmerzes und des Verständnisses. So fanden sich denn die wundersamsten Fabeln von der Hölle und dem Fegefeuer auf eine natürliche Weise verwirklicht.

Er entwickelte auf bewundernswürdige Weise die ursprünglichen Gründe unserer Tugenden.

Der fromme Mensch, der auf dem Wege der Armuth dahin schreite, stolz durch sein Bewußtsein, stets im Frieden mit sich selbst, und sich nimmer in seinem Herzen belüge, ungeachtet er das Laster triumphiren sähe, wäre ein gestrafter, gefallener Engel, der sich seines Ursprungs erinnere, seine Belohnung ahne, seine Aufgabe erfülle, seiner schönen Sendung gehorche.

Die erhabenen Entsagungen des Christenthums erschienen nun in ihrem ganzen Glanze. Er legte die Märtyrer auf ihre flammenden Scheiterhaufen und raubte ihnen fast ihr Verdienst, indem er ihre Schmerzen und Leiden von ihnen nahm, sie als Engel im Himmel zeigte, während nur die äußere Rinde des Menschen dem Henker verblieb... Er zeigte, er schilderte, er ließ an himmlischen Zeichen die Engel unter den Menschen erkennen, wie es deren auch über den Menschen gäbe...

Dann wußte er den wahren Sinn des Wortes Fall zu entwickeln. Er bezog sich auf die verwerflichsten Ueberlieferungen, um die Wahrheit unsers Ursprunges zu zeigen, und erklärte mit einer außerordentlichen Schärfe die Leidenschaft aller Menschen, sich zu erheben und emporzusteigen, diese instinktmäßige Ehrsucht, die stete Enthüllung unserer Bestimmung.

Mit einem Blicke ließ er dann seine Zuhörer das ganze Weltall überschauen und zeigte das Wesen Gottes selbst, wie er gleich einem gewaltigen Strome von dem Mittelpunkte nach den Enden und von den Enden nach dem Mittelpunkte fließe. Die Natur wäre eins und ganz, und in dem anscheinend hinfälligsten Werke, gleich wie in dem gewaltigsten, gehorchte Alles diesem Gesetze. Jede Schöpfung liefere davon im Kleinen ein genaues Bild, sowohl der Saft der Pflanze, wie das Blut des Menschen oder der Lauf der Gestirne.

Er häufte Beweis über Beweis, und versinnlichte stets seine Gedanken durch ein Gemälde voll Harmonie, reich an Poesie und hinreißend durch Anmuth.

Uebrigens ging er allen Einwürfen kühn entgegen.

Eben so schmetterte er durch beredte Fragen die Denkmäler unserer Wissenschaften und alle Ueberfruchtungen der Menschheit nieder. Er fragte, ob unsere Kriege, ob unsere Leiden, ob unsere Verderbniß die große Bewegung hemmen könnten, in welche Gott alle Welten versetzt habe? . . . Dann machte er die menschliche Ohnmacht lächerlich. Er zeigte, wie die größten Werke der Menschheit allenthalben wieder verschwänden. Er rief die Manen von Tyrus, von Carthago, von Babylon auf, er befahl Jerusalem zu

erscheinen, und suchte, ohne sie zu finden, die ephemeren Furchen unsers Pfluges...

Die Menschheit schwebte über die Welt dahin, gleich einem Schiffe, dessen Furchen, so tief sie auch gehen mögen, doch schnell wieder auf der friedlichen Fläche des Oceans verschwinden.

Das waren die Grundgedanken des Vortrags, den der Doctor Sigier hielt; Gedanken, die er in die mystische Sprache und das bizarre Latein kleidete, welches damals gebräuchlich war. Die heilige Schrift, die er vorzugsweise studirt hatte, lieferte ihm die Waffen, mit denen er erschien, um den Gang seines Jahrhunderts zu lenken. Er barg seine Kühnheit unter seiner großen Gelehrsamkeit, gleich wie unter einem Mantel, seine Philosophie unter der Heiligkeit seiner Sitten.

Als er so seine Zuhörer Angesicht gegen Angesicht Gott gegenüber gestellt hatte, als er ihnen die Welt mit einem Gedanken begreiflich gemacht und fast den Gedanken der Welt entschleiert hatte, da blickte er auf die schweigende Versammlung, die mit klopfenden Herzen seinen Worten lauschte. Dann wandte er sich mit einem fragenden Blicke an den Fremden, und angespornt ohne Zweifel durch die Gegenwart dieses wunderbaren Mannes, fügte er folgende Worte hinzu, die wir aus dem verderbten Latein des Mittelalters übersetzt haben:

„Wo glaubt Ihr, daß der Mensch diese fruchtbaren Wahrheiten schöpfen könne, wenn nicht im Schooße der Gottheit selbst? Wer bin ich? Der schwache Uebersetzer einer einzigen Zeile, die uns der mächtigste der Apostel ver=

macht hat, einer einzigen Zeile, die zwischen andern tausenden eben so lichtvoll strahlenden dasteht."

„Vor uns Allen hat schon der heilige Paulus gesagt: In Gott leben, weben und sind wir. Wir leben, wir sind, wir bewegen uns in Gott selbst."

„Da wir heutiges Tages weniger gläubig und mehr gelehrt sind, oder weniger belehrt und mehr ungläubig, so könnten wir den Apostel fragen: Wozu diese ewige Bewegung? Wohin zielt dieses in Sphären vertheilte Leben? Warum dieses Verständniß, das mit den undeutlichen Wahrnehmungen des Marmors beginnt, und dann von Sphäre zu Sphäre bis zu den Menschen ansteigt, bis zu dem Engel, bis zu Gott. Wo ist die Quelle, wo das Meer? ... Ob das Leben, wenn es durch die Welten und Gestirne hindurch, durch den Körper und den Geist bis zu Gott gelangt ist, an dem andern Ende wieder abwärts steigt? ... Ihr möchtet das Weltall von beiden Seiten schauen. Ihr möchtet den Herrscher anbeten, unter der Bedingung, daß Ihr Euch einen Augenblick auf seinen Thron setzen könntet. Unverständige, die wir sind! Wir versagen den verständigsten Thieren die Gabe, unsere Gedanken und den Zweck unserer Handlungen zu begreifen; wir sind ohne Mitleid gegen die Sphären, die unter uns stehen; wir verbannnen dieselben aus unserer Welt; wir streiten ihnen die Fähigkeit ab, das menschliche Denken zu errathen, und wir möchten den höchsten aller Gedanken kennen lernen! ... den Gedanken der Gedanken! Wohl denn! Geht! Klimmt an durch den Glauben von Welten zu Welten! ... Durchfliegt die Räume! Der Gedanke, die Liebe und der Glaube sind die geheimnißvollen Schlüssel dazu! Setzt über die Kreise und Sphären

hinweg und gelangt zum Throne. Gott ist gnädiger, als Ihr es seid! Er hat seinen Tempel allen seinen Geschöpfen geöffnet; allein vergeßt nicht das Beispiel eines Moses! Zieht Eure Schuhe aus, bevor Ihr in das Heiligthum tretet, reinigt Euch von allem Schmutz, tretet vollständig aus Eurem Körper heraus, denn Gott! ... Gott — Gott ist das Licht! ..."

In dem Augenblicke, als der Doctor Sigier mit glühendem Antlitz und hoch erhabener Hand dieses große Wort aussprach, fiel ein Strahl der Sonne durch ein geöffnetes Fenster und warf wie durch einen Zauber einen goldenen Glanz über die Versammlung, der dieselbe gleich wie mit einem leuchtenden Leichentuche bedeckte.

Alle klatschten in die Hände und betrachteten diese Wirkung der untergehenden Sonne wie ein Wunder.

Einstimmig erhob sich der Ruf:

„Vivat! Vivat! ..."

Der Himmel selbst schien seinen Beifall zu spenden.

Godefroy, von Ehrfurcht ergriffen, blickte abwechselnd auf den Greis und auf den Doctor Sigier, die mit leiser Stimme mit einander sprachen.

„Ruhm dem Meister! ..." sagte der Fremde.

„Was bedeutet ein vergänglicher Ruhm?" antwortete Sigier.

„Ich möchte meinen Dank verewigen können. .."

„Wohl denn!" versetzte der Doctor, „eine Zeile von Euch wird gewiß der Zukunft mein Andenken erhalten. .."

„Ach! kann man das geben, was man nicht hat? ..." versetzte der Unbekannte.

Begleitet von der Menge, welche ihnen nachging, allein

eine ehrfurchtsvolle Entfernung beobachtete, schritten Godefroy, der Greis und Sigier gleich Königen, die von ihren Hofleuten gefolgt werden, nach dem morastigen Ufer zu, wo damals noch keine Häuser standen, aber der Fährmann auf sie wartete.

Der Doctor und der Fremde unterhielten sich weder in lateinischer, noch in französischer Sprache; sie redeten eine unbekannte Sprache, allein ihre Hände waren abwechselnd gen Himmel und nach der Erde gerichtet, und mehr als einmal geleitete Sigier, dem das Ufer bekannt war, den Greis mit einer besondern Sorgfalt über die schmalen Bretter, die wie Brücken über den Koth gelegt waren. Die Versammlung schaute neugierig nach, und einige der Zuhörer beneideten den Jüngling um das Vorrecht, den beiden Fürsten des Wortes folgen zu dürfen.

Endlich begrüßte der Doctor den Greis und sah den schmalen und leichten Nachen des Fährmanns abstoßen...

Als der Nachen sanft über die weite Fläche der Seine dahinschwebte und die Seele in eine wonnige Stimmung einwiegte, da erhob sich roth und strahlend der Mond, gleich einer Feuersbrunst, die am Horizont auflodert, und warf seine Strahlen zwischen einigen Wolken hindurch, indem er Ströme von Licht über die Gefilde ausgoß, sie mit seinen rothen Tönen und braunen Schatten färbte, die Dächer der Hütten und die Spitzen der Häuser erhellte, die Thürme von Philipp Auguste aber mit Feuer einfaßte... Jedes Herz mußte bei diesem Anblick erbeben, denn die Natur hatte sich in eine wundersame Schönheit gekleidet.

Als der Fremde dieses Schauspiel betrachtet hatte, da

netzte eine Thräne seine Wimpern, denn mächtige Erinnerungen dämmerten in seiner Brust auf.

Auch Godefroy weinte, während er den Himmel bewunderte; seine Hand traf die des Greises, und dieser wandte sich gegen ihn um und ließ ihn seine Aufregung sehen. Ohne Zweifel glaubte er, daß seine Manneswürde leiden möchte, wenn man seine Rührung sähe, deßwegen sagte er mit ernster Stimme zu dem Jünglinge:

„Ich beweine mein Vaterland! ...“

„Ich bin verbannt,“ fuhr er dann fort, „verbannt! ... Ach! junger Mann, um diese Stunde gerade war es, daß ich mein Vaterland verließ ... allein dort kamen die Leuchtwürmchen um diese Stunde aus ihren Schlupfwinkeln und hängten sich gleich eben so viel Diamanten an die Zweige der Gebüsche; dort ist zur Abendzeit der Seewind milde und angenehm, gleich der süßesten Poesie. Am Horizont sah ich gleichsam ein himmlisches Jerusalem, eine goldene Stadt, deren Namen ich nicht aussprechen kann! ... Dort schlängelte sich auch ein Fluß ... jene Stadt, jener Fluß, jene Denkmäler der Kunst, jene reizenden Aussichten, im Westen begrenzt durch die blauen Wogen des Meeres, schienen sich hier zu verbinden, dort von einander zu trennen... Das war ein harmonischer Kampf, der meine Blicke erfreute, der mir Liebe einflößte ... wo ist er geblieben? ... Und die Wogen des Meeres gewannen im Glanze der Abendsonne phantastische Färbungen und stellten wundersame Gemälde dar. Die Sterne strahlten ein wohlthuendes Licht aus; der Schein des Mondes verlieh den Bäumen, den Farben, den Gestalten ein neues Leben ... dann sah man in den Schlössern meines Vaterlandes die Fenster von Lichtschein erstrah-

len! ... O mein Vaterland, meine Liebe, ich sagte euch ein Lebewohl! ... Die Stadt schien zu reden und mich zurückzurufen. Rauchsäulen erhoben sich über den Denkmälern des Alterthums, deren weißer Marmor durch die Nacht strahlte. Die Linien des Horizonts erblickte man noch durch die Nebel des Abends... Alles war Harmonie, Alles Geheimniß. Die Natur sagte mir kein Lebewohl, sie wollte mich behalten. Ach! meine Mutter und mein Kind, meine Gattin und mein Ruhm, die Glocken selbst beweinten meine Aechtung. O wunderbares Land, schöner als der Himmel!... Seit jener Stunde ist das Weltall mein Kerker gewesen... O mein Vaterland! ... warum hast Du mich verstoßen! ...“

„Allein ich werde siegen! ...“ rief er dann aus und legte in diese Worte einen solchen Ausdruck der Ueberzeugung, sprach sie mit einem so durchdringenden Klang, daß selbst der Fährmann zusammenfuhr und den Ton einer Trompete gehört zu haben glaubte.

Der Greis stand aufrecht, in einer prophetischen Haltung; er blickte gen Süden und zeigte mit seinen Fingern dahin, wo sein Vaterland lag. Die Blässe seines Antlitzes war der glühenden Röthe des Triumphs gewichen, seine Augen funkelten; er hatte eine Majestät wie ein Löwe, der seine Mähne sträubt.

„Und Du, armes Kind! ...“ fuhr er dann fort mit einem Blicke auf Godefroy, dessen Wangen von einem Rosenkranze glänzender Thränenperlen gesäumt waren, „hast Du, gleich wie ich, die blutigen Seiten des Lebens kennen gelernt? Warum weinst Du? wornach kannst Du Dich sehnen in Deinem Alter? ...“

„Ach!“ sagte Godefroy, „nach einem Vaterlande, das

schöner ist, als alle Länder der Erde, nach einem Vaterlande, das ich nie gesehen habe und das dennoch meiner Erinnerung vorschwebt... O! könnte ich mit ausgebreiteten Schwingen die Räume durchfliegen...“

Der Fremde wurde durch diese Worte lebhaft gerührt. Dann richtete er seinen schweren Blick auf den jungen Mann und machte ihn dadurch verstummen. Nun unterhielten sich Beide auf beredte Weise, und ohne doch ein Wort zu sprechen, durch eine unerklärliche Ergießung ihrer Seelen, indem sie ihre Blicke verstanden und brüderlich mit einander ihren Weg fortsetzten, gleich zwei Tauben, welche neben einander sich durch die Lüfte schwingen. Erst als der Nachen an das jenseitige Ufer stieß, erwachten sie Beide aus ihren Träumereien.

Schweigend gingen sie und in Gedanken versunken nach dem Hause des Rathsdieners.

„So hält sich also dieser Kleine für einen aus dem Himmel verbannten Engel!...“ dachte der große Fremde, „und wer unter uns hätte das Recht, ihn aus seiner Täuschung zu reißen?... Ich etwa?... ich, der ich selbst so oft durch eine magische Gewalt fern von der Erde hinweggerissen werde... ich, der ich Gott angehöre... ich, der ich für mich selbst ein Geheimniß bin... Habe ich nicht den schönsten Engel in diesem irdischen Staube gesehen? Ist dieses Kind vernünftiger oder unvernünftiger, als ich? Hat er einen kühnen Schritt im Glauben gethan?... er glaubt! ... Sein Glaube wird ihn ohne Zweifel auf irgend einen lichtvollen Pfad führen, dem ähnlich, auf welchem ich gehe... Wenn er aber schön ist wie ein Engel, so ist er doch zu schwach für so grausame Kämpfe!...“

Aber der Jüngling, eingeschüchtert durch die Gegenwart seines Gefährten, dessen donnernde Stimme ihm seine eigenen Gedanken übersetzte, gleich wie der Blitz des Himmels Willen übersetzt, der Jüngling begnügte sich, die Sterne mit den Augen eines Liebenden zu betrachten und erlag dem Uebermaße des Gefühls, das sein Herz zersprengte. Er kam sich in seiner Schwäche und Furcht wie eine Mücke vor, die von der Sonne überstrahlt wird. Beide Männer hatten ihre festen Begriffe: Godefroy begriff die Stärke und der Greis die Schwäche. Sigier's himmlische Stimme hatte ihnen die Geheimnisse der moralischen Welt enthüllt; der große Geist mußte sie mit Ruhm bekleiden, der Jüngling sie fühlen, und alle Drei versinnlichten durch lebendige und edle Bilder die Wissenschaft, die Dichtkunst und das Gefühl.

Als der Fremde in sein Zimmer getreten war, schloß er die Thür und zündete seine begeisternde Lampe an; dann überließ er sich dem furchtbaren Dämon der Arbeit und heischte Worte, heischte Gedanken von der schweigsamen Nacht.

Godefroy setzte sich an sein Fenster, schaute nach dem Spiele der Wellen, welche im Mondschein erglänzten, und lauschte nach den Geheimnissen des Himmels; da ergriff ihn jene Begeisterung, die ihm eigenthümlich war, und er schwebte von Sphäre zu Sphäre, von Erscheinungen zu Erscheinungen, glaubte ein leises Gemurmel zu hören und die Stimmen der Engel, glaubte die Strahlen des göttlichen Lichts zu erblicken, und suchte bis zu dem entferntesten Punkte zu gelangen, bis zu der Quelle allen Lichts, bis zu dem Ursprunge aller Harmonie.

Das geräuschvolle Treiben in den Straßen von Paris, welches über die Wasser der Seine herüberscholl, verstummte nach und nach, die Zahl der erleuchteten Fenster minderte sich mit jedem Augenblick. Bald herrschte überall nur noch das Schweigen. Die große Stadt schlief ein wie ein ermatteter Riese, und das leiseste Geräusch, der Fall eines Blattes oder der Flug einer Dohle, die ihren Platz auf den Thürmen der Notre-Dame wechselte, würde den Geist des Fremden auf die Erde, oder die Seele des Jünglings von den himmlischen Höhen zurückgerufen haben. . .

In diesem Augenblicke hörte der Greis mit Entsetzen das unheimliche Stöhnen eines Sterbenden in dem benachbarten Zimmer. Gleich darauf schien ein schwerer Körper zu fallen, und an der Art des Tones erkannte das geübte Ohr des Geächteten den Fall eines Leichnams.

Eilig verließ er sein Zimmer und trat zu Godefroy; da erblickte er den armen Jüngling wie eine umgestaltete Masse auf der Erde liegend.

Beim Scheine des Mondes sah er einen langen Strick, der um den Hals des Jünglings ging und dann in Schlangenwindungen sich über den Fußboden erstreckte.

Er war erhängt gewesen! . . .

---

3. Der Dichter.

Der große Greis hob rasch das anmuthige Wesen auf, das zu seinen Füßen lag, und als er den Strick gelöst hatte, der den schönen, fast weiblichen Hals umschlang, da schlug Godefroy seine Augen wieder auf.

Mit sanfter Stimme und dem Ausdruck der Freude fragte er:

„Wo bin ich? . . .“

„Zu Hause,“ antwortete der Greis, und betrachtete nicht ohne Staunen und Neugierde Godefroy's Hals, den Strick und den Nagel, an den er sich gehängt hatte, der aber ausgerissen am Boden lag.

„Im Himmel? . . .“ fragte der Jüngling mit begeisterter Stimme.

„O! nein ... auf der Erde! ...“ antwortete der Greis.

Godefroy schritt durch den phantastischen Lichtgürtel, welchen der Mond durch das geöffnete Fenster des Zimmers warf, und sah die rauschende Seine, die Weiden des Ufers, das Gärtchen seines Hauswirths und die nebligen Dämpfe, die sich über den Gewässern erhoben, gleich wie ein Thronhimmel von weißem Rauch.

Bei diesem Anblick, der für ihn ein trostloser war, kreuzte er seine Hände über der Brust und nahm die Haltung eines Verzweifelnden an.

Der Greis trat zu ihm und fragte, während alle seine Züge das Gefühl des Staunens ausdrückten:

„Ihr habt Euch das Leben nehmen wollen? . . .“

„Ja . . .“ antwortete Godefroy und schien es nicht zu bemerken, als der Fremde zu wiederholten Malen seinen Hals befühlte, um zu prüfen, ob sich keine Verletzungen an demselben zeigten.

Als er bemerkte, daß bis auf einige leichte Quetschungen sich kein weiterer erheblicher Nachtheil fände, so muthmaßte er, daß der zu wenig feste Nagel dem Gewichte des

Körpers schnell nachgegeben habe und ein wenig gefährlicher Fall das Ende des versuchten Selbstmordes geworden sei.

„Warum habt Ihr Euch das Leben nehmen wollen, mein liebes Kind? . . .“ fragte der Fremde.

„Ach!“ antwortete Godefroy und vermochte kaum die Thränen zurückzuhalten, welche aus seinen Augen rannen; „ich habe eine Stimme von oben gehört! . . . Sie rief mich bei meinem Namen! . . . O! ich kenne diese Stimme! . . . Sie hatte mich noch nie beim Namen gerufen, allein dieses Mal lud sie mich in den Himmel ein! . . . O! was für eine süße Stimme! . . .“

„Da ich mich nicht in den Himmel schwingen konnte,“ fuhr er darauf mit einer kindlichen Bewegung fort, „so schlug ich den einzigen Weg ein, der uns möglich ist, um zu Gott zu gelangen. . .“

„O! Kind! edles Kind! . . .“ rief der Greis aus, nahm Godefroy in seine Arme und drückte ihn mit Begeisterung an sein Herz; „o! Du bist ein Dichter! . . . Du verstehst es, unerschrocken Dich über die Stürme der Welt zu erheben! . . . Aber Deine Poesie bleibt nur in Deinem Herzen! . . . Deine lebhaften, Deine glühenden Gedanken, Deine Schöpfungen leben und wachsen in Deiner Seele. Geh, überliefere Deine Gedanken nimmer der gemeinen Welt! . . . Sei Altar, Opfer und Priester zu gleicher Zeit! . . . Du kennst den Himmel, nicht so? . . . Du hast jene Myriaden Engel mit weißen Schwingen gesehen, die sämmtlich in gleichmäßigem Fluge dem Throne entgegen schweben? . . . Und Du hast oft ihre Schwingen bewundert, die sich auf Gottes Geheiß bewegen, wie das harmonische Rauschen der Wälder im Stur-

me... O! der Raum ohne Ende ist schön! ... Findest Du das nicht? ..."

Der Greis drückte Godefroy's Hand fast krampfhaft, während Beide den Himmelsdom betrachteten, dessen Gestirne mit ihnen zu reden schienen...

„O! Gott zu sehen!" sagte Godefroy mit schwärmerischer Stimme.

„Kind!" versetzte da der Fremde mit strengem Tone, „hast Du denn so schnell die geheiligten Lehren unsers guten Meisters, des Doctor Sigier, vergessen? ... Wenn Du in Dein himmlisches Vaterland gelangen willst, wenn ich in mein irdisches Vaterland zurückkehren soll, so müssen wir Beide der Stimme Gottes gehorchen! ... Wir müssen uns Beide in seinen Willen fügen und auf der rauhen Bahn dahin wandeln, die uns sein mächtiger Finger vorgezeichnet hat. Erbebst Du nicht über die Gefahr, der Du Dich ausgesetzt hattest? ... Wenn Du, ohne gerufen zu sein, vor ihn getreten wärest und gesagt hättest: Da bin ich! ... so wärest Du in eine niedere Welt zurückgefallen, als die ist, durch welche sich jetzt Deine Seele schwingt! ... O! armer Cherubim, solltest Du nicht vielmehr Gott segnen, daß er Dich in eine Sphäre versetzt hat, in welcher Du nur himmlische Accorde hörst? ... Bist Du nicht rein wie der Krystall, jung und schön wie eine Blume? ... Ach! wenn Du, wie ich, nur die Stätte der Schmerzen kenntest! ... Ach! Gräber durchwühlen zu müssen, um grausige Geheimnisse von ihnen zu erfahren, mit Blut befleckte Hände zu trocknen, sie zu zählen, wie sie sich in jeder Nacht gegen mich erheben und eine Verzeihung erflehen, die ich nicht bewilligen kann! ... O! die Krämpfe des Meuchelmörders zu

studiren, den letzten Schrei des Opfers zu hören, nach grausenhaften Tönen zu lauschen, in schauriger Stille zu sein, das Lachen der Verdammten zu befragen, einige menschliche Gestalten unter farblosen Massen aufzusuchen, Worte zu vernehmen, welche lebende Menschen nicht hören können, ohne zu sterben; stets die Todten aufzurufen, um sie stets zu richten, sich mit ihnen zu vermählen, ihre Sprache zu übersetzen ... ist das ein Leben? ..."

„Haltet ein," schrie Godefroy; „ich vermag Euch nicht länger anzublicken, nicht länger Eure Worte zu hören! Meine Vernunft verwirrt sich, meine Blicke verdunkeln sich. Ihr facht ein Feuer in mir an, das mich verzehrt..."

„Und doch muß ich sprechen!" versetzte der Greis.

Einen Augenblick blickte der Fremde mit seinen großen, erloschenen und eingefallenen Augen auf Godefroy, dann zeigte er mit dem Finger nach der Erde. Man hätte glauben können, es habe sich plötzlich ein Abgrund auf seinen Befehl geöffnet.

Er stand da und wurde von dem unbestimmten und schwachen Lichte des Mondes erleuchtet, während ein Himmel von seiner Stirn zu strahlen schien. Eine Art von Lichtschein ging von seinen Zügen aus. Anfangs schien es, als verbreite sich ein fast verächtlicher Ausdruck über die düstern Falten seines Antlitzes; dann schien er über die Erde zu lachen; bald aber gewann sein Blick jene Starrheit, welche die Gegenwart eines Gegenstandes anzudeuten scheint, der für die gewöhnlichen Organe des Gesichts unsichtbar ist; gewiß schauten seine Augen nach den fernen Gegenden, die das Grab für uns deckt.

Vielleicht hatte nie dieser wunderbare Mann einen phan-

tastischeren Anschein gehabt. Ein furchtbarer Kampf ging in seinem Herzen vor und verrieth sich in seiner äußern Gestalt, die sich, so kräftig sie auch zu sein schien, dennoch beugte wie ein Grashalm unter dem vernichtenden Wüthen des Sturmes...

Godefroy schwieg, er war unbeweglich und bezaubert. Eine unerklärliche Kraft fesselte ihn, und wie wenn unsere Aufmerksamkeit uns unserm eigenen Ich entreißt, während wir einer Feuersbrunst oder einer Schlacht zuschauen, so fühlte auch er nichts von seinem eigenen Körper.

„Willst Du, daß ich Dir das Geschick verrathe, dem Du entgegen gehst, armer Engel der Liebe? ..“

„Höre!“

„Es ist mir verliehen, durch den endlosen Raum zu schauen, in die grundlosen Tiefen zu blicken, in welche sich die Menschheit stürzt, in jenes Meer ohne Ufer, in das sich unser großer Strom der Menschheit und der Engel ergießt. Während ich die gewaltigen Regionen der ewigen Strafen durchlief, wurde ich durch den Mantel eines Unsterblichen vor dem Tode beschützt, durch jenes Gewand des Ruhmes und des Talents, welches die Jahrhunderte sich überwerfen. Ich, der vergängliche Mensch! ...“

„Während ich durch die Gefilde des Lichts eilte, wo die Glücklichen sich an einander drängen, war es die Liebe eines Weibes, waren es die Schwingen eines Engels, die mich aufrecht hielten; durch ihr Herz getragen, konnte ich jene unaussprechlichen Freuden genießen, deren Nachwehen gefährlicher für uns Sterbliche sind, als alle Qualen der bösen Welt..“

„Während ich meine Wanderung durch die düstern Regionen der Unterwelt vollendete, gelangte ich von Schmerzen zu Schmerzen, von Verbrechen zu Verbrechen, von Strafen zu Strafen, von grausenhaftem Schweigen zu herzzerreißendem Wehruf, bis an den äußersten Abgrund aller Kreise der Hölle, und schon sah ich in der Ferne die Klarheit des Paradieses, die in einer unermeßlichen Weite erglänzte... Ich befand mich in der Nacht, aber an den Grenzen des Tages; und ich flog, davongetragen durch meinen Führer, fortgerissen durch eine Macht, welche der glich, die uns in unsern Träumen in Sphären versetzt, welche den Augen des Körpers unsichtbar sind."

„Der Heiligenglanz, der unsere Stirnen umgab, verscheuchte die Schatten auf unserm Wege, einem ungreifbaren Staube gleich. Die fernen Sonnen aller Weltalle verbreiteten kaum den schwachen Schimmer der Leuchtwürmchen meines Vaterlandes."

„Ich erreichte die Gefilde der Luft, wo gegen das Paradies hin die Lichtmassen sich vervielfältigen, wo man leicht den Azur durchschwebt, wo die unzählbaren Welten uns entgegen springen, gleich wie die Blumen auf einer Wiese."

„Dort, auf der letzten Kreislinie, die noch den Phantomen angehörte, welche ich hinter mir ließ, gleich einem Kummer, den man vergessen will, sah ich einen großen Schatten."

„Dieser hielt sich aufrecht in einer glühenden Haltung und verschlang die Räume mit seinem Blick. Seine Füße waren durch die Macht Gottes auf den letzten Punkt dieser Linie gefesselt, und der Schatten befand sich dort ohne Ende in jener mühsamen Spannung, in welcher wir unsere Kräfte

erhalten, wenn wir einen Anlauf nehmen wollen, Vögeln gleich, die davon zu fliegen bereit sind."

„Ich erkannte einen Menschen."

„Er blickte uns nicht an, hörte nicht auf uns. Alle seine Muskeln zitterten. Es schien, als empfinde er in jedem Zeittheilchen, ohne doch einen einzigen Schritt zu thun, die Ermattung dessen, der den Ocean durchschwommen hat, welcher ihn von dem Paradiese trennte, von dem Paradiese, nach welchem sich sein Blick ohne Unterlaß richtete, wo er ein geliebtes Bild zu sehen glaubte."

„An der letzten Pforte der Hölle wie an der ersten, las ich einen Ausdruck der Verzweiflung in der Hoffnung."

„Der Unglückliche war so furchtbar durch irgend eine Kraft niedergeschmettert, daß sein Schmerz mir durch mein Gebein drang und mich erstarrte. Ich floh in die Nähe meines Führers, dessen Schutz mich dem Frieden und der Ruhe wiedergab."

„Gleich einer Mutter, deren scharfes Auge den Geier in den Lüften erblickt oder ihn dort erräth, stieß der Schatten einen Ruf der Freude aus."

„Während wir nun dorthin blickten, wo er hinblickte, sahen wir etwas wie einen Saphir, der sich von dem kleinen blauen Kreise löste, welcher in den Abgründen des Lichts um unsere Häupter schwebte. Dieses glänzende Gestirn flog mit der Schnelligkeit des Sonnenstrahls auf uns zu, der des Morgens am Horizont erscheint und unmerklich die erste Helligkeit über unsere Erde verbreitet. Der Glanz wurde deutlicher, er vergrößerte sich, und bald erblickte ich die glorreiche Wolke, in deren Schooß die Engel sind, eine Art glänzenden Weihrauchs, der von ihrer göttlichen Natur aus-

ging und hie und da Feuerzungen sprühte. Ein edles Haupt, dessen Glanz zu ertragen unmöglich war, eine Lorbeerkrone, eine Palme erhoben sich über dieser Wolke, die so weiß und rein war wie Schnee. Es war das ein Licht im Lichte! Seine Schwingen erhoben sich und verbreiteten einen Glanz, ein Wogen in den Sphären, durch die er ging, gleich wie der Blick Gottes durch die Welten geht. . .“

„Endlich sah ich den Seraphim in seinem Glanze! . . . Die Blüthe ewiger Schönheit, welche die Engel des Geistes schmückt, strahlte an ihm. . .“

„Er hatte in der einen Hand eine grüne Palme, in der andern ein flammendes Schwert; die Palme, um die begnadigten Schatten zu schmücken; das Schwert, um mit einem einzigen Winke die ganze Hölle zurückschrecken zu können. . . Er lächelte, allein es war das ein trauriges Lächeln.“

„Bei seiner Annäherung fühlten wir die Düfte des Himmels einem Thau gleich auf uns niedersinken. . . Ueberall, wo er sich aufhielt, nahm die Luft die Färbung eines Opales an und bewegte sich in Schwingungen, deren Ursache der Engel war. . .“

„Er kam an, betrachtete den Schatten und sagte zu ihm: „Morgen! . . .“

„Dann kehrte er nach dem Himmel mit einer anmuthigen Bewegung zurück, breitete seine Flügel aus, durchschnitt die Sphären, gleich wie ein Schiff die Wellen durchschneidet, während in manchen Augenblicken die am Ufer zurückgelassenen Geächteten kaum die weißen, von der Sonne erstrahlenden Segel zu erblicken vermögen.“

„Der Schatten stieß einen schrecklichen Schrei aus, und diesen wiederholten alle Verdammten von dem tiefsten der

Kreise an bis zu dem friedlicheren, auf dessen Oberfläche wir uns befanden... Es war das ein Concert des Grausens. Der heftigste aller Schmerzen hatte alle übrigen aufgerufen. Die Wehrufe wurden noch mehr gehoben durch das Brausen eines Feuermeeres, welches bei der schrecklichen Harmonie unzähliger Millionen von leidenden Schatten gewissermaßen den Grundton angab...“

„Dann flog der Schatten über die Stätte der Schmerzen und stieg bis zu den tiefsten Höhlen der Hölle hinab; plötzlich kehrte er von dort wieder, stürzte sich in die unendlichen Kreise zurück und durchschwebte sie nach allen Richtungen, gleich einem Habicht, der zum ersten Mal in einem Vogelhause ist und seine Kräfte in überflüssigen Anstrengungen erschöpft... Der Schatten hatte ein Recht so umherzuirren. Er konnte die eisigen, stinkenden, glühenden Zonen der Hölle durchschweben, ohne an ihren Leiden Theil zu nehmen. Er schlüpfte durch jene unermeßlichen Räume, gleich wie sich ein Sonnenstrahl durch die Dunkelheit Bahn zu brechen weiß.“

„Gott hat ihm keine Strafe auferlegt, sagte der Meister zu mir; allein keine von jenen Seelen, deren Martern Du erblickt hast, möchte ihre Qualen gegen die Hoffnung vertauschen, welcher diese Seele erliegt...“

„In diesem Augenblick kam der Schatten auch in unsere Nähe, getrieben durch eine unbesiegliche Kraft, die ihn verurtheilte, an den Grenzen der Hölle zu verkümmern.“

„Mein göttlicher Führer errieth die Neugierde, von der ich ergriffen war, und berührte mit seinem Lorbeerzweige den Unglücklichen, der vielleicht damit beschäftigt war, das Jahr-

hundert zu messen, welches zwischen ihm und dem stets flüchtigen Morgen lag.“

„Er erbebte und richtete einen Blick auf uns, schwer von allen den Thränen, die er bereits vergossen hatte.“

„Ihr wollt mein Unglück kennen lernen, sagte er mit trauriger Stimme. Ach! ich erzähle es gern. Ich bin hier und Teresa ist dort oben! ... Das ist Alles. Auf der Erde waren wir glücklich, wir waren stets vereint. Als ich zum ersten Mal meine liebe Teresa Donati sah, da war sie zehn Jahr. Wir liebten uns damals, ohne zu wissen, was Liebe sei. Unser Leben war nur ein Leben. Ich erbleichte, wenn sie erbleichte; ich war glücklich, wenn sie sich freute. Gemeinsam überließen wir uns den Wonnen zu denken, zu fühlen, und lernten von einander die Liebe. Wir wurden in Cremona verheirathet, und nie sah Eins die Augen des Andern anders, als von Freude erstrahlend, die Lippen anders, als von einem Lächeln umschwellt; unsere Wünsche waren stets dieselben. Unsere Häupter neigten sich zusammen, wenn wir lasen, unsere Schritte vereinigten sich, wenn wir gingen. Das Leben war für uns ein langer Kuß.“

„Eines Tages erbleichte Teresa und sagte zum ersten Male zu mir:

„Ich leide Schmerzen!“

„Und ich litt keine Schmerzen! ... Sie erhob sich nicht wieder. Ohne zu sterben sah ich, wie sich ihre schönen Züge veränderten, ihre goldenen Haare den Glanz verloren ... sie lächelte, um mir ihre Schmerzen zu verhehlen; allein ich las dieselben in ihren Augen.“

„Da sagte sie zu mir in dem Augenblicke, als ihre Lippen erbleichten:

„Honorino, ich liebe Dich! ... Endlich drückte sie mir noch die Hand, während die ihrige von Todesfrost erstarrte.“

„Da nahm ich mir das Leben, damit sie nicht allein in dem kalten und feuchten Bette ihres Grabes unter dem Leichentuche von Marmor läge. . .“

„Sie ist dort oben, Teresa, und ich bin hier. Ich wollte sie nicht verlassen: Gott hat uns getrennt. — Warum hatten wir uns auf der Erde vereinigt? — Er ist eifersüchtig... Das Paradies ist gewiß von jenem Tage an, als Teresa in dasselbe trat, noch schöner geworden. Seht Ihr sie? ... Sie ist traurig in ihrem Glück ... sie ist ohne mich! — Das Paradies muß ihr sehr öde vorkommen.“

„Meister, sagte ich weinend, denn ich dachte an meine Liebe, wird dieser nicht von dem Augenblick an begnadigt werden, wo er wünscht, daß das Paradies für Gott allein da sei? . . .“

„Der Vater der Poesie verneigte bejahend sein Haupt, und wir entfernten uns, indem wir die Lüfte durchflogen, ohne dabei mehr Geräusch zu machen, als die Vögel, die bisweilen über unsere Häupter dahinschweben, während wir im Schatten eines Gebüsches liegen. Vergebens hätten wir es versuchen können, den Unglücklichen an seinen Lästerungen zu verhindern, denn das eben ist das größte Unglück, daß die Engel der Finsterniß das Licht nicht sehen, selbst wenn sie von demselben umstrahlt sind. Er hätte unsere Worte nicht verstanden . . . .

. . . .“

In diesem Augenblicke wurde die Stimme durch die flüchtigen Hufschläge mehrerer Rosse unterbrochen; der Hund

bellte und die keifende Stimme des Rathsdieners gebot ihm Schweigen. Ritter stiegen von den Rossen ab und pochten an die Thür...

Da fielen die beiden Geächteten, die beiden Dichter, von der ganzen Höhe, die uns vom Himmel trennt, wieder auf die Erde herab... Die schmerzhafte Zerknirschung dieses Falles rann durch ihre Adern. Der Schmerz ergriff sie, gleich einem elektrischen Schlage.

Der schwere und tönende Gang eines Bewaffneten, dessen Schwert, Harnisch und Sporen ein besonderes Klirren hervorbrachten, wurde gleich darauf von dem überraschten Fremden vernommen.

„Wir können nach Florenz zurückkehren," sagte der Kriegsmann, als er eintrat, und seine rauhe Stimme schien milde, als er die Worte in italienischer Sprache sagte.

„Was sagst Du? ..." fragte der große Mann.

„Die Weißen siegen! ..."

„Irrst Du Dich nicht? ..." fragte der Dichter.

„Nein, Dante," antwortete der Kriegsmann.

Und der wohltönende Klang seiner kriegerischen Stimme drückte die Freude des Sieges aus.

„Nach Florenz! ... nach Florenz! o mein Florenz!" rief entzückt Dante Alighieri aus, während sein Antlitz von Freude erstrahlte.

Er richtete sich hoch auf, starrte mit seinen Blicken in die Nacht hinaus und glaubte Italien zu sehen.

„Nach Florenz, Florenz! ... Florenz! ... Italien, Beatrice!"

Er schien von Wahnsinn ergriffen.

„Und ich! ... wann werde ich in den Himmel gelangen? ...“ rief Godefroy aus und beugte sich vor dem unsterblichen Dichter mit einem Knie zur Erde, gleich wie ein Engel Angesichts des Allerheiligsten.

„Komm nach Florenz!“ sagte Dante zu ihm in mitleidigem Tone. „Gewiß! ... wenn Du die schöne Landschaft von Fiesole siehst, so wirst Du glauben, im Paradiese zu sein.“

Der Kriegsmann lächelte...

Zum ersten Male, vielleicht war es das einzige Mal, drückte das finstere und strenge Antlitz Dante's das Gefühl einer Freude aus. In seinen Augen, auf seiner Stirn sah man alle die Gemälde des Glücks, die sein Paradies in so verschwenderischer Fülle enthält. Er glaubte Beatrice's Stimme zu hören.

In diesem Augenblicke hörte man die leichten Schritte einer Frau und das Rauschen eines Gewandes.

Die Morgenröthe verbreitete jetzt ihre erste Klarheit.

Da trat die schöne Gräfin Mahaut ein, stieß einen Freudenruf aus und eilte auf Godefroy zu.

„Komm, mein Kind, ... mein Sohn! ... komm, das Paradies wirst Du in dem Herzen Deiner Mutter finden..“

„Ach! ich erkenne die Stimme des Himmels! ...“ rief der entzückte Jüngling aus.

Durch diesen Ausruf erwachte Dante aus seinen Träumereien.

Er blickte auf den jungen Mann, der in den Armen der Gräfin lag, empfahl sich mit einem freundlichen

Blicke und einer Handbewegung dem Genossen seiner Studien, den er am Busen seiner Mutter zurückließ.

„Laßt uns abreisen! . . .“ rief er dann mit donnernder Stimme aus. „Tod den Guelfen! . . .“

Der Gewürzkrämer.

Ein pariser Genrebild.

[illegible]

Der Gewürzkrämer.

[illegible]

Diese und jene undankbare Seele geht unbekümmert am drei Mal heiligen Laden des Gewürzkrämers vorüber. Gott bewahre Euch dafür! So widerwärtig, schmierig und schlecht bemützt auch der Ladenbursche, so blühend und vollmondlächelnd auch der Ladenherr sein mag, ich betrachte sie stets mit Achtung und rede sie mit der Ehrfurcht an, welche der Constitutionel ihnen bezeigt. Ich lasse eine Leiche, einen Bischof, einen König vorbei passiren, ohne Acht darauf zu geben; allein einen Gewürzkrämer kann ich nie mit gleichgültigem Auge ansehen. Meinem Dafürhalten nach ist der Gewürzkrämer, dessen Allgewalt sich kaum von hundert Jahren herschreibt, eins der schönsten Produkte der modernen Gesellschaft. Ist er nicht ein eben so ergebenes als ausgezeichnet nützliches Wesen, eine beständige Quelle von Süßigkeit, Licht und wohlthätigen Nahrungsmitteln? Ist er nicht der Handlanger Afrika's, der Geschäftsträger Indiens und Amerika's? Gewiß, der Specereikrämer ist Alles das; aber was seiner Vollkommenheit die Krone aufsetzt, er ist Alles das, ohne es zu ahnen. Weiß etwa der Obelisk, daß er ein Kunstdenkmal ist?

Ihr schnöden Spötter, bei welchem Gewürzkrämer seid ihr je eingetreten, der euch nicht mit freundlichem Lächeln und abgezogener Mütze bewillkommte, während ihr euren Hut auf dem Kopfe behieltet? Der Metzger ist roh, der Bäcker blaß und mürrisch; allein der immer dienstfertige Gewürzkrämer hat in allen Stadtvierteln eine holdselige Miene. Der Fußgänger jeden Standes, der in Verlegenheit ist, wendet sich daher weder an das verdrossene Wissen des Uhrmachers, noch an den mit bluttriefendem Fleisch umringten Ladentisch, hinter welchem die rothwangige Metzgerin thront, noch an das mißtrauische Gitter *) des Bäckers; er wartet, bis er an einen Spezereiladen kommt, um einen Fünffrankenthaler wechseln zu lassen, oder nach seinem Wege zu fragen; er ist fest überzeugt, daß der Allerchristlichste des gesammten Handelstandes für Alle da ist, obschon er am meisten zu thun hat; denn die Zeit, welche er den Vorübergehenden widmet, stehlt er sich selbst ab. Aber wenn ihr gleich nur in seinen Laden tretet, um ihn zu hindern, ihn ihn Anspruch zu nehmen, so dürft ihr doch eines höflichen Grußes gewiß sein; er wird euch sogar Interesse zeigen, wenn die Unterhaltung über eine einfache Anfrage hinausgeht und einigermaßen vertraulich wird. Man findet viel eher ein schlecht gewachsenes Frauenzimmer, als einen unhöflichen Gewürzkrämer. Merkt euch diesen Hauptgrundsatz wohl und wiederholt ihn euch so oft als möglich, um befremdende Schmähungen zu widerlegen.

Gewisse Leute haben es gewagt, aus den Wolken ihrer

---

*) Seit der Plünderung der Bäckerladen in der ersten französischen Revolution sind diese Läden in Paris vergittert.

falschen Größe, ihres starren Verstandes oder ihrer kunstreich zugestutzten Bärte herab den Gewürzkrämer einen Gimpel zu heißen. Sie haben aus seinem Namen ein Sprichwort, eine Meinung, ein Ding, ein System, eine europäische und encyklopädische Figur gemacht. Man sagt: „Es ist ein Gewürzkrämer!“ wenn man eine Masse schlimmer Prädikate zusammenfassen will. Es ist hohe Zeit, daß man diesen Diokletians des Specereihandels den Garaus macht. Was hat man an dem Specereikrämer auszusetzen? Etwa seine mehr oder weniger rothbraunen, grasgrünen oder chocolatfarbigen Beinkleider? seine blauen Strümpfe in Schlappen, seine Katzenpelzmütze mit grünangelaufener Silbertroddel oder schwarz gewordener Goldquaste, seine dreieckig zusammengelegte bis an's Zwerchfell reichende Schürze? Aber hat denn unsere gemeinbürgerliche Gesellschaft, wo es keine Aristokratie mehr giebt, und wo Alles emsig arbeitet wie die Ameisen, dieses ehrenvolle Zeichen seines Fleißes zu verhöhnen? — Käme es etwa daher, weil man gewöhnlich annimmt, daß ein Specereikrämer gar nicht denkt und von Kunst, Literatur und Politik gar nichts weiß? Und wer hat denn die zahllosen Auflagen von Voltaire und Rousseau verschlungen? Wer kauft denn die „Erinnerungen“ und Sehnsuchtsschmerzen“ von Dubüfe? wer hat die Kupferplatten des „Arbeiter-Soldaten“, des „Leichenbegängnisses eines Armen“, und des „Angriffes auf die Barriere von Clichy“* abgenutzt? wer weint bei den Melodramen? wer hält noch etwas auf die Ehrenlegion? wer nimmt Actien auf fabelhafte Projecte? wer füllt die ersten Logenreihen der komischen Oper, wenn „Adolph und Clara“ oder das „Bürgerliche Stelldichein“ gegeben wird? wer genirt sich im Theatre

française die Nase zu putzen, wenn man den „Jungfernkranz“ singt? wer liest die Romane von Paul de Kock? wer besucht und bewundert das neue historische Museum in Versailles? wer hat dem „Postillon von Longjumeau“ seinen Ruf verschafft? wer kauft Standuhren mit Mamelucken, die ihren Renner beweinen? wer wählt die gefährlichsten Deputirten der Opposition, und wer unterstützt die nachdrücklichen Maßregeln der Regierung gegen die Ruhestörer? Der Gewürzkrämer, der Gewürzkrämer, und abermals der Gewürzkrämer? Man findet ihn mit dem Gewehr im Arm auf der Schwelle aller, selbst der entgegengesetztesten Nothwendigkeiten, gleich wie er auf der Schwelle seiner Hausthür steht und nicht immer begreift, was vorgeht, aber Alles mit seinem Stillschweigen, mit seinem Gleichmuthe, mit seinem Gelde unterstützt. Wenn wir keine Wilde, keine Spanier oder Saint-Simonisten geworden sind, so haben wir es der großen Armee der Gewürzkrämer zu verdanken. Sie hat Alles aufrecht erhalten. Vielleicht hält sie eins wie das andere aufrecht, die Republik so gut wie das Kaiserreich, die Legitimität so gut wie die neue Dynastie; allein so viel ist gewiß, daß sie aufrecht erhält. Aufrecht erhalten ist ihre Devise. Wenn sie nicht irgend eine gesellschaftliche Ordnung aufrecht erhielte, an wen wollte sie denn verkaufen? Der Gewürzkrämer ist etwas sich von selbst Verstehendes, das bei wichtigen Krisen vor- oder rückwärts geht, den Mund auf- oder zumacht. Ist nicht sein Glaube an die hergebrachten Albernheiten zu bewundern? Man wehre ihm einmal, sich vor das Gemälde von Johanna Gray zu drängen, die Kinder des General Foy auszustatten, für die Bälle der Rettungsanstalt zu unterschreiben, seine Straßen mit Asphalt

zu pflastern, die Versetzung der Asche Napoleons zu verlangen, und seine Jungen, je nach den Umständen, als polnische Lanciers oder als Artilleristen der Nationalgarde zu kleiden! Du würdest dich vergebens abmühen, prahlerische Journalistik, doch du neigst zuerst Feder und Presse vor ihm, lächelst ihm zu und streichelst ihm unaufhörlich das Katzenpfötchen, um ihn in die Falle deines Abonnements zu locken.

Ist aber die Bedeutung dieses Eingeweides, welches dem gesellschaftlichen Leben so unentbehrlich ist und von den Alten vielleicht vergöttert worden wäre, je recht aufgefaßt worden? Baue Einer als Speculant ein Stadtviertel oder ein Dorf; habe er mehr oder weniger Häuser fertig, wage sogar eine Kirche zu bauen, finde was man so Einwohner heißt, raffe einen Schulmeister von der Straße auf, hege gegründete Hoffnung auf künftige Schüler für denselben, habe etwas, das wie Civilisation aussieht, zusammengeknetet, gleich einer Pastete mit allen möglichen Ingredienzien, Trüffeln, Hühnerschlägeln, Krebsen und Klößen; es finden sich ein Aeltester nebst Gehilfen, ein Feldschütze und Unterthanen dazu: nichts hält zusammen, das Ganze fällt aus einander, wenn man diesen Mikrokosmus nicht durch das stärkste aller Gesellschaftsbande, durch einen Gewürzkrämer, verbunden hat. Wenn man lange zauderte, an die Ecke der Hauptstraße einen Gewürzkrämer zu pflanzen, wie man oben auf den Kirchthurm ein Kreuz aufgepflanzt hat, so würde Alles davon laufen. Brot, Fleisch, Schneider, Priester, Schuhe, Regierung und Bauholz, das Alles kommt mit der Post, dem Frachtfuhrmann oder dem Hauderer; aber der Ge-

würzkrämer muß da sein, am Orte wohnen, zuerst aufstehen, zuletzt schlafen gehen, und seinen Laden zu jeder Tageszeit den Kunden, Schwätzern und Kaufleuten öffnen. Ohne ihn kann man keinen jener Excesse begehen, welche die moderne Staatsgesellschaft von der alten unterscheidet, die weder Branntwein noch Tabak, Kaffee, Thee und Zucker kannte. Sein Laden liefert jedes Bedürfniß dreifach: Thee, Kaffee und Chocolate, die Schlußsteine aller wirklichen Frühstücke; Unschlitt, Oel und Wachs, die Quelle aller Erleuchtung; Salz, Pfeffer und Muskate, die Rhetorik aller Kochkunst; Reiß, Bohnen und Maccaroni, wesentliche Elemente jeder vernünftigen Lebensweise; Zucker, Syrup und Eingemachtes, ohne welche das Leben höchst bitter wäre; Käse, gedörrte Pflaumen und Bettelconfect, das, laut Brillat-Savarin, dem Nachtisch erst seinen Charakter giebt. Kurz, es würde ein vollständiges Bild aller unserer Bedürfnisse daraus, wenn man die Trinitäten, welche der Specereikram umfaßt, alle aufzählen wollte. Der Gewürzkrämer selbst ist eine Trilogie: er ist Wähler, Nationalgardist und Geschworener. Ich weiß nicht, ob die Spötter einen Stein unter der linken Brustwarze haben; aber mir ist es unmöglich, dieses Ehrenmannes zu spotten, wenn ich die Achatkugeln in seinen hölzernen Fächern liegen sehe und an die Rolle denke, welche ich in meiner Kindheit spielte. Wie hoch steht er im Herzen der jungen Wildfänge, denen er Papier zu ihren Schiffen, Bindfaden zu ihren Drachen, Schwärmer und Zuckerwerk verkauft! Dieser Mann, welcher in seinem Laden Wachslichter zu unserm Begräbniß und in seinem Auge eine Thräne zu unserm Andenken bereit hält, greift unablässig in unser Dasein ein. Er verkauft dem Dichter Tinte und

Feder, dem Maler Farben und der ganzen Welt Dunst. Ein Spieler hat Alles verloren und will sich tödten; der Specereikrämer verkauft ihm Pulver und Blei oder Arsenik; oder er hofft Alles wieder zu gewinnen, der Specereihändler verkauft ihm Karten. Eure Liebschaft besucht euch, ihr könnt sie mit keinem Frühstück bewirthen, ohne zum Gewürzkrämer zu schicken; sie macht sich keinen Flecken auf's Kleid, den er nicht mit Seife und Pottasche wieder herausbrächte. Wenn ihr in einer ängstlichen Nacht nach Licht schreit, so überreicht euch der Gewürzkrämer die rothe Papprolle mit dem wunderbaren classischen Zündfläschchen, welches weder die deutschen Streichschwefelhölzer, noch die prachtvollen Ventilen aus der Mode bringen. Ohne seine Wichse geht kein Mensch auf den Ball; er verkauft ferner dem Priester die Hostie, dem Soldaten den Hundertundsiebenjährigen, dem Carneval die Maske und der schönsten Hälfte des Menschengeschlechts das kölnische Wasser. Armer Invalide, er verkauft Dir den ewigen Schnupftabak, den du von der Dose zur Nase, von der Nase ins Schnupftuch und vom Schnupftuch wieder in die Dose bringst: Nase, Tabak und Schnupftuch eines Invaliden — sind sie nicht eben so gut ein Symbol der Unendlichkeit, als die Schlange, die sich in den Schwanz beißt? Er verkauft Arzeneien, welche den Tod bringen, und Substanzen, welche das Leben verlängern; er selbst hat sich an's Publikum verkauft wie eine Seele an den Teufel. Er ist das Alpha und Omega unserer gesellschaftlichen Ordnung. Man macht keinen Schritt und keine Meile, es ist kein Verbrechen und keine gute That, kein Kunstwerk und keine Ausschweifung, kein Freund und keine Geliebte denkbar, ohne daß die Allmacht des Gewürz-

krämers mit dabei im Spiele ist. Dieser Mann ist die Civilisation in einem Kaufladen, die Staatsgesellschafe in einer Dute, die Nothwendigkeit in Waffen vom Kopf bis zum Fuß, die Encyklopädie in Beispielen und das Leben in Schubfächern, Flaschen, Töpfen und Beuteln. Wir haben erlebt, daß man die Protection eines Gewürzkrämers der eines Königs vorzog: die des Königs tödtet, die des Gewürzkrämers macht leben. Sei verlassen von Allem, vom Schlimmsten und Besten, was dich zuletzt verläßt, vom Teufel und deiner Mutter, wenn dir ein Gewürzkrämer zum Freund bleibt, so wirst du in seinem Hause leben, wie die Maus in seinem Käse. „Wir haben Alles,“ sagen auch die Gewürzkrämer mit gerechtem Stolze; man darf hinzusetzen: „Wir halten Alles zusammen.“

Durch welches Verhängniß ist es gekommen, daß man dieses friedfertige Geschöpf, diesen praktischen Philosophen und diese rastlose Industrie zum Typus der Dummheit gemacht hat? Welche Tugenden gehen ihm ab? Keine. Die durch und durch edle Natur des Gewürzkrämers bildet einen Hauptzug in der Physiognomie von Paris. Zeigt er sich nicht von Zeit zu Zeit auf Veranlassung irgend einer Katastrophe oder Feierlichkeit im Glanze seiner Uniform, nachdem er sich lange geweigert, in Uniform auf die Wache zu ziehen? Seine mobilen blauen Linien mit wallenden Bärenmützen begleiten in vollem Pomp die berühmten Todten oder die triumphirenden Lebenden, und bilden galanter Weise das blühende Spalier, wenn eine königliche Braut ihren Einzug in die Hauptstadt hält. Was seine Ausdauer und Beharrlichkeit anlangt, so ist dieselbe fabelhaft. Er allein hat den Todesmuth, sich alle Tage mit einem gesteiften

Hemdkragen zu guillotiniren; unermüdlich wiederholt er den Kunden seine Späße und Witze; mit väterlicher Fürsorge sammelt er die Sous der Armen, der Wittwen und Waisen, und mit anspruchsloser Bescheidenheit präsentirt er sich bei seinen Clienten aus den höheren Ständen. Behauptet man wohl gar, der Gewürzkrämer habe nichts erfunden? Quinquet war ein Gewürzkrämer; durch seine Erfindung ist er ein Wort der Sprache geworden und hat die Industrie der Lampenfabrikanten geschaffen.

Ach! wenn der Specereikram keine Paire de France und keine Deputirten mehr liefern wollte, wenn er zu unseren Volksfesten keine Lampen mehr hergäbe, wenn er mit einemmale aufhörte, die verirrten Fußgänger zurecht zu weisen, den Vorübergehenden Scheidemünze zu wechseln, und die arme Frau, welche ohnmächtig an einer Straßenecke umfällt, mit einem Glas Wein zu stärken, ohne sich nach ihrem Stand und Namen zu erkundigen; wenn die qualmende Oellampe des Gewürzkrämers nicht mehr gegen seinen Feind, das um elf Uhr ausgehende Gas, protestirte; wenn er sein Abonnement auf den Constitutionnel aufkündigte, wenn er den Ideen des Fortschritts huldigte, gegen den Preis Monthyon zu Felde zöge, den Capitainsposten in seiner Compagnie ausschlüge, das Kreuz der Ehrenlegion verschmähte, sich unterfinge, Bücher, woraus er seine Düten macht, zu lesen; wenn er die Symphonieen von Berlioz in den Concerten des Conservatoriums mit anhörte, Cousin studirte und Ballanche verstände, so wäre er ein entartetes Wesen und verdiente es, als Puppe zu dienen, welche die Witzpfeile des ausgehungerten Künstlers, des undankbaren Schriftstellers und des mit der Verzweiflung ringenden Saint-Simonisten herunter schie-

ßen, wieder aufſetzen und von Neuem auf's Korn nehmen. Allein betrachtet ihn genau, theure Mitbürger! Was ſeht Ihr? Einen Mann, gewöhnlich von kurzer Geſtalt, mit Pausbacken und rundem Bauche, einen guten Vater, guten Gatten und guten Herrn.

Wer hat ſich das Glück je anders, als in der Geſtalt eines kleinen Krämerladenburſchen mit blauer Schürze gedacht, der auf dem Tritt eines Magazins ſteht, die Frauen mit lüſterner Miene betrachtet, ſeine Hausbürgerin bewundert, keinen Heller hat, mit den Kunden ſcherzt, über ein Theaterbillet ganz ſelig iſt, den Patron für einen großen Geiſt hält und den Tag herbeiwünſcht, wo er ſich wie der Patron, vor einem runden Spiegel raſiren kann, während ihm ſeine Frau das Hemd wärmt und Halstuch und Beinkleider zurechtlegt. Das iſt das echte Arkadien! Schäfer zu ſein wie Pouſſin es verlangt, iſt nicht mehr Mode; Gewürzkrämer zu ſein, iſt, wenn ſich eure Frau nicht in einen Griechen verliebt und euch mit dem eigenen Arſenik vergiftet, eine der größten Seligkeiten auf Erden.

Künſtler und Feuilletoniſten, ihr grauſamen Spötter, denen das Genie ſo wenig heilig iſt, als der Gewürzkrämer, wir wollen zugeben, daß der kleine Rundbauch allerdings ein Vorwurf für euren boshaften Griffel ſein mag. Keine Frage, einige Gewürzkrämer präſentirten leider, wenn ſie das Gewehr präſentirten, einen Schmerbauch, der bei den Revuen der Nationalgarde die unverhoffte Geradlinie der marſchirenden Reihen unterbricht, und wir haben keuchende Hauptleute bittere Klage darüber führen hören. Allein wer kann ſich einen blaſſen, magern Gewürzkrämer denken? es wäre um ſeine Ehre geſchehen, wenn er den leidenſchaftlichen Leuten

ins Gehege gehen wollte. Es ist einmal so: er hat einen Bauch; Napoleon und Ludwig XVIII. hatten auch einen, und wenn die Deputirtenkammer den ihrigen nicht hätte, würde Alles drunter und drüber gehen. Zwei erlauchte Beispiele! Wenn ihr weiter bedenkt, daß er mit seinen Vorschüssen zutrauensvoller ist, als unsere Freunde mit ihren Börsen, so werdet ihr diesen Mann bewundern und ihm Manches verzeihen. Wäre er nicht der Gefahr ausgesetzt, banquerout zu machen, so könnte er für das Urbild des Guten, Schönen, Nützlichen gelten. In den Augen fühlender Menschen hat er keinen Fehler, als daß er sich ein Landhaus vier Meilen von Paris wünscht, an welches ein Garten von dreißig Quadratschuhen stößt, wo er sodann sein Bett und seine Stube mit gelben, rothgeblümten Kattunvorhängen schmücken und sich auf Utrechter Sammetstühlen niedersetzen könnte. Er ist der ewige Mitschuldige dieser infamen Stoffe. Allgemein spöttelt man über den Diamant, den er am Hemde trägt, und den Ehe-Ring, der seine Hand schmückt; aber der erstere bezeichnet den etablirten Mann, wie der andere die Heirath bedeutet, und gewiß könnte sich Niemand den Gewürzkrämer ohne Frau vorstellen. Die Frau des Gewürzkrämers hat sein Loos bis zur Hölle der französischen Spötterei getheilt. Und warum hat man sie geschlachtet und auf diese Weise zu einem doppelten Opfer gemacht? Sie wollte, sagte man, hoffähig werden. Aber welche in einem Laden sitzende Frau fühlt nicht das Bedürfniß, herauszukommen? und wohin soll die Tugend sich wenden, wenn nicht in die Umgebung des Throns? Denn tugendhaft ist sie; selten schwebt die Untreue über dem Haupte des Gewürzkrämers, nicht weil seine Frau der Anmuth ihres Geschlechts entbehrte,

sondern weil es an Gelegenheit fehlt. Die Frau eines Gewürzkrämers — das lehrt die Erfahrung — kann ihrer Leidenschaft nur mittelst eines Verbrechens die Zügel schießen lassen, so gut ist sie bewacht. Die Beschränktheit des Lokals, der Ueberdrang der Waare, welche von Treppe zu Treppe steigt und ihre Talglichte, Zuckerbrote noch an der Schwelle des ehelichen Schlafgemachs ablagert, sind die Hüter ihrer den Blicken des Publikums fortwährend bloßgestellten Tugend. Also genöthigt, tugendhaft zu sein, schließt sie sich so sehr an ihren Mann an, daß die Mehrzahl der Gewürzkrämerfrauen davon mager wird. Nehmt zur Stunde einen Fiacre, fahrt durch Paris, betrachtet die Krämerinnen: Alle sind mager, blaß, gelb, ausgesupft. Die Gesundheitslehre, wenn man sie fragt, spricht von ansteckenden Dünsten, ausgehaucht von den Colonialwaaren; die Krankheitslehre, zu Rath gezogen, redet allerlei von dem ewigen Ladensitzen, von der unaufhörlichen Bewegung der Arme, der Zunge, von der ewig neu angeregten Aufmerksamkeit, von der Kühle, die immer zur offenen Thüre hereinströmt und die Nase röthet. Vielleicht hat die Wissenschaft, indem sie diese Ursachen den Neugierigen vor die Nase schob, nicht zu gestehen gewagt, daß die Treue etwas Verderbliches für die Gewürzkrämerinnen enthält; vielleicht fürchtete sie, den Gewürzkrämern einen harten Schlag beizubringen, wenn sie ihnen die Uebelstände der Tugend bewiese? Wie dem sei, in jenen Haushaltungen, die man unter Glas und Rahmen in jenem großen Humpen, der sonst bei ihnen „Hinterladen“ hieß, essen und trinken sieht, leben und blühen die sacramentischen Sitten wieder auf, die den Ehestand zu Ehren bringen. Nie wird ein Gewürzkrämer, in welchem Theile der Stadt man

die Probe mache, das leichte Wort sagen: „mein Weib“; er wird sagen: „meine Gattin“. Der Ausdruck „mein Weib“ führt lächerliche, fremdartige, untergeordnete Nebenvorstellungen mit sich und verwandelt ein göttliches Geschöpf in eine Sache. Die Wilden haben Weiber; civilisirte Wesen haben Gattinnen, Jungfrauen, die zwischen elf Uhr und zwölf Uhr auf die Mairie kamen, begleitet von einer unendlichen Reihe Verwandter und Bekannter, geschmückt mit einer Krone von Orangeblumen, die immer unter der Pendeluhr aufgehängt wird, damit der darüber angebrachte Türke nicht allein auf seinem Pferde weine. Auch hat der auf seinen Sieg immer stolze Gewürzkrämer, wenn er seine Frau durch die Stadt begleitet, etwas unbeschreiblich Herabsehendes an sich, das ihm die Karrikaturenmacher auf den Hals ladet. So sehr schmeckt ihm das Glück, seinen Laden zu verlassen, seine Gattin macht so selten eine Toilette, ihre Kleider sind so aufgeblasen, daß ein mit seiner Gattin geschmückter Gewürzkrämer mehr Platz auf der öffentlichen Straße einnimmt, als jedes andere Paar. Seiner Fischottermütze und dicken Weste entledigt, würde er jedem andern Bürger ziemlich gleich sehen, wären nicht die Worte: „meine liebe Freundin“, deren er sich bedient, wenn er seiner Gattin die Veränderungen in Paris aus einander setzt, welche, in den Laden eingeschlossen, nichts Neues erfährt. Riskirt er es zuweilen, an einem schönen Sonntag einen Spaziergang auf's Land zu machen, so setzt er sich am staubigsten Punkte des Gehölzes von Romainvilles, Vincennes oder Auteuil nieder und entzückt sich über die Reinheit der Luft. Hier, wie überall, erkennt man ihn an seiner Verkleidung, seinen Redensarten und Ansichten. Man fährt mit der Diligence nach

Meaux, Melun, Orleans; im Innern sitzt Einem ein gutgekleideter Jemand gegenüber, welcher Einen mit mißtrauischen Blicken mustert. Man erschöpft sich in Vermuthungen über den anfangs stummen Partikulier. Ist er ein Sachwalter? ein neuer Pair von Frankreich? ein hoher Beamter? Eine blasse, kränkliche Dame äußert, sie habe die Cholera gehabt, und sei noch nicht völlig davon hergestellt. Das Gespräch wird allgemeiner, der Unbekannte ergreift das Wort:

„Môsieu“ ... Mit diesem einzigen Wort giebt sich der Gewürzkrämer zu erkennen. Ein Gewürzkrämer spricht nicht Monsieur, weil es zu affectirt lautet; eben so wenig Msieu, was höchst schnippisch und höhnisch klingt; er sagt mit triumphirender Miene „Môsieu“, was sich halb ehrerbietig, halb herablassend anhört, seine Hochachtung ausdrückt und seiner Rede eine wunderbare Salbung verleiht. „Môsieu,“ beginnt er, „während der Cholera haben die drei größten Aerzte Dupuytren, Broussais und Môsieu Magendie ihre Kranken nach verschiedenen Kurmethoden behandelt; Alle oder wenigstens beinahe Alle sind gestorben. Sie haben es nie herausgebracht, was die Cholera ist; aber die Cholera ist eine Krankheit, woran man stirbt. Diejene, welche ich sah, befanden sich schon übel. Jene Krise, Môsieu, hat dem Handel und Wandel viel geschadet.“

Nun erschöpft man seine politischen Ansichten; diese lassen sich so zusammenfassen: „Môsieu, es sieht aus, als ob die Minister nicht wüßten, was sie thun. Man mag sie noch so oft wechseln, es kommt immer auf Eins heraus. Nur unter Napoleon ging die Sache ihren rechten Gang; aber was war auch Napoleon für ein Mann! Frankreich hat viel an ihm verloren und wahr, wir haben ihn nicht ge-

halten!“ Man findet ferner, daß der Gewürzkrämer durchaus verwerfliche religiöse Ansichten hat. Die Berangerschen Lieder sind sein Evangelium. Diese abscheulichen mit Politik versetzten Refrains haben ein Unheil angestiftet, welches der Gewürzkram lange nicht verwinden wird. Es werden vielleicht hundert Jahre vergehen, bevor ein pariser Gewürzkrämer — die in der Provinz sind etwas weniger von jenen Liedern angesteckt — ins Paradies kommt. Seine Wonne, Franzose zu sein, führt ihn zu weit. Gott wird ihn dereinst richten.

Dauert die Reise nur kurze Zeit und spricht der Gewürzkrämer kein Wort — ein sehr seltener Fall — so erkennt man ihn an der Art und Weise, wie er sich schnäuzt. Er nimmt einen Zipfel des Schnupftuchs in den Mund, packt es in der Mitte, schüttelt es eine Zeit lang auf den Fingern herum, greift sich dann gravitätisch an die Nase und bläst eine Fanfare, worauf ein Klappenhorn eifersüchtig werden könnte.

Einige von den Leuten, welche eine wahre Wuth haben, Alles zu untergraben, bemerken etwas sehr Verwerfliches an dem Gewürzkrämer: „Er zieht sich vom Geschäft zurück,“ sagen sie. Einmal zurückgezogen, sieht Niemand mehr ein, was er auf der Welt thut. Was macht er? was wird aus ihm? er ist ohne Interessen, ohne Eigenthümlichkeit. Die Vertheidiger dieser achtbaren Bürgerklassen antworten, daß der Sohn des Gewürzkrämers in der Regel Notar oder Advokat wird, niemals aber Maler oder Journalist, was den Alten berechtigt, mit Stolz zu sagen: Ich habe meine Schuld an das Vaterland bezahlt. Hat ein Gewürzkrämer keinen Sohn, so hat er einen Nachfolger, für den er sich interessirt,

er ermuthigt ihn, beobachtet den täglichen Verkauf desselben und vergleicht den Betrag mit dem weiland eigenen, er leiht ihm Geld: durch den Faden des Diskonto hängt er noch mit Gewürzkram zusammen. Wer kennt nicht die Geschichte von dem Ladenheimweh, an dem er leidet?

Ein Gewürzkrämer von altem Schrot und Korn, welcher dreißig Jahre lang die tausenderlei Gerüche seines Bodens eingeathmet, den Fluß des Lebens mit Myriaden von Häringen hinabgeschwommen und Rippe an Rippe mit einer Unzahl von Stockfischen gewandelt, der jeden Abend den Schmutz von seinem Laden weggefegt und Gott weiß wie viel blöckische schmierige Kreuzer gehandhabt hat; dieser Mann, der seine Gemahlin verloren und zur Erde bestattet, wie es die Quittung vom Stadthause für ein auf alle Ewigkeit erworbenes Begräbnißterrain unter seinen Familienpapieren beweist, verkauft, reicher geworden als er sich je gewünscht, seinen Laden. In den ersten Tagen spaziert er in Paris herum wie ein großer Herr, sieht den Dominospielern zu und geht sogar ins Theater; aber er fühlt dabei, wie er sich ausdrückt, eine Unruhe. Er steht vor jedem Gewürzladen still und horcht auf den Klang der Mörserkeule. Beim Anblick eines durch das schöne Wetter auf seine Thürschwelle herausgelockten Gewürzkrämers fährt ihm unwillkürlich der Gedanke durch den Kopf: Sieh, das bist Du Alles einst gewesen! Von dem Magnet der Specereien angezogen, besucht er seinen Nachfolger. Der Kram ist im besten Gange; aber unser Mann kehrt mit schwerem Herzen nach Hause zurück. „Er sei ganz weg,“ sagt er zu Broussais, den er über seine Krankheit zu Rathe zieht. Broussais schickt ihn auf Reisen, ohne ihm gerade die Schweiz oder Italien ausdrücklich zu

empfehlen. Nach einigen weiten vergeblichen Ausflügen in die Umgegend von Paris, wie Saint-Germain, Montmorency, Vincennes, kann es der arme Mann, der nun immer elender wird, nicht mehr aushalten; er kehrt in seinen Laden zurück wie die Taube Lafontaine's in ihr Nest, indem er sein großes Sprichwort anführt: „Ich bin wie der Hase; in meinem Lager sterbe ich." Sein Nachfolger erlaubt ihm, in einer Ecke Düten zu machen und im Laden zu helfen. Sein Auge, das bereits eingeschrumpft war wie das Auge eines gebratenen Fisches, strahlt wieder vor Freude. — Abends im Kaffeehause an der nächsten Ecke tadelt er die Hinneigung des Spezereikrams zur Charlatanerie öffentlicher Ankündigungen und fragt, wozu die Ausstellungen der glänzenden Cacao-Reibmaschinen gut sei?

Die tüchtigsten Köpfe unter den Gewürzkrämern werden Maires irgend einer Landgemeinde und verbreiten dort einen gewissen Abglanz der pariser Cultur. Diese machen sich alsdann an Voltaire oder Rousseau, die sie gekauft haben, sterben jedoch über S. 17 der Einleitung. Stets bei der Hand, ihrem Vaterlande nützlich zu sein, lassen sie eine Tränke ausbessern und widersetzen sich den Eingriffen der Geistlichkeit, indem sie das Gehalt des Dorfpfarrers herabsetzen. Einige versteigen sich sogar so weit, daß sie ihre Ideen dem Constitutionnel mittheilen, von dessen Redaction sie vergeblich Antwort erwarten. Andere sammeln Unterschriften zu Petitionen gegen die Sklaverei und gegen die Todesstrafe.

Ich mache dem Gewürzkrämer nur einen Vorwurf: er findet sich in zu großer Menge. Er muß es selbst zugeben, daß er gemein ist. Einige Sittenrichter, welche ihn unter dem Breitegrade von Paris beobachtet haben, wollen behaup-

ten, die guten Eigenschaften, die ihn auszeichnen, verwandeln sich in Gebrechen, sobald er sein eigener Herr wird. Er bekommt alsdann, heißt es, einen leichten Anstrich von Wildheit, legt sich auf's Commandiren, Zurechtweisen und verliert seine Sanftmuth. Ich bin weit entfernt, diesen Beschuldigungen, welche vielleicht mit der kritischen Zeit des Gewürzkrämers zusammenhängen, zu widersprechen; allein beobachtet die verschiedenen Menschenklassen, studirt ihre Schwachheiten und Thorheiten, und fragt euch dann, wo es etwas Vollkommenes in diesem Jammerthal giebt? Haben wir Nachsicht mit den Gewürzkrämern; und überdieß, was würde aus uns, wenn sie vollkommen wären? Man müßte sie anbeten und ihnen die Zügel des Staats anvertrauen, vor dessen Wagen sie sich muthig vorgespannt haben. Um Gottes Willen, ihr prüfenden Spötter, für welche diese Zeilen bestimmt sind, laßt sie davor und quält diese interessanten Zweifüßler nicht zu sehr. Habt ihr denn nicht genug an den Ministern, an den neuen Büchern und an den Vaudevilles?

Weibliche Studien.

Die Gräfin von *** ist eine von den jungen Frauen, die im Geist der Restauration erzogen sind; sie hat Grundsätze, sie beobachtet die von der Kirche vorgeschriebenen Fasttage, sie erscheint fleißig am Tische des Herrn; aber sie besucht auch im ausgesuchtesten Putz den Ball, die Bouffets und die Oper. Ihr Beichtvater erlaubt ihr, auf solche Weise das Profane mit dem Heiligen zu verbinden. So befindet sie sich stets mit der Kirche und mit der Welt auf gutem Fuße und gewährt ein genaues Bild der gegenwärtigen Zeit, welche das Wort „Legalität" zum Motto genommen hat, wie es scheint. In dem Benehmen der Gräfin liegt gerade hinreichende Frömmigkeit, um unter einer neuen Maintenon die düstere Schwärmerei aus den letzten Tagen eines Ludwigs XIV. erreichen zu können, und auch genug Weltsinn, um sich den Sitten der früheren Regierungszeit jenes Herrschers anzuschmiegen, wenn jene Tage wiederkehren sollten. Jetzt ist sie aus Berechnung tugendhaft, vielleicht auch, weil das Geschmackssache für sie ist. Seit sieben Jahren ist sie mit dem Grafen von *** verheirathet. Das ist ein ganz bedeutungsloser Mann; er ist bei Hofe gut

angeschrieben. Seine guten Eigenschaften sind eben so gut negativer Art wie seine Fehler; jene können ihn eben so wenig in den Ruf der Tugend bringen, wie diese den Glanz des Lasters um ihn zu verbreiten vermögen. Als Deputirter spricht er nie; aber er vergißt nimmer, seine Stimme abzugeben. In seinem Hause beträgt er sich wie in den Kammern; er ist der beste Ehemann in ganz Frankreich. Wenn er auch nicht fähig ist, je in Begeisterung zu gerathen, so zankt er doch auch nie; nur darf man ihn nicht warten lassen. Seine Freunde nennen ihn „Nebelwetter". In der That bemerkt man auch bei ihm weder ein besonders helles Licht, noch auch eine vollkommene Finsterniß: er gleicht allen Ministerien, welche seit Einführung der Charte in Frankreich einander gefolgt sind. Eine Frau von Grundsätzen hätte nicht leicht in bessere Hände fallen können. Für eine Frau ist es schon von hoher Bedeutung, wenn sie einen Mann geheirathet hat, der unfähig ist, Dummheiten zu begehen.

Es hat Dandy's gegeben, welche unverschämt genug waren, ganz leicht die Hand der Gräfin zu drücken, wenn sie mit ihr tanzten. Sie haben dagegen nur verächtliche Blicke geerntet und jene beleidigende Gleichgiltigkeit, welche gleich Frühlingsfrösten die schönsten Hoffnungen vernichtet. Die Schönen, die Geistreichen, die Gecken, die Leute mit den kleinen Stöcken, die mit großem Namen oder großem Ruf, das hohe und das niedere Wild ... Alle haben sich vor ihr demüthigen müssen. Sie hat das Recht erlangt, so oft und so lange wie es ihr beliebt, mit Männern sprechen zu können, welche ihr geistreich scheinen, ohne daß sie deßhalb die bösen Zungen der Welt fürchten dürfte. Es hat

Koketten gegeben, welche einen solchen Plan sieben Jahre befolgt haben, um sich dadurch einen Schild zu erwerben; wollten wir aber so etwas von der Gräfin von *** vermuthen, so würde das eine Verleumdung sein.

Ich habe das Glück gehabt, diesen Phönix der Gräfinnen zu sehen; und da ich zu hören verstehe, was allerdings eine seltene Eigenschaft ist, so habe ich ihr gefallen. Ich besuche jetzt ihre Soirées. Darnach strebte eben mein Ehrgeiz. Frau von *** ist weder häßlich noch hübsch. Sie hat weiße Zähne, einen zarten Teint und hochrothe Lippen. Sie ist groß und schön gewachsen... Sie hat einen kleinen, niedlichen Fuß und setzt denselben nie unter dem Kleide vor. Ihre Augen sind keineswegs erloschen, wie bei den meisten Pariserinnen der Fall ist, sondern haben einen sanften Glanz, der zauberisch wirkt, wenn sie durch einen Zufall belebt werden. Man erräth, daß hinter diesen unbestimmten Formen eine schöne Seele weilt. Wenn ihre Theilnahme durch eine Unterhaltung in Anspruch genommen wird, so entfaltet sie eine Anmuth, welche sich vorsichtig hinter einer kalten Haltung birgt, und dadurch wird sie reizend. Sie verlangt keine Erfolge, aber eben deßhalb erreicht sie Erfolge, denn man findet stets das, was man nicht sucht. Diese Bemerkung ist zu wahr, als daß sie nicht dereinst sprichwörtlich werden sollte. Darin eben liegt die Moral unsers Abenteuers, dessen Mittheilung ich mir nicht erlauben würde, wenn es nicht gegenwärtig in allen Salons von Paris den Stoff zur Unterhaltung abgäbe.

Die Gräfin von *** hat vor etwa einem Monate mit einem jungen Manne getanzt, der eben so bescheiden wie kühn ist; reich begabt mit trefflichen Eigenschaften, läßt er

nur seine Fehler sehen; leidenschaftlich selbst, spottet er über alle Leidenschaften; er hat Talent und verbirgt es, er spielt den Gelehrten, wenn er Aristokraten gegenüber steht, und den Aristokraten in Gesellschaft von Gelehrten. Er ist einer von den jungen Männern, die Alles versuchen und die Menschheit zu prüfen scheinen, um zu erfahren, was ihnen die Zukunft bringen kann. Er ist originell und anmuthig, was man selten vereinigt findet.

Ernest von M... hatte ganz gleichgiltige Dinge mit der Gräfin von *** gesprochen. Er war etwa eine halbe Stunde neben ihr geblieben und hatte, während er sich den launenhaften Sprüngen einer Unterhaltung überließ, die mit der Oper „Wilhelm Tell“ begann und mit den weiblichen Pflichten endete, mehr als ein Mal die Gräfin auf eine Weise angeblickt, daß diese in Verlegenheit gerathen war. Dann entfernte er sich von ihr und sprach während des ganzen Abends nicht wieder mit ihr. Er tanzte, setzte sich dann zum Ecarté, verlor und suchte dann die nächtliche Ruhe.

Ich habe die Ehre, meine Leser zu versichern, daß sich Alles auf die besagte Weise zutrug: ich setze nichts hinzu und lasse nichts hinweg.

Am folgenden Morgen erwachte Ernest erst spät, blieb aber in seinem Bette liegen und überließ sich ohne Zweifel irgend einer jener Morgen-Träumereien, während deren ein junger Mann gleich einem Sylphen hinter mehr als einen seidenen Bettvorhang schlüpft; je schlaf-schwerer der Körper in solchen Augenblicken ist, desto behender ist der Geist. Endlich erhob sich Ernest indeß, ohne viel zu gähnen, was überhaupt nur schlecht gesittete Leute thun, klingelte seinem Kammerdiener, ließ sich den Thee bereiten, und trank un-

mäßig viel, was ebenfalls denen nicht ungewöhnlich vorkommen wird, welche gern Thee trinken; um indeß auch denen, welche den Thee nur als ein Mittel zur Verdauung betrachten, diesen Umstand zu erklären, muß ich bemerken, daß Ernest schrieb. Er hatte sich ganz bequem gesetzt und stützte seine Füße häufiger auf die Eisenstäbe des Kamines, als auf sein Fußpolster. O! seine Füße auf den polirten Stab setzen zu können, welcher die beiden Griffe des Aschenkastens verbindet, dabei an seine Liebschaften zu denken, während man kaum erst aufgestanden ist und noch im Schlafrock sitzt! . . . das ist eine köstliche Sache, mag man nun ein Mann oder ein Weib sein, und ich bereue nur aus diesem Grunde, daß ich weder eine Geliebte habe, noch polirte Stäbe an meinem Kamin, noch einen Schlafrock; wenn ich aber das Alles erst einmal habe, dann werde ich keine Romane mehr schreiben, sondern Romane spielen.

Der erste Brief, den Ernest schrieb, war nach einer Viertelstunde beendigt. Er legte ihn zusammen, versiegelte ihn und legte ihn vor sich hin, ohne die Adresse darauf zu setzen. Der zweite Brief, der um elf Uhr begonnen wurde, war erst gegen Mittag fertig. Vier Seiten waren voll geschrieben.

„Dieses Weib geht mir doch ewig im Kopfe herum!...“ sagte er.

Er legte auch diesen zweiten Brief zusammen, versiegelte ihn und ließ ihn ebenfalls vor sich liegen, ohne die Adresse darauf zu setzen. Dann schlug er die beiden Schöße seines großbeblümten Schlafrocks über einander, setzte seine Füße auf ein gesticktes Kissen, schob die Hände in die beiden Taschen seiner Beinkleider von rothem Kasemir und warf

sich in seinem köstlichen Lehnstuhle mit Seitenbacken zurück, während Sitz und Rücklehne dieses Stuhles den behaglichen Winkel von hundertundzwanzig Graden beschrieben. Er trank keinen Thee mehr, sondern blieb unbeweglich sitzen, die Augen auf die vergoldete Hand seines Klingelzuges geheftet, allein ohne weder Klingelzug, noch Vergoldung zu sehen. Er schürte nicht einmal das Feuer. Ein unverzeihlicher Fehler! ... Es ist ein so unbeschreibliches Vergnügen, das Feuer hudeln zu können, wenn man an seine Geliebten denkt! Unser Geist verleiht dann den kleinen blauen Flämmchen, welche aus dem Holze hervorzüngeln und plaudernd durch das Feuer laufen, eigene Redensarten. Man verdolmetscht sich die kräftige und rasche Sprache der knisternd abfahrenden Funken. Man wartet gespannt, ob die Kohle nicht wieder herabfällt, die man mit Mühe und Geschicklichkeit zwischen zwei hellbrennende Holzstücke brachte... O! das Feuer schüren, wenn man verliebt ist, das heißt seine Gedanken körperlich entwickeln.

In diesem Augenblicke trat ich bei Ernest ein. Er schrak etwas zusammen und sagte dann zu mir:

„Ach! Du bist es... Wie lange bist Du schon hier?“

„Ich trete eben erst ein ...“

„Ach! ...“

Er nahm die beiden Briefe, setzte die Adressen darauf und klingelte seinem Bedienten.

„Trag' die Briefe fort.“

Jean ging, ohne eine Bemerkung zu machen: ein herrlicher Bediente!

Wir plauderten von der Expedition nach Algier, bei der ich als Historiograph und Redacteur der militairischen Bulle-

tins angestellt zu werden wünschte; Ernest bemerkte mir aber, daß ich in meiner Eigenschaft als Romanschreiber über die zur Berichterstattung zu erwartenden Kriegsthaten nicht geeignet sei; man würde mir nicht glauben, sondern stets dafür halten, ich habe die Sachen romantisch ausgeschmückt. Dann sprachen wir von gleichgiltigen Dingen. Meine Leser verlieren nichts dabei, wenn ich ihnen unsere fernere Unterhaltung nicht mittheile.

Als sich die Gräfin von *** von ihrem Lager erhob, es war gegen zwei Uhr Nachmittags, da wurde ihr ein Brief von ihrer Kammerjungfer übergeben. Sie las denselben, während ihr Therese die Haare machte. (Eine Unbesonnenheit, welche ich schon manche junge Frau begehen sah.)

„O theurer Engel meiner Liebe, Schatz meines Lebens und meines Glücks . . .“

Als die Gräfin diese Worte gelesen hatte, wollte sie den Brief in das Feuer werfen; allein es ging ihr ein Gedanke durch den Kopf, den keine tugendhafte Frau tadelnswerth finden wird: sie wollte sehen, wie ein Mann, der auf solche Weise anfinge, enden würde.

Sie las. Als sie auf der vierten Seite war, ließ sie vor Ermattung den Arm sinken.

„Therese, frag' doch, wer diesen Brief an mich abgegeben hat.“

„Madame, ich habe ihn von dem Kammerdiener des Herrn Marquis Ernest von M.. erhalten.“

Dann entstand eine lange Pause.

„Beliebt es Madame, sich anzukleiden?“ fragte Therese.

„Nein.“

„Das ist ein unverschämter Mensch!“ dachte die Grä-

sin . . . .
. . . .“

Nun bitte ich alle Schönen, sich den Commentar selbst zu ergänzen. Frau von *** beschloß, dem Herrn Ernest ihre Thür verschließen zu lassen; wenn sie ihn irgendwo in einer Gesellschaft anträfe, wollte sie ihm die größte Verachtung bezeugen. Manche Verwegenheit hatte die Gräfin verziehen, allein eine solche Unverschämtheit war ihr noch nicht vorgekommen. Anfangs hatte sie den Brief aufheben wollen, nach reiflichem Nachdenken verbrannte sie ihn jedoch.

„Madame hat eben eine glühende Liebeserklärung erhalten und hat sie gelesen, ...“ sagte Therese zu der Schließerin.

„Das hätte ich nimmermehr von Madame gedacht!...“ antwortete die alte Frau ganz bestürzt.

Abends ging die Gräfin zu dem Marquis von L..., wo sie erwarten konnte, Ernest ebenfalls anzutreffen. Es war Sonnabends. Der Marquis von L... war sein Oheim und er durfte nicht unterlassen, sich zu der Soirée einzufinden. Bis zwei Uhr Morgens wartete die Gräfin vergebens, und doch war sie nur gekommen, um den jungen Mann durch ihre Kälte völlig niederzuschmettern. Herr von Stendalh hat den sonderbaren Einfall gehabt, den Zustand, in welchem sich Frau von *** während dieser Soirée befand, „Krystallisation“ zu nennen. Die sprachlichen Reformatoren hat man sehr treffend Romantiker genannt! ... In Bezug auf „Krystallisation“ mag das passen ... das Wort gefällt mir.

Vier Tage später zankte Ernest mit seinem Kammerdiener.

„So! Jean, ich werde noch genöthigt sein, Dich zu entlassen, weißt Du das?“

„Wirklich, mein Herr! ...“

„Nur Dummheiten machst Du. Wohin hast Du die beiden Briefe getragen, die ich Dir Freitags gab?“

Jean war verlegen. Er blieb stumm wie ein Heiligenbild in einer Kathedrale, denn er wandte jetzt alle seine Erinnerungskraft auf. Plötzlich lächelte er und sagte:

„Mein Herr, der eine war an die Frau Gräfin von ***, Rue du Faubourg St. Honoré, und der andere an den Anwalt des Herrn ...“

„Bist Du dessen gewiß, was Du da sagst?“

Jean schwieg verlegen.

Ich sah ein, daß ich mich in die Sache mischen müßte.

„Jean hat Recht,“ sagte ich.

Ernest wandte sich nach mir um.

„Ich habe die Aufschriften gelesen, ohne es zu wollen, und ...“

„Und ...“ unterbrach mich Ernest, „der eine Brief war nicht an die Vicomtesse von B.?“

„Nein, bei allen Teufeln, nein! ... und ich dachte schon, die Wetterfahne Deines Herzens habe sich von der Rue Dominique hinweg nach dem Faubourg St. Honoré gewandt.“

Ernest schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn und lächelte. Jean sah ein, daß der Fehler nicht auf seiner Seite war.

Welches ist nun die Moral, die von allen Leuten beherzigt werden sollte?

Erster Fehler: Ernest fand es lustig, daß er Frau

von *** etwas zu lachen gegeben hatte, indem er ihr einen Liebesbrief in die Hände gespielt hatte.

Zweiter Fehler: Er ging zu Frau von *** vier Tage nach dem Abenteuer, und ließ die Gedanken der tugendhaften jungen Frau sich krystallisiren.

Es könnten wohl noch zehn andere Fehler aufgefunden werden, die wir aber mit Stillschweigen übergehen müssen, damit den Damen das Vergnügen nicht geraubt werde, noch ex professo nach denen zu forschen, welche sie nicht auffinden können.

Ernest kam an die Thür der Gräfin von ***, als er aber durch dieselbe eintreten wollte, hielt ihn der Concierge an und meldete, daß die Frau Gräfin nicht zu Hause sei. Als er wieder in seinen Wagen steigen wollte, kam der Graf nach Hause.

„Kommen Sie doch, Ernest: meine Frau ist zu Hause.“

O! entschuldigt den Grafen, meine Leserinnen! ... er ist Ehemann; so gut aber auch ein solcher sein mag, vollkommen ist er doch nie.

Als Ernest von M... die Treppe hinanstieg, überlegte er seine Rolle. Er fand jetzt die zehn Fehler gegen die Logik der Welt, welche in diesem Abschnitte seines Lebens lagen.

Als Frau von *** ihren Gemahl mit Ernest eintreten sah, erröthete sie unwillkürlich. Der junge Marquis bemerkte diese plötzliche Röthe, und da auch der bescheidenste Mann stets noch etwas Eitelkeit besitzt, die er eben so wenig ablegt, wie sich das Weib von seiner unglückseligen Gefallsucht trennt, so dachte er:

„Wie! auch diese Festung! ...“

Er warf sich in die Brust; wenn auch junge Männer nichts weniger als geizig sind, so vermehren sie ihre Münzsammlung doch gern um einen Kopf.

Der Herr Graf von *** bemächtigte sich der Gazette de France, die er auf dem Kamin liegen sah, und trat an das Fenster, um bei hellem Lichte und mit Hilfe des Journalisten eine Meinung über Frankreichs Zustand zu fassen.

Eine Frau, am wenigsten eine spröde, bleibt nicht lange verlegen, und befände sie sich auch in der schwierigsten Lage, welche für sie möglich ist. Es scheint, als hätte das weibliche Geschlecht stets das Feigenblatt in der Hand, mit dem es von der Mutter Eva beschenkt ist. Als daher Ernest den Umstand, daß die Thür für ihn verschlossen war, zu seinen Gunsten deutete und Frau von *** ziemlich entschlossen begrüßte, da wußte sie alle ihre Gedanken hinter einem Lächeln zu verbergen, das eben so unergründlich war wie das Wort eines Königs.

„Sollten Sie sich unwohl befinden, meine Dame? Sie hatten sich verleugnen lassen . . .“

„Nein, mein Herr.“

„Sie wollten gewiß ausfahren?“

„Eben so wenig.“

„Oder Sie erwarteten Jemand?“

„Niemand.“

„Sollte mein Besuch zu ungelegener Zeit kommen, so halten Sie sich deßhalb an den Herrn Grafen; ich gehorchte bereits Ihrem geheimnißvollen Willen, aber er führte mich in Ihr Heiligthum ein. . .“

„Der Herr Graf war in meine Absicht nicht eingeweiht;

... es ist nicht immer wohlgethan, den Ehegatten mit gewissen Geheimnissen bekannt zu machen..."

Der feste und ruhige Ton, mit welchem die Gräfin diese Worte sagte, der hoheitsvolle Blick, den sie auf Ernest richtete, überzeugten diesen, daß er sich zu früh in die Brust geworfen habe.

„Madame, ich verstehe Sie! ..." sagte er lachend. „Doppelt muß ich mir demnach Glück wünschen, daß ich den Herrn Grafen antraf, weil er mir die Gelegenheit gab, eine Rechtfertigung bei Ihnen vorzubringen, welche äußerst gefahrvoll sein würde, wenn Sie nicht die Güte selbst wären."

Die Gräfin betrachtete den jungen Marquis auf eine Weise, die ein großes Staunen ausdrückte, und antwortete dann mit vieler Würde:

„Mein Herr, ich bitte Sie, Schweigen über diesen Vorfall zu beobachten; das wird von Ihrer Seite die beste Entschuldigung sein: ich meiner Seits verspreche Ihnen, Alles vergessen zu wollen. Das ist eine Verzeihung, die Sie kaum verdienen."

„Madame," fiel ihr Ernest rasch in die Rede, „die Verzeihung ist da überflüssig, wo keine Beleidigung vorhergegangen ist. Der Brief," fügte er dann mit leiser Stimme hinzu, „den Sie empfangen haben und der Sie so sehr geärgert haben muß, war nicht für Sie bestimmt."

Die Gräfin konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Wozu die Lügen? ..." fragte sie dann in einem Tone, in welchem eine erzwungene Verachtung lag, der aber dennoch ziemlich sanft war; „jetzt, nachdem ich auf Sie gezürnt habe, kommt mir eine Kriegslist, welche nicht ohne Bosheit

ist, ziemlich lächerlich vor. Manche arme Frauen würden sich dadurch fangen lassen. — Gott! wie verliebt er ist!... würden sie sagen.“ —

Frau von *** brach in ein erzwungenes Lachen aus und fuhr dann mit nachsichtigem Blicke fort:

„Wenn wir Freunde bleiben sollen, so sprechen Sie nicht weiter von einem Irrthume, durch den ich zum Narren gehalten wäre.“

„Auf Ehre, Madame, Sie sind mehr genarrt, als Sie denken! ...“ entgegnete Ernest mit Hitze.

„Wovon sprecht Ihr denn da? ...“ fragte der Graf, welcher seit einem Augenblick der Unterhaltung zuhörte, ohne das Dunkel derselben durchblicken zu können.

„Ach! das sind gleichgiltige Dinge für Dich! ...“ antwortete die Gräfin.

Herr von *** fuhr ruhig mit dem Lesen seiner Zeitung fort.

„Wissen Sie, mein Herr,“ versetzte darauf Frau von *** zu Ernest gewandt, „daß Sie da eben eine Grobheit gesagt haben? ...“

„Wenn ich die Strenge Ihrer Grundsätze nicht kennte, so würde ich glauben, daß Sie entweder Ihren Scherz mit mir treiben, oder mir Absichten unterlegen wollten, von denen ich mich freisprechen muß; oder auch, daß Sie beabsichtigten, mir mein Geheimniß zu entlocken,“ entgegnete Ernest unschuldig.

Die Gräfin lächelte. Dieses Lächeln machte Ernest ungeduldig.

„Mögen Sie, meine Dame,“ entgegnete er, „fortfahren, an eine Beleidigung zu glauben, die ich nicht begangen

habe! ich wünsche nichts mehr, als daß Sie nie durch einen Zufall die Frau erfahren mögen, für welche jener Brief bestimmt war."

„So wäre er also für die Vicomtesse gewesen!" rief Frau von *** aus, der mehr daran gelegen war, in das Geheimniß einzudringen, als sich für die beißenden Bemerkungen des jungen Mannes zu rächen.

Ernest erröthete, denn man muß schon ziemlich alt sein, um nicht zu erröthen, wenn man die nennen hört, die man liebt; allein er sagte mit Kaltblütigkeit:

„Ach, nein, Madame! . . ."

Das sind Fehltritte, wie man sie begeht, wenn man fünfundzwanzig Jahr alt ist! . . .

Dieses Bekenntniß veranlaßte der Frau von *** eine heftige Aufregung; allein Ernest versteht es noch nicht, das Antlitz einer Frau zu analysiren, wenn er es mit einem eiligen Blicke oder von der Seite anschaut. Nur die Lippen der Gräfin waren erbleicht. Sie erhob sich, und der Marquis war gezwungen, dasselbe zu thun.

„Wenn dem so ist," sagte sie mit einem kalten und ruhigen Blicke, „so dürfte es Ihnen schwer fallen, mir zu erklären, wie mein Name aus Ihrer Feder fließen konnte; denn es verhält sich doch mit der auf einen Brief gesetzten Aufschrift nicht so wie mit dem Regenschirme eines Nachbarn, den man wohl aus Versehen ergreifen kann, wenn man den Ball verläßt."

Ernest war außer Fassung gekommen und blickte die Gräfin mit verlegenen Augen an; dann fühlte er, daß er sich lächerlich gemacht habe, stotterte eine schülerhafte Redensart und empfahl sich.

Einige Tage später erhielt die Gräfin die unzweifelhaftesten Beweise, daß Ernest die Wahrheit gesagt habe. Seit sechzehn Tagen hat sie sich nun vor keinem Menschen sehen lassen.

Wenn der Graf von *** gefragt wird, warum sich seine Gemahlin nicht sehen lasse, so antwortet er:

„Meine Frau hat es im Magen."

Einige Jahr später erhielt der Förster die [illegible] Botschaft, daß Gertrud die [illegible] [illegible] Wochen hat sie sich nun vor seinem Aufenthalt [illegible] lassen.

Wenn der Vogel von [illegible] gefragt wird, warum sich seine Gemahlin nicht sehen lasse, so antwortet er: „Meine Frau hat es im Kopfe."

[illegible]

Der

wiederversöhnte Melmoth.

oder

die verkauften Seelen

Es giebt eine Art von Menschen, welche die Civilisation in dem Thierreiche hervorgebracht hat, gleich wie die Blumenliebhaber im Pflanzenreiche durch künstliche Erziehung Hybriden hervorbringen, die sich nie durch Samen fortpflanzen. Diese Menschenart nennt man Cassirer. Ein solcher Cassirer ist ein wahrhaft menschenähnliches Produkt, das mit religiösen Ideen begossen, durch das Beil des Henkers auf dem rechten Wege erhalten und durch das Laster beschnitten wird; gewöhnlich gedeihet dieses Produkt in einem dritten Stock an der Seite einer achtungswerthen Frau und langweiliger Kinder. Die Zahl der Cassirer in Paris wird stets ein Problem für den Physiologen bleiben. Wie schwierig ist es, einen Mann zu finden, der ohne Unterlaß in Gegenwart des Reichthums sein kann, wie eine Katze vor einer Maus im Käfig sitzt! Einen Mann zu finden, der rechtschaffen genug ist, auf seinem Rohrstuhle in einer vergitterten Loge sitzen zu bleiben, ohne während sieben Achttheilen des Jahres und während sieben bis acht Stunden des Tages mehr Schritte in derselben machen zu können, als ein Schiffslieutenant in seiner Kajüte! Einen Mann zu finden, dem

bei einer solchen Beschäftigung weder Kniee noch Rücken verkrüppeln! Einen Mann, der groß genug ist, um klein sein zu können, dem das Geld Widerwillen einflößt, weil er zu viel damit umgehen muß! Sucht ein solches Produkt in irgend einer Religion, in irgend einer Moral, in irgend einer Schule, in welcher Lehranstalt ihr immerhin wollt, und gebt ihnen Paris, diese Stadt der Versuchungen, diese Fundgrube des Teufels, als das Beet, in welches der Cassirer gepflanzt werden soll! Gewiß! die Religionen werden eine nach der andern an euch vorüberziehen, die Collegien, die höheren und niedern Lehranstalten, alle großen und kleinen Gesetze der Menschheit werden zu euch kommen, gleich wie ein vertrauter Freund euch entgegentreten wird, wenn ihr ihn um ein Tausendfrankenbillet bittet. Sie werden betrübt aussehen, werden die Achseln zucken, werden euch die Guillotine zeigen, wie euer Freund euch nach dem Leihhause zeigen wird, einer jener hundert Pforten, durch die man in das Hospital gelangt. Dennoch hat auch die moralische Natur ihre Launen, sie erlaubt sich, hier und da ehrliche Leute und Cassirer zu schaffen; daher haben auch die Corsaren, die wir mit dem Namen Banquiers schimpfen, und die einen Wechsel von tausend Thalern hinnehmen, wie ein Freibeuter seinen Kaperbrief hinnimmt, daher, sage ich, haben auch jene Corsaren eine solche Achtung gegen jene seltenen Produkte der Tugend, daß sie dieselben in Logen wie in Käfige stecken, gleich wie die Regierungen seltene Bestien in Menagerien aufbewahren. Wenn der Cassirer Einbildungskraft hat, wenn der Cassirer Leidenschaften hat, oder wenn der vollkommenste Cassirer seine Frau liebt, und diese Frau sich langweilt, Ehrsucht oder nur einfache Eitelkeit besitzt, dann

löst sich der Cassirer auf. Durchblättert die Geschichtsbücher der Cassen: ihr werdet nicht einen einzigen Cassirer auffinden, welcher zu dem gelangt wäre, was man eine Stellung nennt. Sie gehen in den Bagno, sie gehen in die Fremde, oder sie vegetiren in irgend einem zweiten Stock, Rue Saint-Louis au Marais. Sobald ein pariser Cassirer über seinen innern Werth nachgedacht hat, so hat er keinen Werth mehr. Es ist wahr, daß gewisse Leute gar nichts anders sein können, als Cassirer, gleich wie Andere durchaus Schurken sein müssen. Wunderliche Civilisation! Die Gesellschaft bestimmt der Tugend hundert Louis Renten für ihr Greisenalter, ein zweites Stock, Gnadenbrot, einige neue Taschentücher und ein altes Weib mit einem Haufen Kinder. Wenn dagegen das Laster einige Keckheit besitzt, wenn es mit Geschicklichkeit einen Paragraph des Gesetzbuches zu wenden versteht, wie Turenne Montecuculi wandte, so rechtfertigt die Menschheit seine gestohlenen Millionen, wirft ihm Orden hin, spickt es mit Ehrenstellen und überhäuft es mit Achtung.

Die Regierung steht übrigens mit dieser vollkommen unlogischen Gesellschaft im Einklang. Die Regierung hebt aus der Jugend zwischen achtzehn und zwanzig Jahren einige frühzeitige Talente aus, nutzt durch übermäßige Arbeiten die großen Köpfe ab, welche sie zusammenruft, und siebt sie dann in der Sonne aus, wie es die Gärtner mit ihren Sämereien machen. Zu diesem Handwerk schickt sie geschworene Talentenmesser ab, welche die Kenntnisse prüfen, gleich wie man das Gold in der Münze prüft. Von den fünfhundert erhitzten und hoffnungsvollen Köpfen, welche ihr das Volk jährlich übergiebt, wählt sie dann ein Drittel aus und steckt

dasselbe in ihre Säcke, die sie Universitäten nennt, und schüttelt es drei Jahre lang in denselben tüchtig durch. Obgleich jedes dieser Pfropfreiser ungeheure Kapitalien darstellt, so macht sie doch aus denselben gewissermaßen Cassirer: sie ernennt sie zu ordentlichen Ingenieurs, verwendet sie zu Hauptleuten der Artillerie, kurz, sie sichert ihnen alle und selbst die höchsten Grade des Subalternenstandes zu. Haben dann diese ausgesuchten, mit Mathematik gemästeten, und mit Kenntnissen genudelten Männer das Alter von funfzig Jahren erreicht, so gewährt sie ihnen zur Belohnung ihres Dienstes das dritte Stock, die Frau mit Kindern und alle Genüsse der Mittelmäßigkeit. Ist es nicht ein wahres Wunder, wenn fünf oder sechs Männer von diesem zum Narren gehaltenen Volke die Höhenpunkte der Gesellschaft erreichen? Das ist die genaue Bilanz des Talents und der Tugend in ihren Beziehungen zu der Regierung und der Gesellschaft in einer Zeit, welche im Fortschreiten begriffen zu sein glaubt.

Ohne diese vorgängigen Bemerkungen würde ein neulich in Paris vorgekommenes Abenteuer unwahrscheinlich erscheinen, während es diesem Vorworte nach geordnet vielleicht die Geister für einen Augenblick beschäftigen kann, welche hoch genug stehen, um die wahren Wunden unserer Civilisation zu errathen.

Es war an einem düstern Herbsttage, gegen fünf Uhr Abends, als der Cassirer eines der bedeutendsten Banquierhäuser von Paris noch beim Scheine einer Lampe arbeitete, die bereits seit einiger Zeit brannte. Nach den Gewohnheiten und den Gebräuchen der Handelswelt, befand sich die Casse in dem düstersten Theile eines engen und niedrigen

Zwischenstocks. Um nach derselben zu gelangen, mußte man durch einen schmalen Gang, der sein Licht durch niedrige Fensterchen erhielt und an den verschiedenen Bureau's hinführte, deren numerirte Thüren eine Aehnlichkeit mit einer Badeanstalt gewährten. Der Thürsteher hatte schon seit vier Uhr der erhaltenen Anweisung gemäß ganz phlegmatisch gesagt: „Die Casse ist geschlossen."

In diesem Augenblicke waren die Bureau's geschlossen, die Briefe zur Post gesandt, die Angestellten gegangen, und die Frauen der Chefs des Hauses erwarteten ihre Liebhaber, während die beiden Banquiers bei ihren Geliebten zu Mittag aßen: Alles befand sich demnach in vollkommener Ordnung. Der Ort, wo die Geldkisten mit eisernen Klammern befestigt waren, befand sich hinter der vergitterten Loge des Cassirers, der ohne Zweifel noch mit der Führung des Cassenbuchs beschäftigt war. Die offene Vorderthür erlaubte einen mit Eisen beschlagenen Schrank zu sehen, welcher, Dank den neuern Erfindungen der Schlosserkunst, von einem so gewaltigen Gewichte war, daß ihn Diebe nicht fortzuschleppen vermocht hätten. Die Thür konnte nur durch den Willen dessen geöffnet werden, der das Zauberwort zu schreiben verstand, dessen Buchstaben das Schloß unbestechlich verheimlichte; eine schöne Verwirklichung des „Sesam, öffne Dich!" aus Tausend und eine Nacht. Das war aber noch Alles nichts. Das Schloß blies demjenigen, der wirklich das Zauberwort gefunden hatte, aber ein letztes Geheimniß nicht kannte, einen Posaunenstoß in das Antlitz, als ultimo ratio des Drachen Mechanik. Die Thür des Zimmers, die Wände desselben, die Laden der Fenster, kurz das ganze Zimmer war mit Eisenblechen von vier Linien Stärke aus-

gekleidet, welche durch ein leichtes Täfelwerk verdeckt wurden. Die Laden waren in diesem Augenblicke zugeschlagen, die Thür verschlossen. Konnte sich je ein Mann in einer vollkommenen Einsamkeit und fern von allen Blicken wähnen, so war dieser Mann der Cassirer des Hauses Nüßingen und Compagnie, Rue Saint Lazare. Daher herrschte auch das vollkommenste Schweigen in diesem großen eisernen Käfig. Der Ofen verbreitete jene laue Wärme, die auf das Gehirn jene verweichlichende Wirkung und unangenehme Unruhe hervorbringt, die eine Orgie in ihrem Gefolge für den nächsten Tag herbeizieht. Der Ofen schläfert ein, er stumpft ab und trägt ganz vorzüglich dazu bei, daß die Thürsteher und die Angestellten zu halben Cretins werden. Ein Zimmer mit einem Ofen ist ein Destillirkolben, in welchem die Kraft des Menschen aufgelöst, seine geistige Fähigkeit verringert, sein Wille gelähmt wird. Die Bureau's sind die große Fabrik der mittelmäßigen Köpfe, deren die Regierungen bedürfen, um den Feudalismus des Geldes aufrecht zu halten, auf welchen sich unsere gegenwärtigen geselligen Einrichtungen stützen. Die mephitische Wärme, welche dort die Vereinigung von Menschen hervorbringt, ist keiner der geringsten Gründe, warum die geistigen Fähigkeiten sich immer mehr verringern. Das Gehirn, aus welchem sich am meisten Stickstoffgas entwickelt, erstickt auf die Länge auch die andern.

Der Cassirer war ein Mann von etwa vierzig Jahren, dessen kahler Scheitel den Schein der auf dem Tische stehenden Astrallampe zurückwarf. Diese Beleuchtung hob auch noch die weißen Haare, die nur mit einigen schwarzen noch vermischt waren, an beiden Seiten des Hauptes hervor, und

der ganze Kopf erhielt dadurch, so wie auch durch die runden Formen der Züge das Ansehen einer Kegelkugel. Die Farbe seines Antlitzes war ziegelroth. Einige Runzeln umgaben seine blauen Augen. Er hatte die patschlige Hand eines fetten Mannes. Sein Rock von blauem Tuch, der an den hervorspringenden Stellen leicht abgenutzt war, und die Falten seiner spiegelig gewordenen Beinkleider zeigten jene Art von Abgetragenheit, welche vergebens durch die Bürste bekämpft wird und oberflächlichen Menschen einen hohen Begriff von der Sparsamkeit und Rechtschaffenheit eines Mannes giebt, der philosophisch oder aristokratisch genug ist, um alte Kleider zu tragen. Allein nicht selten findet man Leute, welche in Kleinigkeiten knausern, in großen Dingen aber leichtsinnig und verschwenderisch sind. Das Knopfloch des Cassirers war mit dem Bande der Ehrenlegion geschmückt; er war Escadronchef unter den Dragonern zur Zeit des Kaiserreichs gewesen. Herr von Nüßingen, als alter Kriegslieferant, hatte das Zartgefühl seines Cassirers kennen gelernt, als er ihn in einer höhern Stellung antraf, aus welcher ihn das Unglück niederzusteigen zwang, und worauf auch die beiden Associé's Rücksicht genommen hatten, indem sie ihm monatlich fünfhundert Franken Gehalt gaben. Er war Cassirer seit 1813, nachdem er von einer Wunde geheilt war, die er während des Rückzuges von Moskau in dem Treffen von Studzianka erhielt, und nachdem er sechs Monate lang an jener Wunde in Straßburg gekränkelt hatte, wohin damals mehrere höhere Officiere auf Befehl des Kaisers gebracht wurden, um besonders verpflegt zu werden. Er schied mit dem Ehrengrade

als Oberst aus dem Kriegsdienste, bezog zweitausend vierhundert Franken Pension und hieß Castanier. Seit zehn Jahren erkannte man in Castanier nur noch den Cassirer, nicht aber den alten Kriegsmann. Er flößte den beiden Banquiers ein so großes Zutrauen ein, daß er auch den Briefwechsel des geheimen Kabinets leitete, welches hinter seiner Casse lag und in das sich die beiden Associé's auf einer geheimen Treppe begaben. Dort wurden die Angelegenheiten entschieden, dort war die Tenne, auf welcher die erhaltenen Vorschläge gewurft und gesiebt wurden; dort das Sprachzimmer, von welchem aus die Handelswelt geprüft wurde, von dort gingen die Creditbriefe aus, dort lag das Hauptbuch und das Journal, durch welche man einen Ueberblick der Arbeiten in den andern Bureau's erhielt. Castanier schloß die Verbindungsthür, an welcher die Treppe endete, die in das Hauptbureau der beiden Banquiers führte, kehrte dann in seine Loge zurück, setzte sich und betrachtete mehrere Creditbriefe an das Haus Baring in London. Dann ergriff er die Feder und unterzeichnete: „Nüßingen und Compagnie.“

Dann betrachtete er diese falschen Unterzeichnungen, um zu sehen, welche ihm am vollkommensten gelungen wäre. Da fuhr er plötzlich mit dem Kopfe empor, als hätte ihn eine Fliege auf die Nase gestochen; denn ein gewisses inneres Gefühl sagte ihm: Du bist nicht allein! Der Fälscher erblickte zwischen den Stäben des Gitters hindurch einen Mann, dessen Athemzüge er nicht gehört hatte, der auch gar nicht zu athmen schien und ohne Zweifel durch die Thür von dem engen Gange aus eingetreten war, welche Castanier weit offen erblickte. Der alte Krieger fühlte zum ersten Mal in seinem Leben eine Furcht, so daß er mit offe-

nem Munde und starren Augen vor jenem Manne stehen blieb, dessen Anblick übrigens auch ohne die geheimnißvollen Umstände seiner Erscheinung hinreichend Entsetzen erregend war. Das längliche Antlitz des Fremden, die Umrisse der Stirn, die harte Färbung seines Fleisches deuteten eben sowohl, wie der Schnitt seiner Kleidung, den Engländer an. Dieser Mann roch ganz englisch. Wenn man den langen Ueberrock sah, die weite Cravatte, über welche ein zerknitterter Hemdkragen geschlagen war, dessen Weiße die Bleifarbe des leidenschaftlosen Antlitzes noch mehr hervorhob, so errieth man auch auf der Stelle die schwarzen und bis an die Kniee zugeknöpften Gamaschen und den ganzen halbpuritanischen Apparat eines reichen Engländers, der einen Weg zu Fuße zurückgelegt hat. Das Feuer, welches die Augen des Fremden sprühten, war unerträglich und verursachte der Seele einen schmerzhaften Eindruck, welcher durch die Strenge seiner Züge noch vermehrt wurde. Dieser trockne und fleischlose Mann schien ein verzehrendes Prinzip in seinem Herzen zu haben, das er nicht einzuschläfern vermochte. Er mußte seine Nahrung so rasch verdauen, daß er ohne Zweifel fortwährend essen konnte, ohne daß sich nur die geringste Linie seiner Wangen röthete. Er konnte eine Tonne Tokayer Wein verschlucken, ohne daß sich sein stechender Blick veränderte, der in den Herzen las, oder seine grausame Vernunft umdüsterte, welche überall den Dingen auf den Grund zu blicken schien. Er hatte gewissermaßen die falsche und ruhige Majestät des Tigers.

„Mein Herr, ich komme, um diesen Wechsel einzuziehen,“ sagte er zu Castanier mit einer Stimme, welche alle

Nerven des Cassirers mit einer Heftigkeit ergriff, daß dieser sich von einem elektrischen Schlage getroffen glaubte.

„Die Casse ist geschlossen,“ antwortete Castanier.

„Sie ist offen,“ sagte der Engländer und zeigte auf die Casse. „Morgen ist Sonntag und ich kann nicht warten. Die Summe beträgt fünfhunderttausend Franken, Sie haben dieselben in der Casse und ich bin sie schuldig.“

„Aber, mein Herr, wie haben Sie hereinkommen können?“

Der Engländer lächelte und sein Lächeln entsetzte Castanier. Nie war eine Antwort vollständiger oder bestimmter, als die verächtliche und kaiserliche Falte, welche sich um die Lippe des Fremden bildete. Castanier wandte sich um, nahm funfzig Packete zu zehntausend Franken in Bankbillets, bot sie dem Fremden an, der ihm dagegen einen von den Herren Nüßingen und Compagnie unterzeichneten Wechsel hinwarf und wurde von einem gewissen convulsivischen Zittern ergriffen, als er die rothglühenden Strahlen erblickte, welche aus den Augen jenes Mannes zuckten und die falsche Unterschrift des Creditbriefes zu erleuchten schienen.

„Ihre ... Bescheinigung ... sehe ... ich nicht,“ sagte Castanier, indem er den Wechsel umwandte.

„Reichen Sie mir Ihre Feder,“ sagte der Engländer.

Castanier gab ihm die Feder, deren er sich zu seiner Fälschung bedient hatte. Der Fremde zeichnete „John Melmoth“, dann gab er Papier und Feder an den Cassirer zurück. Während Castanier die Unterschrift des Fremden betrachtete, welche nach morgenländischer Weise von der Rechten zur Linken ging, verschwand Melmoth auf eine so spurlose Weise, daß der Cassirer einen Ausruf des Schreckens

nicht unterdrücken konnte und Schmerzen fühlte, als wüthete ein Gift in seinen Eingeweiden. Die Feder, deren sich Melmoth bedient hatte, verursachte in seinem Magen ein heißes und aufrührendes Gefühl, dem gleich, welches durch ein Brechmittel veranlaßt wird. Da es Castanier unmöglich schien, daß dieser Engländer sein Verbrechen errathen haben könne, so schrieb er diese inneren Leiden der Angst zu, welche in Folge der von der Kindheit an eingeprägten Begriffe ein schlechter Streich im Augenblicke des Begehens veranlaßt.

„Zum Teufel! wie dummköpfig ich bin! Gott beschützt mich, denn hätte sich dieses Vieh morgen an meine Herren gewandt, so wäre mein letztes Brot gebacken gewesen!“ sagte Castanier und warf die unnöthigen falschen Wechsel in den Ofen.

Dann versiegelte er denjenigen, dessen er sich bedienen wollte, nahm aus der Casse fünfhunderttausend Franken in Banknoten, schloß dieselbe, ergriff seinen Hut, seinen Regenschirm, löschte die Lampe, nachdem er seine Laterne angezündet hatte, und ging ruhig zu Frau von Nüßingen, um ihr seiner Gewohnheit zu Folge den Cassenschlüssel zu übergeben.

„Sie sind sehr glücklich, Herr Castanier,“ sagte die Frau des Banquiers zu ihm, als sie ihn eintreten sah; „wir haben Montags große Gesellschaft und Sie können daher eine Landpartie machen, vielleicht nach Soisy.“

„Würden Sie die Güte haben, meine Dame, Nüßingen zu sagen, daß der Wechsel von Baring, welcher noch zurück war, heute präsentirt ist? Die fünfhunderttausend Franken

sind bezahlt. Ich werde daher erst Dienstag gegen Mittag zurückkehren."

„Leben Sie wohl, mein Herr, viel Vergnügen."

„Desselbigengleichen, meine Dame," antwortete der alte Dragoner mit einem Blick auf einen jungen Mann, der damals in der Mode war, Herr von Rastignac hieß, und für den Liebhaber der Frau von Nüßingen galt.

„Madame," sagte der junge Mann, „dieser dicke Bursche scheint mir irgend einen bösen Streich spielen zu wollen."

„Ei, ich dächte! er ist so dumm, wie er dick ist."

„Piquoiceau," sagte der Cassirer, als er in die Loge des Portiers trat, „warum läßt Du nach vier Uhr noch Jemand in die Casse treten."

„Nach vier Uhr," sagte der Concierge, „ich habe in der Thür gesessen und meine Pfeife geraucht, aber Niemand hinaufgehen gesehen. Auch ist sonst Niemand hinausgegangen, als die Herren. . ."

„Bist Du dessen gewiß, was Du sagst?"

„So gewiß, wie meiner Ehre, es ist Niemand anders seit vier Uhr gekommen, als der Freund des Herrn Emile, ein junger Herr, der bei den Herrn Taillefer und Compagnie in der Rue Joubert angestellt ist."

„Gut!" sagte Castanier und entfernte sich rasch.

Die Glut, welche ihm seine Feder mitgetheilt hatte, wuchs fortwährend.

„Tausend Teufel!" dachte er, während er über den Boulevard de Gand ging, „habe ich auch Alles genau bedacht? wir wollen sehen! Zwei freie Tage, Sonntag und Montag; dann ein Tag der Ungewißheit, bevor man mich aufsucht. . . Diese Frist gewährt mir drei Tage und vier

Nächte. Ich habe zwei Pässe und zwei verschiedene Kleidungen bei mir, dadurch muß doch wohl auch die gewandteste Polizei auf Irrwege geführt werden! Dienstag Morgens erhebe ich in London eine Million, während man hier noch nicht im mindesten Verdacht hat. Meine Schulden hinterlasse ich hier auf Rechnung meiner Gläubiger, und für den Rest meiner Tage lebe ich glücklich in Italien unter dem Namen des Grafen Ferrari, dieses armen Obersten, den ich allein in den Morästen von Zembin ertrinken sah und dessen Hülle ich annehmen werde. Tausend Teufel! das Weib, das ich da mit mir schleppen will, könnte meine Entdeckung bewirken! Ein alter Schnauzbart, wie ich, sollte sich mit Unterröcken bemengen, von einem Weibe in das Verderben stürzen lassen! Warum will ich sie mitnehmen? Man läßt sie zurück. Ja, dann werde ich mehr Muth haben; aber, ich kenne mich, ich bin dumm genug, zu ihr zurückzukehren. Indeß kennt Niemand Aquilina. Nehme ich sie mit? nehme ich sie nicht mit?“

„Du nimmst sie nicht mit!“ rief ihm eine Stimme zu, die ihm sein Inneres zu zerreißen schien.

Castanier wandte sich rasch um und sah den Engländer.

„Steckt denn in dem der Teufel!“ rief der Cassirer laut aus.

Melmoth war bereits vorübergegangen. Anfangs dachte Castanier zwar daran, sich an dem Manne zu reiben, welcher so geschickt in seinem Herzen las; dann aber wurde er von so vielen und verschiedenartigen Gefühlen bestürmt, daß er dadurch in eine augenblickliche Besinnungslosigkeit verfiel. Er ging ruhig weiter und wurde von jenem Fieber ergriffen, das sich auf eine höchst natürliche Weise bei einem

Menschen einfindet, der durch die Leidenschaft zu einem Verbrechen hingerissen wird, aber die Kraft nicht hat, seine grausame Herzenspein zu besiegen. Obgleich Castanier entschlossen war, die Frucht eines halbvollendeten Verbrechens zu pflücken, so zögerte er doch noch, sein Unternehmen zu verfolgen, wie das meist bei Menschen von gemischtem Charakter der Fall ist, bei denen man eben so viel Kraft wie Schwäche antrifft, und die eben so gut unschuldig bleiben wie Verbrecher werden können, je nachdem die Umstände das eine oder das andere begünstigen. Unter den Millionen, welche von Napoleon zu Soldaten umgeschaffen wurden, gab es Viele, die gleich Castanier den rein physischen Muth hatten, ohne Zittern ein Schlachtfeld zu betreten, ohne doch den moralischen Muth zu besitzen, durch welchen ein Mann eben so groß im Verbrechen wird, wie er es in der Tugend sein könnte.

Sein Creditbrief war in solchen Ausdrücken abgefaßt, daß er bei seiner Ankunft in London fünfundzwanzigtausend Pfund Sterling bei Baring heben konnte. Baring war der Correspondent des Hauses von Nüßingen und von ihm selbst auf den eingehenden Wechsel zum Voraus benachrichtigt; von London aus wollte er an Bord eines Fahrzeuges, welches eine reiche englische Familie nach Italien bringen sollte, als Graf Ferrari mitreisen. So waren also die kleinsten Umstände vorher bedacht. Er hatte es so eingerichtet, daß man ihn in Belgien und in der Schweiz suchen müßte, während er auf dem Meere war. Ehe aber Herr von Nüßingen ihm auf die Spur kommen konnte, mußte er Neapel erreicht haben, wo er unter einem falschen Namen zu leben gedachte. Um sich noch unkenntlicher zu machen, wollte er

mit Hilfe einer Säure Pockennarben in seinem Gesichte nachahmen. Diese Vorsichtsmaßregeln schienen ihn hinreichend sichern zu müssen und dennoch beunruhigte ihn sein Gewissen. Er empfand Furcht. Das ruhige und friedliche Leben, welches er so lange Zeit führte, hatte seine soldatischen Sitten gereinigt; noch war er rechtschaffen und befleckte sich nicht ohne Reue. So überließ er sich denn zum letzten Mal dem Eindruck seines bessern Ich, welches sich gegen seine bösen Absichten auflehnte.

„Bah!“ dachte er, als er an die Stelle gekommen war, wo der Boulevard mit der Rue Montmartre zusammentraf, „ein Fiacre wird mich heute Abend nach dem Schauspiel nach Versailles bringen. Eine Postkutsche erwartet mich dort bei meinem alten Quartiermeister, der durch nichts vermocht werden könnte, meine Abreise zu verrathen. Nichts wird also gegen mich sein. Ich nehme meine kleine Naqui mit und reise ab.“

„Du reisest nicht ab!“ sagte der Engländer, dessen fremdartige Stimme dem Cassirer alles Blut des Herzens nach dem Kopfe trieb.

Melmoth stieg in einen Tilbury, welcher seiner wartete, und fuhr so schnell davon, daß Castanier seinen geheimen Feind schon hundert Schritte von sich und auf den Boulevard Montmartre einbiegen sah, ehe es ihm noch eingefallen war, ihn anzuhalten.

„Aber, auf Ehre, was mir da widerfährt, ist übernatürlich!“ dachte er. „Wenn ich dumm genug wäre, an Gott zu glauben, so würde ich denken, daß er mir den heiligen Michael auf den Hals geschickt habe. Sollte sich der Teufel mit der Polizei verbündet haben, um mich erst ge-

währen zu lassen und dann zur rechten Zeit festzunehmen? Hat man je so etwas gesehen! Ei was! das sind Dummheiten!“

Castanier ging in die Straße des Faubourg Montmartre, und verzögerte seine Schritte immer mehr, je näher er der Rue Richer kam. In dieser Straße wohnte in einem neugebauten Hause und im zweiten Stock eines nach dem Garten gehenden Flügels ein junges Mädchen, welches unter dem Namen einer Madame de la Garde in dem Viertel bekannt und die unschuldige Veranlassung des von Castanier begangenen Verbrechens war. Um diese Thatsache zu erklären, und die Schilderung der Krisis zu vollenden, in welcher sich der Cassirer gegenwärtig befand, müssen wir nothwendig mit kurzen Worten Einiges aus seinem früheren Leben mittheilen.

Madame de La Garde, welche ihren wahren Namen vor Jedermann verhehlte, selbst vor Castanier, gab vor, aus Piemont zu sein. Sie war eins von jenen jungen Mädchen, die entweder in Folge des drückenden Elends, oder weil sie die Arbeit scheuen, oder weil sie sich vor dem Tode zu sehr fürchten, oft auch, weil sie von dem ersten Geliebten getäuscht sind, zu einem Handwerk getrieben werden, das der größte Theil von ihnen mit Abscheu ausübt, Viele mit Sorglosigkeit, Einige auch wohl, um den Gesetzen ihrer Constitution zu gehorchen. Sie war sechzehn Jahr, als sie sich in den Golf der pariser Entehrung stürzen wollte, schön und rein wie eine Madonna; da traf sie auf Castanier. Der alte Dragoner war unzufrieden mit seinen Erfolgen bei der schönen Welt, fand es zu ermüdend, alle Abend die Boulevards zu besuchen, um einem bezahlten guten Glücke nach-

zujagen, und hatte daher schon längst gewünscht, eine gewisse Regelmäßigkeit in die Unregelmäßigkeit seiner Sitten zu bringen. Ueberrascht von der Schönheit dieses armen Kindes, welches ihm der Zufall in die Arme führte, beschloß er, dasselbe zu seinem Nutzen vom Laster zu retten, und hatte somit einen wohlthätigen Gedanken, der aber eben so selbstsüchtig war, wie es oft die wohlthätigsten Gedanken der besten Menschen sind. Die Natur ist oft gut, der gesellige Zustand mischt sein Böses hinein, und daher entspringen gewisse gemischte Verhältnisse, gegen die sich der Richter nachsichtig zeigen muß. Castanier hatte gerade so viel Geist, um verschlagen sein zu können, wenn sein Nutzen auf dem Spiele stand. Daher wollte er Menschenfreund sein und begann damit, daß er dieses Mädchen zu seiner Geliebten machte.

„He! he!“ dachte er in seiner soldatischen Sprache, „so ein alter Wolf wie ich, darf sich nicht scheeren lassen wie ein Schaf. Papa Castanier, bevor Du Dich verheirathest, stelle erst einen Wechsel auf die Moral des Mädchens aus, damit Du erfährst, ob es einer Anhänglichkeit fähig ist.“

Während des ersten Jahres dieser ungesetzlichen Vereinigung nannte sich die Piemonteserin Aquilina, da sie zufällig das „gerettete Venedig“ gelesen hatte. Sie glaubte der Buhlerin gleiches Namens in jenem englischen Trauerspiele zu gleichen, ob hinsichtlich der frühreifen Gefühle, die sie in ihrem Herzen fühlte, oder ihrer Züge, oder hinsichtlich des allgemeinen Charakters ihrer Person, das lassen wir unbestimmt. Als Castanier sah, daß sie das regelmäßigste und tugendhafteste Leben führte, welches eine Frau führen kann, die außerhalb der Gesetze steht, so bezeugte er seinen Wunsch

gegen sie, ehelich mit ihr zu leben. Seitdem nannte sie sich Madame de la Garde, um, so viel es nur die pariser Gebräuche erlaubten, die Bedingungen einer wirklichen Ehe zu erfüllen. In der That ist es auch der höchste Wunsch vieler jener armen Mädchen, als ehrliche Bürgersfrauen betrachtet zu werden, die ihren Männern auf allen Wegen und Stegen treu sind, dabei treffliche Mütter abgeben und ein Tagebuch über die Ausgaben führen, so wie auch die Ausbesserung der Wäsche übernehmen können.

Dieser Wunsch geht aus einem so lobenswürdigen Gefühle hervor, daß die menschliche Gesellschaft darauf Rücksicht nehmen sollte. Allein die Menschheit wird jedenfalls unverbesserlich bleiben und fortfahren, die verheirathete Frau als eine Corvette zu betrachten, der es durch ihre Flagge und ihre Papiere gestattet wird, frei dahin zu segeln, während das unterhaltene Mädchen der Freibeuter ist, den man an seinen Mast hängt, weil ihm der Paß fehlt. An dem Tage, wo Madame de la Garde sich Madame Castanier zu nennen wünschte, wurde der Cassirer verlegen.

„Du liebst mich also nicht hinreichend, um mich zu heirathen?“ fragte sie.

Castanier antwortete nicht und senkte nachdenkend das Haupt. Das arme Mädchen ergab sich in sein Loos. Der Exdragoner war in Verzweiflung. Naqui wurde von dieser Verzweiflung gerührt und hätte ihn beruhigen mögen; um ihn aber beruhigen zu können, mußte sie erst den Grund der Verzweiflung kennen lernen. Als Naqui das Geheimniß zu erfahren wünschte, ohne gerade zudringlich zu werden, gestand der Cassirer mit Bekümmerniß, daß es eine gewisse Madame Castanier gäbe, eine gesetzmäßige und tausend Mal

verfluchte Gattin, welche in einem kleinen Hause in Straßburg wohne und an die er zwei Mal jährlich schreibe, obgleich er ein so vollkommnes Schweigen über dieselbe behauptete, daß bisher Niemand etwas von seiner Verheirathung geahnet hatte. Warum diese Verschwiegenheit? Mancher alte Krieger mag sich in demselben Falle befinden und den Grund hinlänglich einsehen, darum wird es aber doch nicht überflüssig sein, ihn mitzutheilen.

Der wahre Troupier, wenn es nämlich erlaubt ist, hier das Wort anzuwenden, dessen man sich bei dem französichen Heere bedient, um die Männer zu bezeichnen, deren Bestimmung es ist, als Hauptmänner zu sterben; dieser Leibeigene seines Regiments ist ein außerordentlich naives Geschöpf, ein Castanier, der schon zum Voraus dazu bestimmt ist, alle Kriegslisten der Mütter in den Garnisonstädten zu überwinden, wenn dieselben Töchter haben, welche schwer an den Mann zu bringen sind. So hatte auch Castanier das Unglück gehabt, sich während eines jener kurzen Augenblicke, die von den kaiserlichen Truppen zur Ruhe verwandt wurden, in Nancy gegen ein Fräulein aufmerksam zu zeigen, mit welchem er auf einem jener Bälle getanzt hatte, die von der Stadt zu Ehren der Officiere et vice versa gegeben wurden. Auf der Stelle wurde der liebenswürdige Hauptmann das Ziel von Verführungsversuchen, welche die Mutter anstellte. Gleich allen Leuten, die nur einen einzigen Gedanken haben, beziehen solche Mütter Alles auf ihren Hauptplan, den sie mit Sorgsamkeit ausarbeiten, dem Trichter im Sande gleich, in dessen Tiefe sich der Ameisenlöwe birgt. Vielleicht tritt Niemand je in dieses so schön gebaute Labyrinth, vielleicht muß der Ameisenlöwe vor Hun-

ger oder Durst sterben; fällt aber irgend ein unvorsichtiges Thierchen hinein, so kommt es auch nie wieder heraus. Die geheimen und geizigen Berechnungen, welche fast Jedermann macht, wenn er sich verheirathet, die Hoffnung, die menschliche Eitelkeit, alle jene Fäden, auf denen ein Hauptmann geht, wurden bei Castanier in Anregung gebracht. Unglücklicher Weise hatte er zu der Mutter gesagt, daß sie eine reizende Tochter besitze, als er ihr diese letztere nach einem Walzer wieder zuführte. Die Folge davon war eine kleine Plauderei und das natürlichste Ende von dieser eine Einladung. Als aber der Dragoner erst einmal in das Haus eingeführt war, da wurde er durch das freundliche Aussehen desselben geblendet und glaubte, hinter der anscheinenden Sparsamkeit lägen Reichthümer verborgen. Die geschicktesten Schmeicheleien wurden gegen ihn losgelassen. Jedermann rühmte ihm die verschiedenen Schätze des jungen Mädchens. Ein Mittagsessen, welches in einem silbernen Geschirr, das jedoch von einem Oheim geborgt war, aufgetragen wurde, die Aufmerksamkeiten einer einzigen Tochter, die Gespräche der Stadt, ein reicher Unterlieutenant, welcher sich stellte, als wollte er ihm das Gras unter den Füßen abmähen; kurz, keine von jenen Kriegslisten, die man in der Provinz so geschickt anzuwenden vermag, um das Insekt zu fangen, blieb unbenutzt.

Fünf Jahre später sagte Castanier, daß er noch immer nicht wisse, wie sich das gemacht habe. Der Dragoner erhielt funfzehntausend Franken Mitgift und ein glücklicher Weise unfruchtbares Weib, das durch eine zweijährige Ehe zum häßlichsten und folglich auch zum knurrigsten Geschöpfe von der Welt wurde. Ihr Teint, der bisher durch strenge

Lebensart weiß erhalten war, ward kupferig; das Antlitz, dessen lebhafte Färbung eine verführerische Weisheit angedeutet hatte, trieb Knospen und Blüthen; der dem Anscheine nach vorher gerade Wuchs verschob sich; aus dem Engel wurde ein zänkisches und argwöhnisches Geschöpf, das nur noch langweilte; das Vermögen ging ebenfalls zum Teufel. Der Dragoner erkannte das Weib gar nicht wieder, das er geheirathet hatte, verschaffte ihm eine kleine Besitzung in Straßburg und erwartete, daß es von Gottes Gefälligkeit als eine Zierde des Paradieses abgerufen würde. Sie war eine von jenen tugendhaften Frauen, welche, weil es ihnen an Gelegenheit fehlt, anders zu handeln, die Engel mit ihren Klagen ärgern, den lieben Gott mit ihren Gebeten langweilen und die schlimmsten Dinge von ihren Männern aussagen, wenn sie des Abends ihr Boston oder ihr Whist mit den Nachbarinnen spielen.

Als Aquilina dieses Leidwesen kennen gelernt hatte, schloß sie sich um so aufrichtiger an Castanier an, und machte ihn durch die Freuden, welche ihr weibliches Talent ihm in einem steten Wechsel zu gewähren wußte, so glücklich, daß sie dadurch, ohne es zu wissen, den Untergang des Cassirers herbeiführte. Wie alle Frauen, denen die Natur auferlegt zu haben scheint, den Quell der Liebe bis zu seinem letzten Tropfen auszuschöpfen, so war auch Madame de la Garde durchaus uneigennützig. Sie verlangte weder Gold noch Edelgestein, dachte nie an die Zukunft, lebte in der Gegenwart, und besonders in der Freude. Den reichen Schmuck, die Gegenstände der Toilette, die Equipage, alles Dinge, nach denen andere Frauen ihrer Art sich so heiß sehnen, betrachtete sie nur als eine überflüssige Harmonie im Gemälde

des Lebens. Sie sehnte sich nach denselben nicht aus Eitelkeit, nicht aus dem Wunsche, eine Rolle zu spielen, sondern nur um dadurch ihres Castanier würdiger zu werden. Wenn ein Mann von offenem Herzen, wie alte Krieger fast immer sind, eine Frau von dieser Art antrifft, so fühlt er eine Art von Wuth in seinem Herzen, weil er findet, daß er im gegenseitigen Austausch des Lebens weniger opfert, als sie. Er fühlt sich dann fähig, eine Post anzuhalten, um sich durch Straßenraub Geld zu erwerben, wenn er dessen nicht genug hat für seine Verschwendungen. Der Mensch ist einmal so. Er macht sich bisweilen eines Verbrechens schuldig, um in den Augen eines Weibes oder eines besondern Publikums groß und edel zu erscheinen. Ein Verliebter gleicht dem Spieler, der sich für entehrt halten würde, wenn er das nicht zurückgäbe, was er dem Kellner entliehen hat, während er Frau und Kinder ausplündert, während er stiehlt und mordet, um mit vollen Taschen in dem unglückseligen Hause des Spieles zu erscheinen und seine Ehre in den Augen derer zu retten, welche mit ihm dasselbe besuchen. Ein solcher Mann war auch Castanier.

Zuerst hatte er Aquilina ist ein bescheidenes Zimmer versetzt, das im vierten Stock eines Hauses lag, und hatte ihr nur außerordentlich einfaches Stubengeräth gegeben. Als er aber die Schönheiten und die großen Eigenschaften dieses jungen Mädchens entdeckte, als er jene unerhörten Freuden genoß, welche keine Sprache zu beschreiben vermag, da wurde er ein Narr und wollte seinen Abgott schmücken. Aquilina's Anzug bildete einen so lustigen Widerspruch mit dem Elend ihrer Wohnung, daß es um ihret- und um seinetwillen nöthig war, dieselbe zu wechseln.

Auf diesen Wohnungswechsel wurden fast alle Ersparnisse Castanier's verwandt, der sein halbeheliches Gemach mit dem besondern Luxus des unterhaltenen Mädchens schmückte. Ein hübsches Weib will nichts Häßliches in ihrer Nähe haben. Sie unterscheidet sich dadurch von andern Frauen, daß sie alle ihre Umgebungen so hübsch wünscht, wie sie selbst ist; ein Bedürfniß unserer Natur, das überhaupt noch zu wenig beobachtet ist und namentlich die alten Jungfern veranlaßt, sich nur mit alterthümlichen Dingen zu umgeben. Die hübsche Piemonteserin mußte demnach die neuesten und modigsten Dinge besitzen: seidene Stoffe, Juwelen, leichte und zerbrechliche Möbeln, schönes Porzellan. Sie verlangte nichts. Wenn aber Castanier etwas auswählen wollte, dann fragte er sie: „Was beliebt Dir?“ — Und sie antwortete dann: „Nun, das da scheint mir am besten.“ Eine Liebe, welche knausert, ist nie wahre Liebe. Castanier wählte überall das Schönste, was es gab.

Als einmal diese Stufe der Verhältnißleiter betreten war, da war es auch nöthig, daß Alles in der ganzen Wirthschaft im Einklange stand. Da fehlte Wäsche, Silbergeräth, Küchengeschirr, Krystall und alle die tausend Bedürfnisse eines wohl eingerichteten Hauses. Obgleich Castanier, nach einem allgemein üblichen Ausdrucke, überall nur die höchste Einfachheit verlangte, so stürzte er sich doch immer tiefer in Schulden. Ein befriedigtes Bedürfniß zog zwei andere nach sich. Als eine Pendule angeschafft war, mußten auch zu beiden Seiten Armleuchter aufgestellt werden. Da der Kamin nun geschmückt war, so verlangte er auch einen schönen Feuerherd. Die Vorhänge und Tapeten waren zu schön, als daß man sie durch den Rauch hätte schwärzen lassen

dürfen, daher mußten neuerfundene und elegante Feueressen errichtet werden, welche als sicherstes Verhinderungsmittel des Rauches gepriesen waren. Dann fand es Aquilina so hübsch, mit nackten Füßen auf dem Teppich ihres Schlafzimmers umherlaufen zu können, daß Castanier endlich alle Zimmer mit Teppichen schmücken mußte, um desto anmuthiger mit Naqui tändeln zu können. Endlich ließ er ihr auch noch ein Badezimmer einrichten, aber Alles nur, damit sie seiner würdiger werde.

Die Kaufleute, die Fabrikanten und die Handwerker besitzen eine außerordentliche Kunst, das Loch noch zu vergrößern, welches ein Mann in seine Börse macht. Wenn man sie zu Rathe zieht, so wissen sie von keiner Sache den Preis und die Fieberhitze des Verlangens vereint sich nie mit einer Verzögerung. Sie übernehmen demnach die Bestellungen in der Finsterniß eines ungefähren Preises. Dann übergeben sie nie ihre Rechnungen und verlocken den Kundmann in den Strudel einer bedeutenden Lieferung. Alles ist köstlich, reizend; Jeder ist befriedigt. Einige Monate später kommen die gefälligen Lieferanten völlig umgewandelt, in der Angst einer außerordentlichen Geldverlegenheit; sie haben Bedürfnisse, haben dringende Zahlungen, sind einem Banquerout nahe; sie weinen und rühren! Nun öffnet sich der Abgrund und speit eine Reihe von Zahlen aus, welche zu Vieren aufmarschiren, während sie doch ganz unschuldig zu Dreien daher schreiten sollten. Ehe Castanier die Summe seiner Ausgaben kennen gelernt hatte, gab er seiner Geliebten eine Miethkutsche, so oft sie einen Ausflug machen wollte, anstatt sie in einen Fiacre steigen zu lassen. Castanier war ein Wohlschmecker, er hatte eine ausgezeichnete

Küche. Aquilina bewirthete ihn mit den Erstlingen, um ihm zu gefallen; mit gastronomischen Seltenheiten, mit ausgesuchten Weinen, die sie selbst einkaufte. Da sie aber kein eigenes Vermögen hatte, ihre Geschenke um so kostbarer durch die Aufmerksamkeit wurden, welche sie zeigte, durch das Zartgefühl und die Anmuth, durch welche sie zu denselben veranlaßt wurde, so wurde auch Castanier's Börse durch dieselben von Zeit zu Zeit erschöpft, weil er nicht wollte, daß seine Naqui ohne Geld sei. Aber Naqui war dennoch immer ohne Geld. Der Tisch wurde demnach die Quelle bedeutender Ausgaben, die mit dem Vermögen des Cassirers in keinem Verhältniß standen. Der Exdragoner mußte seine Zuflucht zu kaufmännischen Kunstgriffen nehmen, um sich Geld zu verschaffen, denn es war ihm unmöglich, seinen Genüssen zu entsagen. Seine Liebe zu der Frau hatte ihm nicht erlaubt, den Launen der Geliebten zu widerstehen. Er war einer von jenen Männern, die aus Eigenliebe oder aus Schwäche einem Weibe nichts abzuschlagen wissen, und eine falsche Scham empfinden, wenn sie sagen sollen: „Ich kann nicht... Meine Mittel erlauben mir das nicht... Ich habe kein Geld."

Als demnach der Tag gekommen war, wo sich Castanier am Rande eines Abgrundes sah, und zu seiner Rettung das Weib hätte verlassen und sich auf Brot und Wasser beschränken sollen, um seine Schulden tilgen zu können, da hatte er sich so sehr an dieses Weib gewöhnt, da fiel es ihm so schwer, sich von diesem Leben zu trennen, daß er mit jedem Morgen seine Reformpläne vertagte. Gezwungen durch die Umstände, begann er zu borgen. Durch seine Stellung, durch sein früheres Leben hatte er sich ein Zu-

trauen erworben, dessen er sich jetzt bediente, um ein Borgsystem zu errichten, welches mit seinen Bedürfnissen im Einklange stand. Dann nahm er seine Zuflucht zu Wechseln, die er ausstellte. Als er aber endlich die Unmöglichkeit sah, diese Finanzoperationen weiter fortzusetzen, weil theils das Capital zu sehr angewachsen war, theils auch die Zinsen nicht mehr zu bezahlen waren, da beschloß er einen Banquerout zu machen. Die Ehre war doch einmal verloren und deßhalb zog Castanier den betrüglichen Banquerout dem einfachen Banquerout vor, das Verbrechen dem Vergehen. Er beschloß die letzten Wechsel auf das Zutrauen zu ziehen, welches er sich durch seine wirkliche Redlichkeit erworben hatte, um die Zahl seiner Gläubiger dadurch zu vermehren, daß er nach Art Matheos, des königlichen Schatzkämmerers, die nöthige Summe entlehnte, um den Rest seiner Tage glücklich in einem fremden Lande zuzubringen. Das hatte er auch gethan, wie wir gesehen haben. Aquilina kannte die Bekümmernisse dieses Lebens nicht, sie genoß dasselbe, wie viele Frauen es machen, ohne sich zu fragen, woher das Geld komme, so wie sich auch gewisse Leute nicht fragen, wo das Getreide wächst, während sie ihre Weißbrötchen essen; die Lasten und Sorgen des Ackerbaues bleiben hinter dem Ofen des Bäckers zurück, so wie niederdrückende Sorgen und übermenschliche Arbeiten hinter dem Luxus der meisten Haushaltungen verborgen sind.

Castanier fühlte also die Martern der Ungewißheit und dachte an eine Handlung, welche sein ganzes Leben umwandeln sollte, während Aquilina ruhig an ihrem Kamine saß, sorgenlos sich in einen großen Lehnstuhl geworfen hatte und in Gesellschaft ihres Kammermädchens auf den Cassirer

wartete. Gleich allen Kammermädchen, welche solche Damen bedienen, war Jenny ihre Vertraute geworden, nachdem sie erkannt hatte, wie sicher die Herrschaft sei, welche ihre Herrin über Castanier ausübte.

„Wie werden wir es heute Abend machen? Richard will durchaus kommen,“ sagte Madame de la Garde, während sie einen leidenschaftlichen Brief las, der auf ein graulisches Papier geschrieben war.

„Da kommt der Herr,“ sagte Jenny.

Castanier trat ein. Ohne in Verlegenheit zu kommen, rollte Aquilina den Brief zusammen, faßte ihn mit der Feuerzange und verbrannte ihn.

„So machst Du es also mit Deinen Liebesbriefen?“ sagte Castanier.

„O! mein Gott, ja,“ antwortete ihm Aquilina; „ist das nicht das beste Mittel, um sie in Niemandes Hände fallen zu lassen? Ueberdieß muß das Feuer in das Feuer, so wie das Wasser in den Fluß fließen muß!“

„Naqui, Du sprichst gerade, als ob das wirklich ein Liebesbrief gewesen wäre.“

„Allerdings! Bin ich denn etwa nicht hübsch genug, um deren zu empfangen?“ fragte sie und reichte Castanier ihre Stirn mit einer gewissen Nachlässigkeit hin, welche einem weniger geblendeten Manne bewiesen haben würde, daß sie nur eine Art ehelicher Pflicht erfülle, indem sie dem Cassirer eine Freude mache. Castanier war jedoch zu jenem Grade der durch die Gewohnheit eingeflößten Leidenschaft gelangt, daß er nichts mehr sehen konnte.

„Ich habe heute Abend eine Loge im Gymnase,“ sagte

er; „laß also das Essen zeitig genug auftragen, damit wir uns nicht bei demselben zu übereilen brauchen.“

„Gehe mit Jenny hin. Das Schauspiel langweilt mich heute. Ich weiß nicht, wie mir heute Abend ist, ich ziehe es vor, in meinem Stübchen zu bleiben.“

„Komm immerhin, Naqui. Ich werde Dich nicht lange mehr mit meiner Person langweilen. Ja, Quiqui, ich werde heute Abend abreisen und einige Zeit ausbleiben, ehe ich wiederkehre. Ich lasse Dich hier als Herrin von Allem zurück. Wirst Du mir auch Dein Herz bewahren?“

„Weder mein Herz, noch sonst etwas,“ sagte sie. „Allein bei Deiner Rückkehr wird Naqui stets Deine Naqui für Dich sein.“

„Nun! das nenne ich mir Offenherzigkeit. Du würdest mir also nicht folgen?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Nun!“ lächelte sie, „kann ich denn den Liebhaber verlassen, der mir so süße Briefe schreibt?“

Sie zeigte halb spöttisch auf das verbrannte Papier.

„Sollte es wahr sein?“ fragte Castanier. „Du hättest also einen Liebhaber?“

„Wie,“ versetzte Aquilina, „sollten Sie sich denn nie im Spiegel betrachtet haben, mein Lieber? Sie sind funfzig Jahr alt! Dann haben Sie ein Gesicht, das man in die Bude einer Obsthökerin setzen könnte; Niemand würde Bedenken tragen, dasselbe für einen Kürbiß anzusehen. Wenn Sie die Treppe heraufkommen, so schnauben Sie wie ein Seehund. Ihr Bauch schlappert an Ihrem Rumpfe, wie ein Brillant an der Stirn einer Frau! Du magst im-

merhin als Dragoner Deine Rolle gespielt haben, bist aber jetzt ein schrecklich häßlicher alter Kerl. Meiner Treu, ich rathe Dir nicht, wenn Du Dir meine Achtung erhalten willst, zu Deinen übrigen Eigenschaften noch die der Narrheit hinzuzufügen und zu glauben, daß ein Mädchen wie ich, es unterlassen würde, Deine asthmatische Liebe durch die Blüthe irgend eines hübschen Jünglings zu mildern."

„Du willst ohne Zweifel Spaß machen, Aquilina?"

„Nun! machst Du keinen Spaß? Hältst Du mich für eine Närrin, daß Du mir Deine Abreise ankündigst? — Ich werde heute Abend abreisen," sagte sie dann, indem sie ihm nachäffte. „Großer Lendore, würdest Du so sprechen, wenn Du Deine Naqui verlassen wolltest? Du würdest weinen wie ein Kalb!"

„Folgst Du mir, wenn ich wirklich abreise?" fragte er.

„Sag mir erst, ob Deine Abreise nicht ein schlechter Scherz ist."

„Gewiß, wahrhaftig, ich verreise."

„Gewiß, wahrhaftig, ich bleibe. Glückliche Reise, mein Junge! Ich werde Dich erwarten. Lieber wollte ich das Leben verlassen, als mein gutes Päris."

„Du wolltest also nicht mit nach Italien reisen, nach Neapel, um dort ein glückliches, ein angenehmes, ein prunkvolles Leben mit Deinem dicken Manne zu führen, der wie ein Seekalb keucht?"

„Nein."

„Undankbare!"

„Undankbarer!" sagte sie und erhob sich. „Ich kann sogleich mich von hier entfernen und ohne etwas mit mir zu nehmen, als meine eigene Person; obgleich ich Dir alle

Schätze geschenkt habe, welche ein junges Mädchen besitzt, und etwas, das weder Dein Blut, noch das meinige mir wiederzugeben vermag. Könnte ich durch irgend ein Mittel, vielleicht, indem ich meine Ewigkeit verkaufte, die Blüthe meines Körpers wieder erlangen, wie ich vielleicht die meines Herzens wieder erlangt habe, um mich rein wie eine Lilie meinem Geliebten zu übergeben, so würde ich nicht einen Augenblick zögern! Durch welche Aufopferung hast Du die meinige belohnt? Du hast mir Nahrung und Wohnung aus demselben Antriebe gegeben, aus welchem man einem Hunde sein Futter giebt und ihm ein Lager anweist, weil er uns treu bewacht, weil er unsere Fußtritte hinnimmt, wenn wir bei schlechter Laune sind, und uns sofort die Hand leckt, wenn wir ihn zurückrufen. Wer von uns Beiden hat sich am hochherzigsten gezeigt?"

„O! mein liebes Kind, siehst Du nicht, daß ich scherze?" fragte Castanier. „Ich mache eine kleine Reise, die nicht lange dauern wird. Du begleitest mich aber in das Gymnase und gegen Mitternacht reise ich dann ab, nachdem ich Dir ein herzliches Lebewohl gesagt habe."

„Armes Herzchen, Du verreisest also wirklich?" fragte sie und schlang ihre Arme um seinen Hals, um seinen Kopf an ihre Brust drücken zu können.

„Du erstickst mich!" schrie Castanier, dessen Gesicht völlig in Aquilina's Busen vergraben war.

Das gute Mädchen neigte sich an Jenny's Ohr:

„Geh' zu Richard und sage ihm, daß er erst um ein Uhr kommen solle. Wenn Du ihn nicht findest, oder wenn er zu früh kommt, so verstecke ihn in Deinem Zimmer."

„Nun!" fuhr sie dann mit lauter Stimme fort, ließ

Castaniers Haupt wieder los und ergriff ihn an der Spitze seiner Nase, „ich gehe heute Abend mit Dir in das Theater, Du schönstes aller Seekälber. Jetzt aber wollen wir speisen! Ein hübsches Mittagsmahl ist bereitet und alle Schüsseln sind nach Deinem Geschmack."

„Es fällt einem recht schwer," sagte Castanier, „ein solches Weib zu verlassen, wie Du bist."

„Warum willst Du denn verreisen?" fragte sie ihn.

„Ach! warum! warum! um das Dir zu erklären, müßte ich Dir Dinge sagen, welche Dir beweisen würden, daß meine Liebe zu Dir an Narrheit gegrenzt hat. Hast Du mir Deine Ehre geopfert, so habe ich die meinige verkauft und wir sind wett. Heißt das lieben?"

„Ich verstehe Dich nicht," sagte sie. „Sag mir erst, daß Du mich stets wie ein Vater lieben würdest, wenn ich einen Geliebten hätte. Das würde lieben heißen! Nun, sag' es auf der Stelle und gieb mir ein Pfötchen!"

„Ich würde Dich ermorden!" sagte Castanier lächelnd.

Sie setzten sich zu Tische und gingen dann in das Gymnase, nachdem sie gegessen hatten. Als das erste Stück gespielt war, wollte sich Castanier einigen Personen von seiner Bekanntschaft zeigen, die er in dem Saale gesehen hatte, um so lange wie möglich jeden Verdacht über seine Flucht von sich abzuhalten. Er ließ Madame de la Garde in ihrer Loge, welche nach seiner bescheidenen Gewohnheit nur eine Seitenloge war, und begab sich in das Foyer. Kaum war er hier einige Schritte gegangen, als er auf Melmoth traf, dessen Blick ihm jene fade Wärme in den Eingeweiden und jenen Schrecken verursachte, die er bereits kennen gelernt hatte. Beide standen einander gegenüber.

„Fälscher!“ schrie der Engländer.

Als Castanier dieses Wort hörte, blickte er die Leute an, welche sich in dem Foyer ergingen. Er glaubte ein mit Neugierde gemischtes Staunen in ihren Blicken zu lesen, wollte sich dieses Engländers noch in demselben Augenblicke entledigen und erhob die Hand, um ihm eine Ohrfeige zu geben. Allein er fühlte seinen Arm durch eine unbesiegliche Macht gelähmt, alle seine Kraft entschwunden und sich an den Platz gefesselt, wo er stand. Der Fremde nahm ihn beim Arme und Beide gingen in dem Foyer mit einander auf und ab, gleich zwei Freunden.

„Wer wäre stark genug, um mir zu widerstehen?“ fragte ihn der Engländer. „Weißt Du nicht, daß Alles hienieden mir gehorchen muß und daß ich Alles kann? Ich lese in dem Herzen, ich sehe die Zukunft, ich weiß die Vergangenheit. Ich bin hier und kann anderswo sein; nicht von der Zeit, nicht von dem Raume, noch von der Entfernung hänge ich ab. Die Welt ist mir dienstbar. Ich habe die Kraft, mich stets zu erfreuen und überall Glück zu verbreiten. Mein Auge durchblickt die Mauern, sieht die Schätze und ich schöpfe mit vollen Händen aus denselben. Auf einen Wink meines Hauptes entstehen Paläste und mein Baumeister täuscht sich nie. Ich kann auf jedem Boden Blüthen ersprießen lassen, kann Gold und Edelgestein häufen, kann mir stets neue Weiber verschaffen; kurz, mir weicht Alles. Ich könnte mit Sicherheit auf der Börse spielen, wenn der Mann, der das Gold da zu finden weiß, wo es die Geizhälse verscharren, nöthig hätte, aus Anderer Börsen zu schöpfen. Fühle doch, armer Elender, der Du an die Schande gefesselt bist, fühle doch die Macht des Schlosses, das Dich

hält. Versuche, diesen Eisenarm zu beugen! Erweiche dieses Herz von Diamant! Wage es, Dich von mir zu entfernen. Und wärest Du in den tiefen Höhlen, die sich unter der Seine hinziehen, so würdest Du meine Stimme hören! Und gingest Du in die Katakomben, so würdest Du mich sehen! Meine Stimme übertönt das Rollen des Donners, meine Augen wetteifern an Helligkeit mit der Sonne, denn ich bin gleich dem, der der Vater des Lichts ist.“

Castanier hörte diese schrecklichen Worte, die Stimme seines Herzens bekräftigte dieselben und er ging an der Seite des Engländers, ohne daß er sich von demselben zu entfernen vermocht hätte.

„Du gehörst mir an, Du hast ein Verbrechen begangen. Endlich habe ich den Gefährten gefunden, den ich suchte. Willst Du Dein Loos wissen? Ha! ha! Du gedachtest hier ein Schauspiel zu sehen; Du sollst Dich nicht getäuscht haben, Du sollst deren zwei sehen. Komm, stelle mich der Madame de la Garde als einen Deiner besten Freunde vor. Bin ich nicht Deine letzte Hoffnung?“

Castanier kehrte in seine Loge zurück und beeilte sich, den ihm folgenden Fremden der Madame de la Garde dem erhaltenen Befehle gemäß vorzustellen. Aquilina schien nicht überrascht, Melmoth zu sehen. Der Engländer weigerte sich, sich vorne in die Loge zu setzen und wollte, daß Castanier neben seiner Geliebten sitzen bleibe. Der einfachste Wunsch des Engländers war ein Befehl, dem gehorcht werden mußte. Das Stück, welches aufgeführt werden sollte, war das letzte. Damals gaben die kleinen Theater nur drei Stücke. Das Gymnase hatte zu jener Zeit einen Schauspieler, der ihm stets gefüllte Räume sicherte. Perlet sollte

in dem Comédien d'Etampes, einem Vaudeville, in welchem er vier verschiedene Rollen hatte, auftreten. Als sich der Vorhang hob, zeigte der Fremde nach der Bühne. Da stieß Castanier einen Schreckensruf aus, der ihm aber in der Kehle stecken blieb, weil die Wände derselben zusammengeleimt schienen. Melmoth zeigte also mit dem Finger nach der Bühne und machte so begreiflich, daß er eine Veränderung derselben befohlen habe.

Der Cassirer sah das Cabinet des Herrn von Nüßingen. Sein Patron unterredete sich mit einem Oberbeamten der Polizeipräfectur, welcher ihm Castanier's Betragen erklärte und ihn von dem Cassendiebstahl, von der begangenen Fälschung und von der Flucht seines Cassirers in Kenntniß setzte. Eine Klage wurde sogleich niedergeschrieben, unterzeichnet und dem Generalprocurator übergeben.

„Glauben Sie, daß es noch Zeit ist?" fragte Herr von Nüßingen.

„Ja," antwortete der Agent; „er ist im Gymnase und hat nicht die mindeste Ahnung."

Castanier rückte auf seinem Stuhle hin und her. Er wollte entfliehen. Melmoth aber legte seine Hand auf seine Schulter und zwang ihn durch eine Wirkung jener furchtbaren Macht, deren Einfluß wir beim Alpdruck fühlen, auf seinem Sitze zu bleiben. Dieser Alp war der Mann selbst und lag auf Castanier schwer wie eine vergiftete Atmosphäre. Als sich der arme Cassirer umwandte, von ihm Gnade zu erflehen, da traf er auf einen Feuerblick, welcher elektrische Ströme aussprühte, metallischen Spitzen gleich, von denen sich Castanier von einer Seite zur andern durchdrungen und festgebannt fühlte.

„Was habe ich Dir gethan?“ fragte er in seiner Ohnmacht, keuchend wie ein Hirsch am Ufer eines Baches; „was verlangst Du von mir?“

„Schau dort hin!“ schrie ihm Melmoth zu.

Castanier blickte wieder nach der Bühne. Die Scene hatte sich verändert; das Schauspiel war vorüber, Castanier sah sich selbst mit Aquilina aus dem Wagen steigen; allein in dem Augenblicke, da er auf den Hof seines Hauses in der Rue Richet trat, veränderte sich die Scene plötzlich nochmals und zeigte das Innere seines Zimmers. Jenny plauderte neben dem Kamine in dem Zimmer ihrer Herrin mit einem Unterlieutenant eines Linien-Regiments, welches in Paris in Garnison lag.

„Er verreist,“ sagte der Officier, welcher aus einer leichtfüßigen Familie entsprungen schien. „So kann ich also nach meiner Bequemlichkeit glücklich sein. Ich liebe Aquilina zu sehr, als daß sie länger jener alten Krabbe gehören dürfte. Ich werde Madame de la Garde heirathen!“

„Alte Krabbe!“ wiederholte Castanier wehmüthig.

„Da kommt der Herr und Madame, verbergen Sie sich! Sehen Sie, verstecken Sie sich hier hin, Herr Richard,“ sagte Jenny zu ihm. „Der Herr kann nicht lange bleiben.“

Castanier sah, wie sich der Unterlieutenant in dem Toiletten-Cabinet Aquilina's hinter deren Kleider versteckte. Unmittelbar darnach trat Castanier selbst ein und sagte seiner Geliebten ein Lebewohl; diese aber spottete bei Seite mit Jenny über ihn, während sie ihm die süßesten und schmeichelhaftesten Worte sagte. Sie weinte von der einen Seite und lachte von der andern.

„Verdammtes Weib!“ schrie Castanier.

Aquilina lachte unter Thränen und sagte: „Mein Gott! wie drollig macht sich Perlet als Engländerin! Wie! Sie allein von allen Zuschauern lachen nicht? so lache doch, mein Herzchen!“ sagte sie zu dem Cassirer.

Melmoth lachte auf eine Weise, daß der Cassirer zusammenschauderte; dieses englische Lachen schien ihm die Eingeweide zusammenzuwinden und sein Gehirn zu durchbohren, als ob ein Wundarzt mit einem glühenden Eisen darin wühlte.

„Sie lachen, sie lachen!“ sagte Castanier convulsivisch.

Der Cassirer sah in diesem Augenblicke keineswegs die schamhafte Lady, welche auf so komische Weise von Perlet dargestellt wurde und eben so wenig hörte er dessen englisch-französisches Kauderwelsch, über das die Zuschauer bis zum Ersticken lachten; er sah vielmehr, wie er auf dem Boulevard in einen Fiacre stieg, um nach Versailles zu fahren. Die Scene änderte sich abermals. Da, wo die Rue de l'Orangerie und die Rue des Récollets zusammenstoßen, erblickte er die kleine Kneipe, welche sein ehemaliger Quartiermeister hielt. Es war zwei Uhr Morgens, das größte Schweigen herrschte, Niemand schien ihm nachzuspüren, sein mit vier Postpferden bespannter Wagen erschien und hielt vor dem Hause eines Engländers, auf dessen Namen er bestellt war, um jeden Verdacht abzulenken. Castanier hatte sein Geld und seine Pässe bei sich, er stieg in den Wagen und fuhr ab. An dem Schlagbaume aber hielten Gensd'armen zu Pferd und zu Fuß, welche den Wagen erwarteten. Castanier stieß einen schrecklichen Schrei aus, der aber durch Melmoths niederschmetternden Blick zurückgehalten wurde.

„Blick' immer hin und schweig!“ sagte der Engländer zu ihm.

Castanier sah sich in das Gefängniß geworfen. Dann sah er sich im fünften Akte dieses Drama „der Cassirer“ betitelt, drei Monate später, vor dem Assisenhofe zu zwanzigjähriger Strafarbeit verurtheilt. Er stieß einen neuen Schrei aus, als er sich auf dem Platze des Justizpalastes ausgestellt sah und das glühende Eisen des Henkers ihm die Marke aufdrückte. In der letzten Scene endlich war er in Bicêtre zwischen sechzig andern Sträflingen.

„Mein Gott! ich kann nicht mehr lachen,“ sagte Aquilina. „Wie finster Du bist, mein Herzchen! Was hast Du denn?“

„Nur zwei Worte, Castanier,“ sagte Melmoth zu diesem in dem Augenblicke, wo das Stück beendigt war und sich Madame de la Garde ihren Mantel von der Oeffnerin umhängen ließ.

Der Corridor war von Menschen überfüllt, jede Flucht war unmöglich.

„Nun! was denn?“

„Keine menschliche Macht kann Dich verhindern, Aquilina zurückzugeleiten, nach Versailles zu fahren und dort festgenommen zu werden.“

„Warum nicht?“

„Weil der Arm, der Dich hält, Dich nimmer loslassen wird,“ sagte der Engländer.

Castanier hätte jetzt die Macht haben mögen, sich selbst zu vernichten und in die Tiefe der Hölle zu versenken.

„Wenn jetzt der Teufel Deine Seele verlangte, so würdest Du gewiß sie hingeben, um dagegen eine göttliche Macht

einzutauschen! Du kannst das! Nur ein Wort, und die fünfhunderttausend Franken, die Du aus der Casse des Herrn von Nüßingen genommen hast, sind wieder ~~in derselben~~. Dann kannst Du Deinen Creditbrief zerreißen und jede Spur des Verbrechens ist verschwunden. Endlich sollst Du noch Gold in Strömen haben. Aber Du glaubst jetzt an nichts mehr, ist es nicht so? Wenn Dir aber das widerführe, was ich Dir sagte, so würdest Du wenigstens an den Teufel glauben."

„Wenn das möglich wäre!" sagte Castanier erfreut.

„Der solches thun kann, der verheißt es Dir," antwortete der Engländer.

Melmoth reckte den Arm aus, als Castanier, Madame de la Garde und er auf den Boulevard getreten waren. Es fiel ein feiner Regen, der Boden war kothig, die Atmosphäre dick und der Himmel schwarz. Kaum war aber der Arm jenes Mannes ausgereckt, als die Sonne Paris erleuchtete. Castanier sah sich um, es war heller Mittag und schien ein schöner Julitag zu sein. Die Bäume waren mit Blättern bedeckt und die festlich gekleideten Pariser gingen in zwei unabsehbaren Reihen auf und nieder. Die Getränkeverkäufer riefen:

„Zu trinken! frische Getränke!"

Glänzende Equipagen rollten über die Chaussee. Der Cassirer stieß einen Schrei des Schreckens aus. Bei diesem Schrei wurde der Boulevard wieder feucht und düster. Madame de la Garde war in den Wagen gestiegen.

„So beeile Dich doch, mein Freund," sagte sie zu ihm. „Komm, oder bleib. Wahrlich, Du bist heute Abend so langweilig wie dieser Regen."

„Was habe ich zu thun?“ fragte Castanier den Engländer.

„Willst Du meine Stelle einnehmen?“ fragte dagegen Melmoth.

„Ja.“

„Nun wohl, in wenigen Augenblicken werde ich bei Dir sein.“

„Ei, Castanier, Du bist nicht wie gewöhnlich,“ sagte Aquilina zu ihm. „Du denkst irgend einen bösen Streich aus. Du warst zu finster und nachdenkend während des Schauspiels. Mein lieber Freund, bedarfst Du irgend etwas, was ich Dir geben kann? Rede.“

„Ich verlange nur zu wissen, ob Du mich liebst; wenn wir zu Hause sind, werde ich es erfahren.“

„So lange brauchst Du gar nicht zu warten,“ sagte sie zu ihm und warf sich an seinen Hals. Sie küßte ihn mit anscheinend leidenschaftlicher Liebe und verschwendete jene Schmeicheleien an ihn, welche bei solchen Geschöpfen eben so handwerksmäßig werden, wie es die Spiele auf der Bühne für Schauspielerinnen sind.

„Woher kommt diese Musik?“ fragte Castanier.

„Hörst Du denn jetzt Musik?“

„Himmlische Musik,“ versetzte er. „Man könnte sagen, daß die Töne von oben kommen.“

„Wie? Du hast mir stets eine Loge in der italienischen Oper verweigert, indem Du sagtest, daß Du die Musik nicht vertragen könntest, und jetzt scheinst Du ganz versessen in dieselbe! Du bist ein Narr! Deine Musik ist in Deinem Gehirn, alte verrostete Kanonenkugel!“ sagte sie, ergriff ihn beim Kopfe und schüttelte ihm denselben. — „Sag doch,

Papa, sind es etwa die Räder des Wagens, welche Musik machen?“

„So höre doch, Naqui! wenn die Engel dem guten Gotte Musik machen, so kann dieselbe nicht schöner sein, als die, deren Accorde ich jetzt vernehme. Es ist mir, als käme sie nicht sowohl durch die Ohren zu meinem Bewußtsein, als durch den Magen. Sie ist milde wie Honigseim!“

„Nun, ganz gewiß machen die Engel dem lieben Gott Musik, denn man stellt sie ja immer mit Harfen dar. Auf Ehre! er hat seinen Verstand verloren!“ sagte sie darauf, als sie Castanier in der Haltung eines verzückten Opiumessers erblickte.

Sie waren angekommen. Castanier war betäubt durch das, was er gesehen und gehört hatte, wußte nicht, ob er zweifeln sollte oder glauben, ging wie ein Trunkener, wie ein seiner Vernunft Beraubter. Erst in Aquilina's Zimmer kam er wieder zu seiner Besinnung. Seine Geliebte, der Portier und Jenny hatten ihn die Treppe hinan getragen, da er ohnmächtig geworden war, als er aus dem Wagen stieg.

„Meine Freunde, meine Freunde, er wird kommen!“ sagte er und warf sich verzweiflungsvoll in seinen Lehnsessel neben dem Kamin.

In diesem Augenblick hörte Jenny die Klingel ziehen. Sie öffnete und meldete gleich darauf den Engländer an, indem sie sagte, daß ein Herr da sei, welcher eine Zusammenkunft mit Castanier besprochen zu haben vorgebe. Gleich hinter ihr trat Melmoth ein. Alle Anwesenden verstumm-

ten. Er blickte den Portier an, und der Portier ging. Er blickte Jenny an, und Jenny ging.

„Madame,“ sagte Melmoth darauf zur Buhlerin, „erlauben Sie uns, ein Geschäft abzumachen, welches keine Verzögerung leidet.“

Er nahm Castanier bei der Hand und Castanier erhob sich. Beide traten ohne Licht in den Salon, denn Melmoths Auge erhellte auch die dunkelste Finsterniß. Bezaubert durch den wunderbaren Blick des Unbekannten blieb Aquilina kraftlos zurück und unfähig, an ihren Geliebten zu denken, von dem sie überdieß glaubte, daß er in dem Zimmer ihres Kammermädchens verschlossen sei, während Jenny, durch Castaniers schnelle Rückkehr überrascht, ihn im Toiletten-Kabinet verborgen hatte, ganz wie in der Scene jenes für Melmoth und sein Opfer gespielten Drama's. Die Thür des Zimmers wurde heftig zugeworfen, aber gleich darauf trat Castanier wieder ein.

„Was ist Dir!?“ rief ihm seine Geliebte von Schauder ergriffen zu.

Das Aussehen des Cassirers war völlig verändert. Seine rothe Gesichtsfarbe war der fremdartigen Bleichheit gewichen, welche den Anblick des Engländers so unheimlich und kalt machte. Seine Augen sprühten ein höllisches Feuer, welches durch seinen unerträglichen Glanz zu verletzen schien. Seine vordem gutmüthige Haltung war despotisch und stolz geworden. Die Buhlerin fand Castanier abgemagert, auf seiner Stirn glaubte sie eine furchtbare Majestät zu erblicken: es ging von ihm ein grausenerregender Einfluß aus, der einer schweren Atmosphäre gleich für an-

dere Menschen beängstigend wurde. Aquilina fühlte sich für einen Augenblick an allen Gliedern gelähmt.

„Was ist zwischen jenem diabolischen Manne und Dir in so kurzer Zeit vorgegangen?“ fragte sie.

„Ich habe ihm meine Seele verkauft. Ich fühle es, ich bin nicht mehr derselbe. Er hat mein Ich genommen und mir dafür das Seinige gegeben.“

„Wie!“

„Du würdest nichts davon verstehen. Ha!“ sagte Castanier kalt, „er hatte Recht, dieser Teufel! Ich sehe Alles und weiß Alles. Du hast mich getäuscht.“

Diese Worte ließen Aquilina erstarren. Castanier zündete eine Kerze an und trat in das Toilette-Kabinet. Das arme Mädchen folgte ihm zitternd, sein Staunen wurde aber noch größer, als Castanier die an einem Kleiderhalter hängenden Gewänder zurückschlug und den Unterlieutenant entdeckte.

„Kommen Sie, mein Lieber,“ sagte er zu Richard und erfaßte ihn bei einem Knopfe seines Rockes, um ihn in das Zimmer zu führen.

Die Piemonteserin hatte sich bleich und ohnmächtig in ihren Sessel geworfen. Castanier setzte sich in den Großvaterstuhl neben dem Kamin und ließ Aquilina's Liebhaber vor sich stehen.

„Sie sind Soldat gewesen,“ sagte Richard zu ihm, „ich bin bereit, Ihnen Genugthuung zu geben.“

„Sie sind ein Schafskopf,“ antwortete Castanier trocken. „Ich habe nicht mehr nöthig, mich zu schlagen; ich kann Sie mit einem Blicke tödten, wenn ich will. Warum sollte ich Sie aber ermorden? Ich erblicke eine rothe Linie

um Ihren Hals. Die Guillotine wartet auf Sie. Ja, Sie werden auf dem Grève-Platze sterben. Sie sind dem Henker verfallen und nichts kann Sie retten. Sie gehören zu einer Carbonari-Gesellschaft. Sie haben sich gegen die Regierung verschworen."

„Das hattest Du mir nicht gesagt!" sagte die Piemonteserin zu Richard.

„Sie wissen also noch nicht," fuhr der Cassirer fort, „daß der Minister heute morgen beschlossen hat, Ihre Verbindung zu verfolgen. Der Generalprocurator hat Ihre Namen schon aufgezeichnet. Ihr seid sämmtlich des Hochverraths angeklagt. Herr von Marchangy arbeitet in diesem Augenblicke an Eurer Anklageacte."

„Du hast ihn also verrathen!" schrie Aquilina mit der Wuth einer Löwin, der man ihr Junges geraubt hat, und erhob sich, um auf Castanier loszustürzen und ihn zu zerreißen.

„Du kennst mich zu gut, um das zu glauben," antwortete Castanier mit einer Kaltblütigkeit, durch welche seine Geliebte fast versteinert wurde.

„Woher weißt Du es denn?"

„Als ich in den Salon trat, wußte ich es noch nicht, jetzt aber sehe ich Alles, weiß Alles und kann Alles."

Der Unterlieutenant war seiner Sinne kaum mächtig.

„Nun! so rette ihn, mein Freund!" rief das Mädchen aus und warf sich Castanier zu Füßen. „Retten Sie ihn, da Sie Alles können! Ich werde Sie lieben, ich werde Sie anbeten, ich werde Ihre Sklavin sein, statt Ihre Geliebte zu sein. Ich werde mich Ihren wunderlichsten Launen leihen und Sie können alles mit mir machen, was Sie wollen.

Ja, ich werde mehr als Liebe gegen Sie fühlen; ich werde die Ergebenheit einer Tochter gegen ihren Vater zeigen, verbunden mit einer ... aber ... laß doch mit Dir sprechen, Rudolphe! So heftig auch meine Liebe sein mag, so werde ich doch stets Dir gehören. Was soll ich denn sagen, um Dich zu rühren, ich werde neue Freuden erfinden ... ich ... mein Gott! willst Du irgend etwas von mir? willst Du, daß ich mich zum Fenster hinausstürze, so darfst Du mir nur den Namen Richard sagen! Ich werde mich dann in die Hölle stürzen, ich werde alle Qualen auf mich nehmen, alle Krankheiten, alle Leiden, Alles, was Du mir auflegen magst!"

Castanier blieb kalt. Statt aller Antwort zeigte er auf Richard und sagte mit einem dämonischen Lächeln:

„Die Guillotine wartet auf ihn."

„Nein, er soll nicht von hier fort, ich werde ihn retten!" rief sie aus. „Ja, ich werde Jeden ermorden, der ihn anrühren wird! Warum willst Du ihn nicht retten?" rief sie dann mit trostloser Stimme aus, während Flammen aus ihren Augen blitzten und ihre Haare sich sträubten. „Kannst Du es?"

„Ich kann Alles!"

„Warum rettest Du ihn nicht?"

„Warum nicht?" schrie Castanier mit einer Stimme, daß das ganze Zimmer erbebte. „Ha! ich räche mich! Er hat mich betrogen. Daher soll er sterben!"

„Sterben!" wiederholte Aquilina, „er, mein Geliebter, ist das möglich?"

Sie sprang zu ihrer Commode, ergriff einen Dolch, der

in einem Korbe gelegen hatte und kehrte zu Castanier zurück, der jedoch über sie lächelte.

„Du weißt wohl, daß ich jetzt fest gegen jede Waffe bin.“

Aquilina's Arm fiel nieder, gleich wie die gesprungene Saite einer Harfe niedersinkt.

„Gehen Sie, mein lieber Freund,“ sagte der Cassirer zu dem Unterlieutenant, „gehen Sie an Ihre Geschäfte.“

Er reckte seinen Arm aus und der Soldat war gezwungen, der überlegenen Kraft zu gehorchen, welche Castanier entfaltete.

„Ich bin hier in meiner Wohnung, ich könnte zu dem Polizei-Commissär schicken und ihm den Menschen übergeben, der sich hier eingeschlichen hat; ich ziehe es jedoch vor, ihm die Freiheit wiederzugeben. Ich bin ein Dämon, aber kein Spion.“

„Ich werde ihm folgen,“ sagte Aquilina.

„Folge ihm,“ sagte Castanier. „Jenny!“

Jenny erschien.

„Laß durch den Portier einen Fiacre herbeirufen.“

„Hier, Naqui,“ sagte Castanier darauf und zog ein Packet Banknoten aus seiner Tasche, „nimm hin, nicht wie eine Elende sollst Du einen Mann verlassen, der Dich noch immer liebt.“

Er reichte ihr dreihunderttausend Franken hin. Aquilina ergriff die Banknoten, warf sie auf die Erde, spuckte auf dieselben und zertrat sie in der Wuth der Verzweiflung, indem sie zu ihm sagte:

„Wir werden Beide zu Fuß uns entfernen, ohne einen Sou von Dir. — Bleib hier, Jenny.“

„Gute Nacht!“ sagte der Cassirer und hob sein Geld wieder auf. „Ich bin von meiner Reise schon wieder zurückgekehrt.“

„Jenny,“ sagte er zu dem verdutzten Kammermädchen, „Du scheinst mir ein gutes Kind zu sein. Du bist jetzt ohne Herrin, komm zu mir. Für heute Abend sollst Du einen Herrn haben.“

Aquilina war jetzt gegen Jedermann mißtrauisch geworden und begab sich sogleich mit dem Unterlieutenant zu einer ihrer Freundinnen. Richard war indeß schon längst der Polizei verdächtig und wurde von derselben auf allen seinen Gängen verfolgt. Kurz darauf wurde er auch, wie die Zeitungen berichteten, nebst seinen drei Freunden verhaftet.

Der Cassirer fühlte sich sowohl in moralischer Hinsicht wie in physischer vollkommen verändert. Der Castanier, welcher erst Kind, dann Jüngling, dann Liebhaber, dann wieder Krieger, muthig, getäuscht, verheirathet, enttäuscht, Cassirer, leidenschaftlich Verliebter, Verbrecher aus Liebe gewesen war, dieser Castanier war nicht mehr. Seine innere Gestalt hatte sich verändert. In einem Augenblicke hatte sich sein Geist erweitert, hatten seine Sinne an Umfang gewonnen. Seine Gedanken umfaßten die ganze Welt und er erblickte Dinge, als hätte er auf einer wunderbaren Höhe gestanden. Ehe er in das Schauspiel gegangen war, hatte er noch die vernunftloseste Leidenschaft für Aquilina gefühlt. Lieber hätte er jede Untreue übersehen, als ihr entsagt. Dieses blinde Gefühl war nun verschwunden, gleich wie eine Wolke unter den Strahlen der Sonne verschwindet.

Jenny war überglücklich, daß sie ihrer Herrin folgen konnte und deren Glück auf sie übergehen sollte. Sie that

Alles, was der Cassirer wollte. Castanier hatte jedoch die Macht, in dem Herzen zu lesen, er sah den unedlen Beweggrund dieser rein physischen Aufopferung. Daher vergnügte er sich mit diesem Mädchen mit der boshaften Genußsucht eines Kindes, das den Saft einer Kirsche aussaugt und die Hülle mit dem Kern alsdann wegwirft. Als sie sich am folgenden Morgen während des Frühstücks für eine vornehme Dame und für die Herrin im Hause hielt, da wiederholte ihr Castanier, während er seinen Kaffee schlürfte, Wort für Wort, Gedanken für Gedanken, Alles, was sie dachte.

„Weißt Du, meine Kleine, was Du denkst?“ fragte er sie lächelnd. „Ich will es Dir sagen: „Diese hübschen Möbel von Palixander, welche ich so lange wünschte, diese schönen Gewänder, die ich manchmal anprobte, gehören also mir! Ich verdanke sie der Dummheit meiner Herrin, welche sie verschmähte; ich begreife nicht, warum? Meiner Treu, in der Kutsche zu fahren, einen schönen Putz zu haben, in einer Loge im Theater erscheinen zu können, das ist eine Wonne, wofür ich ihm so viele Freuden gewähren will, daß er darüber zu Grunde gehen sollte, wenn er nicht so stark wäre wie ein Türke. Nie habe ich einen solchen Mann gesehen!“ — Denkst Du nicht so?“ fragte er in einem Tone, daß Jenny darüber erbleichte. „Nun ja, meine Tochter, Du würdest eben so wenig treu bleiben, wie Deine vorige Herrin, es ist daher Dein Bestes, daß ich Dich entlasse. So scheiden wir wenigstens als gute Freunde.“

Er entließ sie sehr kaltblütig und gab ihr eine höchst unbedeutende Summe.

Castanier hatte sich vorgenommen, von der schrecklichen

Macht, die er gegen sein ewiges Leben eingetauscht hatte, zunächst den Gebrauch zu machen, daß er alle seine Wünsche vollkommen und völlig befriedigte. Nachdem er seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht und dem Associé des Herrn von Nüßingen Rechnung abgelegt hatte, wollte er eine Bacchenalie, würdig der schönsten Tage des römischen Kaiserreichs, und stürzte sich verzweiflungsvoll in dieselbe, gleich wie Balthazar bei seinem letzten Festmahle. Aber, ebenfalls gleich Balthazar, sah auch er eine leuchtende Hand, die ihm inmitten seiner Freuden sein Urtheil schrieb, wenn auch nicht auf den engen Wänden eines Saales, aber doch auf den unbegrenzten Wänden, an denen sich der Regenbogen zeigt. Sein Festgelag war in der That keine Orgie, die in den Grenzen eines Banketts blieb, es war vielmehr eine Verschwendung aller Kräfte und aller Freuden, und sein Tisch war gewissermaßen die Erde selbst, die er unter seinen Füßen erzittern fühlte. Es war das letzte Fest eines Verschwenders, der nichts mehr schont.

Da er mit vollen Händen aus dem Schatze menschlicher Wollust schöpfte, zu welchem ihm der Dämon den Schlüssel gegeben hatte, so erreichte er bald den Grund. Diese ungeheure Macht, welche er in einem Augenblicke erlangt hatte, wurde auch in einem Augenblicke ausgeübt, beurtheilt und verbraucht. Was Alles war, das war nichts mehr. Es ist oft der Fall, daß der Besitz die gewaltigen Poesien des Verlangens auslöscht, dessen Träumen der erlangte Gegenstand selten entspricht. Die traurige Entwickelung einiger Leidenschaften war es, wohinter sich Melmoths Allgewalt barg. Die Nichtigkeit der menschlichen Natur zeigte sich nur zu schnell seinem Nachfolger, dem die höchste Ge-

walt nichts anders zur Mitgift brachte, als das Nichts. Um die wunderliche Lage richtig zu begreifen, in welcher sich Castanier befand, müßte man in seinem Geiste die schnellen Umwälzungen würdigen und begreifen können, wie wenig Dauer sie hatten, wovon man aber nur mit Mühe denjenigen eine Idee beibringen kann, welche in den Fesseln der Gesetze der Zeit, des Raumes und der Entfernung liegen. Seine erhöhten Fähigkeiten hatten die Beziehungen verändert, welche ehedem zwischen ihm und der Welt stattfanden. Gleich wie Melmoth, so konnte auch Castanier in wenigen Augenblicken in den lachenden Gefilden Hindostans sein, dann auf dämonischen Schwingen über Afrika's Wüsten fliegen und über das Weltmeer dahinschweben. Gleich wie sein erleuchteter Blick ihn Alles in dem Augenblicke erschauen ließ, wo sich seine Gedanken auf einen körperlichen Gegenstand, oder auch auf den Geist eines Menschen richteten, eben so lechzte seine Zunge gewissermaßen nach allen Genüssen mit einem Male. Seine Lust glich dem Axthiebe des Despotismus, welcher den Baum niederschlägt, um dessen Früchte zu erlangen.

Die Uebergänge, die Wechselfälle, welche ein Maß für Leid und Freude abgeben, und Veränderung in alle menschlichen Genüsse bringen, bestanden nicht mehr für Castanier. Sein über das Maß empfindlich gewordener Gaumen war eben so schnell wieder abgestumpft, da ihm keine Befriedigung fehlte. Frauen und herrliche Gastmähler waren zwei Freuden, die er so vollkommen befriedigte, daß er weder nach Speisen, noch nach der Liebe mehr Verlangen trug. Seit er wußte, daß er Herr aller Weiber sei, die er nur wünschen konnte, seit er sich im Besitz einer Kraft fühlte,

Die nie versagen

welche nie fehlen konnte, verlang'e er nicht mehr nach dem weiblichen Geschlechte. Als er fand, daß dasselbe schon zum Voraus seinen widersinnigsten Launen unterworfen sei, da fühlte er einen schrecklichen Durst nach Liebe und verlangte das Weib liebevoller, als es sein konnte. Das Einzige, was ihm die Welt verweigerte, das war der Glaube, das Gebet. Diese doppelte, salbungsreiche und tröstende Liebe. Man gehorchte ihm. Das war ein schrecklicher Zustand. Die Ströme des Schmerzes, der Freuden und der Gedanken, welche seinen Körper und seine Seele erschütterten, würden das kräftigste menschliche Wesen vernichtet haben; in ihm aber wohnte eine Lebenskraft, die im Verhältniß zu der Kraft seiner Gefühle stand. Er fühlte in sich irgend etwas Gewaltiges, was die Erde nicht befriedigte. Er breitete seine Schwingen aus und wollte durch die erleuchteten Sphären fliegen, von denen er eine deutliche und verzweifelnde Ansicht hatte. Er verzehrte sich innerlich, denn ihn dürstete und hungerte nach Dingen, die man weder trinkt noch ißt, die aber unwiderstehlich anziehen. Seine Lippen wurden glühend vor Verlangen, wie Melmoths Lippen ehedem es waren; er lechzte nach dem **Unbekannten**, denn er kannte Alles. Er sah die Urkraft und die Einrichtung der Welt, daher konnte er die Erfolge nicht mehr bewundern und nur noch jene tiefe Verachtung zeigen, welche den Menschen überlegen macht, gleich einer Sphinx, die Alles weiß, Alles sieht und eine schweigsame Regungslosigkeit beobachtet. Er fühlte nicht den geringsten Willen, sein Wissen andern Menschen mitzutheilen. Da die ganze Erde sein Eigenthum war, da er mit einem Satze über sie hinwegspringen konnte, so waren Reichthum und Macht für ihn bedeu-

tungslos geworden. Er fühlte jene grausige Schwermuth der höchsten Macht, gegen die sich Satanas und Gott nur durch eine Thätigkeit schützen, deren Geheimniß sie allein kennen. Castanier besaß nicht, wie sein Meister, die ewige Macht, zu hassen und Böses zu thun; er fühlte sich als Dämon, aber nur als künftiger Dämon, während Satanas für die Ewigkeit Dämon ist; nichts kann diesen retten, das weiß er und darum gefällt er sich darin, die Welten mit seiner Mistgabel zu durchstechen, gleich einem Düngerhaufen, und Gottes Pläne zu nichte zu machen. Castanier dagegen hatte zu seinem Unglück noch eine Hoffnung behalten. So konnte er denn plötzlich in einem Augenblicke von einem Pole bis zum andern gelangen, gleich wie ein Vogel verzweiflungsvoll von einem Stäbchen seines Käfigs auf das andere springt; nachdem er aber diesen Sprung gemacht hatte, ging es ihm auch wie dem Vogel: er sah noch endlose Räume vor sich. Er hatte eine Anschauung des Unendlichen, welche ihm nicht mehr erlaubte, die irdischen Dinge mit den Augen zu betrachten, mit denen sie von andern Menschen erschaut werden.

Die Unvernünftigen, welche sich die Macht der Dämonen wünschen, beurtheilen dieselbe nach ihren menschlichen Begriffen, ohne vorauszusehen, daß sie sich zugleich mit der Macht auch die Ideen des Dämon aufbürden, dabei aber Menschen bleiben und in der Mitte von Wesen leben, von denen sie nicht mehr begriffen werden können. Der noch ungeborene Nero, welcher daran denkt, Paris zu seiner Unterhaltung den Flammen zu opfern, gleich wie man auf der Bühne das Schauspiel einer künstlichen Feuersbrunst giebt, bedenkt nicht, das Paris für ihn das werden wird, was ein

Ameisenhaufen am Rande des Weges für einen eiligen Reisenden ist. Die Wissenschaften waren für Castanier das, was ein Räthsel für den, der den Schlüssel desselben kennt. Die Könige, die Regierungen erregten sein Mitleid. Seine große Ausschweifung war gewissermaßen ein beklagenswerthes Lebewohl, das er seinen menschlichen Verhältnissen sagte. Er fühlte sich beengt auf der Erde; seine infernalische Macht ließ ihn bei dem Schauspiel der Schöpfung zugegen sein, deren Ursachen und Ende er sah. Da er sich ausgeschlossen von dem erblickte, was die Menschen in allen ihren Sprachen den Himmel nennen, so konnte er nur noch an den Himmel denken. Nun begriff er die Auszehrung seines Vorgängers, nun maß er den Umfang jenes durch eine stets getäuschte Hoffnung entflammten Blickes, nun empfand er den Durst, welcher jene glühenden Lippen versengte und die Angst eines steten Kampfes zwischen zwei endlos vergrößerten Naturen. Er konnte noch Engel sein und erblickte sich als Teufel. Er glich einem sanften Wesen, das durch den bösen Willen eines Zauberers in einen ungeschlachten Körper eingeschlossen ist und des Willens eines Andern bedarf, um seine verabscheute Hülle zu zerreißen.

So wie der wahrhaft große Mann nur noch mehr Feuer zeigt, das Unendliche des Gefühls in dem Herzen eines Weibes nach einer Täuschung zu suchen: eben so fand sich auch Castanier plötzlich unter den Fesseln eines einzigen Gedankens, eines Gedankens, der vielleicht der Schlüssel zu vollkommneren Welten war. Nur deßwegen, weil er dem ewigen Wohl entsagt hatte, dachte er nur noch an das ewige Wohl derer, welche glauben und beten. Als die Orgie vorüber war, bei der er zuerst seine Macht prüfte, da fühlte

er, wie jenes Gefühl sein Herz beengte, da erkannte er die Schmerzen, welche die geheiligten Poeten, die Apostel und die geheiligten Orakel des Glaubens uns in so riesigen Worten geschildert haben. Getroffen von dem flammenden Schwerte, dessen Spitze er in seiner Brust fühlte, eilte er zu Melmoth, um zu sehen, was aus seinem Vorgänger geworden sei.

Der Engländer wohnte in der Rue Férou, in der Nähe von Saint-Sulpice, in einem düstern, unheimlichen, feuchten und kalten Hause. Jene Straße, welche sich nach Norden öffnet, gleich allen den Straßen, die senkrecht auf das linke Seineufer treffen, ist eine der traurigsten Straßen von Paris und ihr Charakter wirkt auch auf ihre Häuser ein. Als sich Castanier auf der Schwelle der Thür sah, da erblickte er dieselbe schwarz behangen; die Hausflur war eben so ausgeschlagen, und auf dieser Hausflur brannten die Lichter eines Trauergerüstes. Man hatte einen zeitweiligen Kenotaph errichtet, und an jeder Seite desselben knieete ein Priester.

„Wir dürfen den Herrn nicht erst fragen, warum er kommt,“ sagte eine alte Frau zu Castanier, „denn Sie gleichen dem lieben Verstorbenen zu sehr. Wenn Sie also sein Bruder sind, dann kommen Sie zu spät, um ihm ein Lebewohl zu sagen. Der brave Mann ist vorgestern Nacht gestorben.“

„Wie ist er gestorben?“ fragte Castanier einen der Priester.

„Seien Sie unbesorgt,“ sagte ein alter Priester und hob auf der einen Seite die schwarzen Vorhänge des Trauergerüstes, um Castanier ein Antlitz zu zeigen, welches durch

den Glauben verklärt war, und durch dessen Poren die Seele zu entschweben schien, um andere Menschen zu erleuchten und mit den Gefühlen einer unvergänglichen Liebe zu erwärmen. Jener alte Priester war der Beichtvater, der Melmoth in seinen letzten Augenblicken beigestanden hatte.

„Ihr Herr Bruder," fuhr der Priester fort, „hat ein beneidenswerthes Ende gehabt, über das sich die Engel haben freuen müssen. Sie wissen, welche Freude sich im Himmel über die Bekehrung einer sündhaften Seele verbreitet. Die Thränen seiner Reue, aufgeregt durch die himmlische Gnade, flossen, ohne zu versiegen; nur der Tod konnte ihren Strom hemmen. Der heilige Geist wohnte in ihm. Seine glühenden und lebendigen Worte waren des königlichen Propheten würdig. Habe ich nie im Laufe meines Lebens eine grausigere Beichte gehört, als die dieses irländischen Edelmannes war, so habe ich dagegen auch nie inbrünstigere Gebete vernommen. Wie groß auch seine Sünden gewesen sein mögen, seine Reue hat den Abgrund derselben in einem Augenblicke gefüllt. Die Hand Gottes schwebte sichtbar über ihm, denn er glich sich nicht mehr, sondern erglänzte in heiliger Schönheit. Seine starren Blicke milderten sich unter den Thränen. Seine zitternde und entsetzende Stimme gewann die Anmuth und Sanftheit, durch welche sich die Worte der demüthigsten Menschen auszeichnen. Er erbaute die Zuhörer dermaßen durch seine Reden, daß die Personen, welche durch das Schauspiel dieses christlichen Todes herbeigezogen waren, sich auf ihre Kniee warfen, als sie Gott preisen, von seiner unendlichen Größe reden, und von der himmlischen Glückseligkeit sprechen hörten. Hat er auch seiner Familie keine irdischen Güter hin=

terlassen, so hat er ihr doch gewiß das höchste Gut erworben, das eine Familie besitzen kann, eine heilige Seele, die über Euch Allen wachen und Euch Alle auf dem Pfade des Guten geleiten wird.“

Diese Worte brachten eine so heftige Wirkung auf Castanier hervor, daß er sich rasch entfernte und nach der Kirche Saint-Sulpice ging, indem er einer Art von Schicksalsbestimmung folgte. Melmoth's Reue hatte ihn niedergeschmettert. Damals hielt ein durch seine Beredtsamkeit berühmter Mann an gewissen Tagen des Morgens Betstunden, deren Zweck es war, die Wahrheiten der katholischen Religion der Jugend eines Jahrhunderts zu zeigen, die durch eine andere nicht minder beredte Stimme aufgerufen wird und gegen den Glauben so gleichgültig ist.

Die Betstunde mußte früher beendigt werden, weil das Begräbniß des Irländers bevorstand. Castanier trat eben in dem Augenblicke ein, als der Prediger nochmals mit jener anmuthigen Salbung, mit jenen zum Herzen dringenden Worten die Beweise für eine glückliche Fortdauer nach dem Tode wiederholte. Der alte Dragoner, in dessen Hülle der Dämon geschlüpft war, fand sich in der glücklichsten Stimmung, um fruchtbar die göttlichen Worte aufzunehmen, welche der Priester erklärte. In der That, wenn es eine unbestreitbare Erscheinung giebt, so ist es jene moralische Erscheinung, welche von dem Volke der Köhlerglauben genannt wird. Die Kraft des Glaubens wächst in geradem Verhältniß mit dem größern oder mindern Gebrauch, welchen ein Mensch von seiner Vernunft macht. Die einfachen Leute und die Soldaten gehören zu dieser Zahl. Diejenigen, welche unter dem Banner des Naturtriebes durch das Leben

gegangen sind, eignen sich weit mehr, um das Licht zu empfangen, als diejenigen, deren Geist und Herz durch die Spitzfindigkeiten der Welt ermüdet sind. Vom sechzehnten Jahre an bis fast zu dem vierzigsten war Castanier, der Sohn des südlichen Frankreichs, den französischen Fahnen gefolgt. Als einfacher Reiter genöthigt, sich heute zu schlagen und morgen wieder zu schlagen, halte er stets an sein Pferd denken müssen, ehe er an sich selbst denken konnte; während seiner militairischen Lehrjahre hatte er daher wenig Zeit gehabt, um über die Zukunft des Menschen nachzudenken. Als Officier hatte er sich mit seinen Soldaten beschäftigt, war er von einem Schlachtfelde auf das andere gezogen, ohne je an seinen Tod gedacht zu haben. Das Kriegerleben verlangt wenig Gedanken. Die Leute, welche unfähig sind, sich zu jenen hohen Folgerungen zu erheben, welche die Interessen der Nationen umfassen, die Pläne der Politik und die Pläne des Schlachtfeldes, die Wissenschaft des Taktikers und die der Verwaltung, diese Leute leben in einem eben solchen Zustande der Unwissenheit, wie der plumpste Bauer in der unwissendsten Provinz Frankreichs. Sie gehen vorwärts, sie gehorchen auf passive Weise der Seele, welche sie befehligt; sie hauen die Menschen nieder, welche vor ihnen stehen, gleich wie ein Holzhauer die Bäume eines Waldes niederhaut. Sie gehen fortwährend von einem aufgeregten Zustande, welcher die Entwickelung der körperlichen Kräfte verlangt, zu einem Zustande der Ruhe über, während dessen sie ihre verlornen Kräfte wieder ersetzen. Sie hauen und trinken, sie hauen und essen, sie hauen und schlafen, um hinterher noch besser hauen zu können. In einem solchen Strudel werden die geistigen Eigenschaften wenig ge-

übt. Die Moral bleibt in ihrer natürlichen Einfachheit. Wenn dann diese Menschen, die auf dem Schlachtfelde so kräftig sind, in die Mitte der Civilisation zurückkehren, so zeigt der größte Theil von ihnen, welcher zu keinen höhern Graden gelangt ist, einen Mangel an Ideen, an Fähigkeiten, an geistiger Währung. Daher hat sich auch die jüngere Welt gewundert, jene Mitglieder unserer glorreichen und furchtbaren Armeen so entblößt an Verstand zu finden, wie es nur ein Laufbursche sein kann, so einfältig wie Kinder. Kaum ist ein Hauptmann der Alles niederschmetternden kaiserlichen Garde fähig, eine Rechnung zu quittiren. Wenn die alten Soldaten jedoch von solcher Art sind, so gehorcht ihre an Urtheil arme Seele den großen Eindrücken des Lebens.

Castanier's Verbrechen war durch die Leidenschaft veranlaßt, durch eine jener weiblichen Zaubereien, welche so grausam unwiderstehlich sind, daß kein Mensch sagen kann: „Ich werde das nie thun," sobald eine solche Sirene in den Kampf zugelassen ist und ihre Künste entfaltet.

Das Wort des Lebens fiel also in ein Gewissen, das den religiösen Wahrheiten noch fremd geblieben war, das bei den Unruhen der französischen Revolution und des militairischen Lebens von Castanier vernachlässigt war. Das schreckliche Wort: „Ihr werdet glücklich sein oder unglücklich während der Ewigkeit!" es traf ihn um so heftiger, als er diese irdische Welt durchwühlt und wie einen Baum ohne Früchte geschüttelt hatte, und es in der Allgewalt seiner Wünsche hinreichte, daß ihm ein Punkt der Erde oder des Himmels untersagt war, um nach demselben zu streben. Wenn es erlaubt ist, so erhabene Dinge mit den Albernhei-

ten unserer geselligen Verhältnisse zu vergleichen, so glich er einem jener Banquiers, die Millionen besitzen, denen nichts in der Welt entgeht, die aber in die Reihen des Adels nicht zugelassen sind, und deren fixe Idee es ist, sich denselben anzuschließen, weßhalb sie alle erworbenen Vorrechte für nichts mehr halten, sobald sie bemerkt haben, daß ihnen noch eins fehlt. Dieser Mann, dessen Macht größer war, als die vermeinte Macht aller Könige dieser Welt; dieser Mann, der gleich Satanas mit Gott selbst ringen konnte, lehnte sich an einen der Pfeiler in der Kirche Saint-Sulpice, beugte sich unter dem Gewicht eines Gefühls, verlor sich in dem Gedanken an die Zukunft, wie sich auch Melmoth in denselben hatte.

„Er ist recht glücklich!“ dachte Castanier, „er ist in der Gewißheit gestorben, daß er in den Himmel kommen wird.“

In einem Augenblicke war die größte Veränderung in den Ideen des Cassirers vorgegangen. Nachdem er einige Tage Dämon gewesen war, war er nur noch ein Mensch, ein Bild des ursprünglichen Falles, den alle Schöpfungsgeschichten erzählen. War er aber hinsichtlich seiner Form wieder klein geworden, so hatte er doch einen Grund der Größe erlangt, er hatte sich mit dem Unendlichen befaßt. Die Macht der Hölle hatte ihn auf die Macht Gottes schließen lassen. Ihn dürstete mehr nach dem Himmel, als ihn nach den so schnell erschöpften irdischen Lüsten gehungert hatte. Die Genüsse, welche der Dämon verheißt, sind nur die der Erde in größerem Maßstabe, während die himmlischen Genüsse grenzenlos sind. Er glaubte jetzt an Gott. Das Zauberwort, das ihm die Schätze der Welt überlieferte, war nichts mehr für ihn, und diese Schätze schienen ihm

eben so verächtlich wie es Kiesel in den Augen derer sind, welche Diamanten lieben; er erkannte in ihnen nur vergängliche Trugbilder in Vergleich mit den ewigen Schönheiten jener Welt. Er fluchte den Genüssen, die jener Quelle entsprangen. Er versank in einen Abgrund der Finsterniß und schwermüthiger Gedanken, als er das für Melmoth veranstaltete Hochamt hörte. Das dies irae entsetzte ihn. Er begriff in seiner ganzen Größe diesen Angstschrei der reuigen Seele, welche vor der göttlichen Majestät erzittert. Er wurde plötzlich von dem heiligen Geiste verzehrt, gleich wie das Stroh durch das Feuer verzehrt wird. Thränen entrannen seinen Augen.

„Sie sind ein Verwandter des Verstorbenen?“ fragte ihn der Pedell.

„Sein Erbe,“ antwortete Castanier.

„Sie übernehmen also die Kosten des Gottesdienstes?“ schrie ihm der Schweizer zu.

„Nein!“ sagte der Cassirer, welcher der Kirche kein teuflisches Geld geben wollte.

„Aber die Almosen für die Armen?“

„Nein!“

„Die Beiträge für die Kirchenerhaltung?“

„Nein!“

„Für die Kapelle der heiligen Jungfrau?“

„Nein!“

„Für das Seminar?“

„Nein!“

Castanier entfernte sich, um den erzürnten Blicken mehrerer zu der Kirchenverwaltung gehöriger Leute zu entgehen.

„Warum,“ fragte er sich, indem er die Kirche Saint-Sulpice betrachtete, „warum sollten die Menschen diese riesigen Kathedralen erbaut haben, die ich in allen Ländern gesehen habe? Dieses in allen Zeiten von der Menschheit getheilte Gefühl stützt sich nothwendig auf irgend etwas.“

„Du nennst Gott irgend etwas?“ rief ihm sein Gewissen zu. — „Gott! Gott! Gott!“

Dieses von einer innern Stimme wiederholte Wort schmetterte ihn nieder, allein seine Gefühle des Schreckens wurden durch die fernen Accorde einer wonnigen Musik gemildert, die er schon früher undeutlich gehört hatte. Er glaubte, diese Harmonie rührte von den Gesängen der Kirche her, durch deren Portal er eben schritt. Als er aber aufmerksamer lauschte, da gewahrte er, daß diese Töne von allen Seiten her auf ihn eindrängten; er schaute auf den Platz vor der Kirche und sah keine Musiker. Wenn diese Melodie in seiner Seele dämmernde Poesieen aufrief und den fernen Schein der Hoffnung zeigte, so lieh sie auch den Gewissensbissen eine größere Stärke, welche an dem Herzen des Verdammten nagten. Er schritt durch Paris mit dem Anschein eines Mannes, der seinen Schmerzen erliegt. Er erblickte Alles, ohne etwas zu sehen; er ging auf das Gerathewohl zwischen den Pflastertretern hindurch; er blieb stehen, ohne einen Grund zu haben, sprach mit sich selbst und that nichts, um den Stößen der Lastträger oder den Rädern eines Wagens auszuweichen. Die Reue überlieferte ihn allmählich jener Gnadenerleuchtung, welche, sanft und furchtbar zu gleicher Zeit, das Herz zermalmt. Er hatte, wie Melmoth, in seinen Zügen bald etwas Großes, aber Zerstreutes, dann wieder einen kalten Ausdruck der Trauer, wie

ihn der Mensch in der Verzweiflung zeigt, die lechzende Haft, welche durch die Hoffnung erregt wird; am meisten aber stach seine Verachtung gegen alle Güter dieser irdischen Welt hervor. Sein leuchtender Blick barg im Hintergrunde die demüthigsten Gebete. Seine Leiden standen im Verhältniß mit seiner Macht. Seine heftig aufgeregte Seele beugte seinen Körper gleich wie ein Sturmwind die hohen Fichten beugt. Seinem Vorgänger gleich vermochte er sich nicht vom Leben zu trennen, denn er wollte nicht unter dem Joch der Hölle sterben. Seine Martern wurden für ihn unerträglich.

Da gedachte er endlich eines Morgens daran, daß der selige Melmoth ihm vorgeschlagen habe, seine Stelle zu übernehmen und daß er den Vorschlag angenommen; er meinte, daß es vielleicht noch viele andere Menschen geben könnte, welche ihm nachahmen möchten, und daß er in einer Zeit, deren unglückliche Gleichgiltigkeit in Religionssachen von allen Kirchenlehrern verkündigt werde, leichtlich einen Mann antreffen müsse, der sich den Klauseln dieses Contractes unterwerfe, um dagegen die Vortheile desselben zu genießen.

„Es giebt einen Ort, wo man bestimmt, wie viel die Könige werth sind, wo man die Völker wägt, die Systeme richtet, die Regierungen nach dem Maßstabe ihrer Thaler schätzt, wo die Ideen und der Glaube nach Zahlen angegeben werden, wo Alles Wechsel zieht, wo Gott selbst borgt und seine Seeleneinkünfte dagegen verpfändet, denn der Papst hat dort seine laufende Rechnung. Wenn ich irgendwo eine käufliche Seele finden kann, so muß es wohl dort sein!“

Castanier begab sich frohen Muthes auf die Börse, in-

dem er dachte, daß er dort eine Seele würde einkaufen können, gleich wie man daselbst in Staatspapieren Geschäfte macht. Ein gewöhnlicher Mann würde gefürchtet haben, daß man über ihn spottete, allein Castanier wußte, daß der Mensch in der Verzweiflung Alles ernstlich nimmt. Gleich wie ein zum Tode Verurtheilter auf einen Narren hören würde, wenn dieser ihm sagte, daß er durch gewisse Zauberworte die Schlösser seines Kerkers sprengen könnte, so ist jeder Leidende auch leichtgläubig und giebt seinen Aberglauben nur dann auf, wenn er sich von demselben getäuscht sieht. Gegen vier Uhr erschien Castanier unter den Gruppen, die sich bildeten nachdem der Cours der Staatspapiere festgestellt war. Man verhandelte jetzt über die Wechsel von Privaten und reine Handelsgegenstände. Er war mit einigen Kaufleuten bekannt und konnte daher, während er sich stellte, als suche er Jemand, die Gerüchte vernehmen, welche über die in Verlegenheit befindlichen Geschäftsleute in Umlauf waren.

„Am liebsten verkaufe ich meinen Wechsel auf Valdenoir und Compagnie!“ sagte ein dicker Banquier. „Sie haben heute Morgen durch den Burschen von der Bank die eingegangenen Wechsel zurückgeschickt. Hast Du deren ebenfalls, so . . .“

Valdenoir befand sich eben auf dem Hofe und sprach mit einem Manne, der wegen seiner Wuchergeschäfte bekannt war. Castanier begab sich sogleich zu Valdenoir, von dem er wußte, daß er oft genug gewaltige Unternehmungen wage, durch die er eben sowohl an den Bettelstab, als zu ungeheurem Reichthum gelangen konnte. In der Volkssprache wurde er ein Geldschinder genannt, und Künstler hätten ihn

recht wohl einen Dichter nennen können. Valdenoir hatte tausend Neigungen: er liebte die Gemälde, die Statuen, gute Mahlzeiten, schöne Möbel, das Spiel und die Frauen. Er war eine Art von Don Juan in der Finanzwelt, plump und gemein, ohne Geist und voll Anmaßungen. Als Castanier zu ihm trat, hatte sich eben der Wucherer von ihm entfernt, und Valdenoir ließ ein Zeichen der Verzweiflung merken.

„Nun! Valdenoir, wir haben hunderttausend Franken auf der Bank zu zahlen und es ist schon vier Uhr. Jedermann weiß es und wir haben keine Zeit mehr, einen kleinen Banquerout zu arrangiren," sagte Castanier zu ihm.

„Mein Herr!"

„Sprechen Sie nicht so laut," antwortete der Cassirer; „ich könnte Ihnen ein Geschäft vorschlagen wollen, wobei Sie so viel Geld zu erwerben vermöchten, wie Sie nur wollten ..."

„Es würde mir doch nichts zur Bezahlung meiner Schulden helfen, denn ich kenne kein Geschäft, das nicht erst einige Zeit bedürfte."

„Ich kenne ein Geschäft, welches Euch auf der Stelle das nöthige Geld verschaffen würde," sagte Castanier, „das Euch aber zwingen würde ..."

„Wozu?"

„Zu verkaufen ..."

„Meine Gemälde?"

„Nein."

„Meine Frau?"

„Ihr seid ein Narr, daß Ihr glauben könnt, man wollte Eure Frau haben! Laßt mich ausreden, mein Lieber.

Es handelt sich darum, Euren Antheil am Paradiese zu verkaufen. Ist das nicht eben so gut ein Geschäft, wie jedes andere? Wir sind Alle Actionaire in der großen Ewigkeits-Unternehmung."

„Wir haben Beide gedient, Castanier," versetzte Valdenoir, „und wenn Ihr noch ein Wort sagtet, so würde ich Euch zur Rechenschaft fordern."

„Ich spreche ganz aufrichtig," sagte Castanier, während er aus seiner Tasche ein Packet Banknoten hervorzog.

„Zunächst," sagte Valdenoir, „würde ich meine Seele dem Teufel nicht gegen eine Lumperei verkaufen. Ich bedarf fünfhunderttausend Franken ..."

„Wer redet denn hier vom Knausern?" fiel ihm Castanier rasch in die Rede. „Ihr sollt mehr Gold haben, als die Keller der Bank enthalten können."

Er reichte ihm eine solche Menge Banknoten hin, daß der Speculant entschieden wurde.

„Abgemacht!" sagte Valdenoir. „Allein wie hat man sich dabei zu benehmen?"

„Kommt mit mir dort unten hin, an die Stelle, wo uns Niemand sieht," sagte Castanier und deutete auf einen Winkel des Hofes.

Valdenoir und sein Versucher wechselten einige Worte mit einander, wobei Jeder sein Antlitz gegen die Mauer wandte. Niemand von denen, welche die Zwiesprache bemerkt hatten, errieth den Gegenstand ihrer Verhandlung, obgleich sie sich über die wunderlichen Geberden, welche die beiden verhandelnden Theile machten, nicht wenig wunderten. Als Castanier zurückkehrte, wurde ein Ausruf der Verwunderung bei den Börsenleuten laut. Gleich wie in den französischen

Gesellschaften, wo das geringste Ereigniß auf der Stelle zerstreut, so wandten sich auch hier die Blicke Aller nach den beiden Männern, welche das Aufsehen erregten, und nicht ohne einen gewissen Schrecken bemerkte man die mit ihnen vorgegangene Veränderung.

Auf der Börse geht ein Jeder plaudernd auf und ab, und alle einzelnen Mitglieder der Versammlung haben sich dort rasch erkannt und beobachtet; denn die Börse ist ein großer Bouillotte-Tisch, wo die Gewandten das Spiel eines Mannes und den Zustand seiner Casse nach seiner Physiognomie zu errathen wissen. Jeder hatte demnach sowohl Valdenoirs Aussehen, wie das Castaniers bemerkt. Dieser war, gleich dem Irländer, nervig und kräftig, seine Augen strahlten, seine Farbe deutete auf feste Gesundheit. Jeder hatte sich über diese furchtbar majestätische Gestalt verwundert und sich gefragt, woher der gute Castanier dieselbe erlangt habe. Jetzt aber, da er sich seiner Macht begeben hatte, erschien er verwelkt, gerunzelt, gealtert, hinfällig. Er glich, während er Valdenoir mit sich fortzog, einem Kranken, der von einem Fieberanfall ergriffen ist, oder einem Theriaki in dem Augenblicke der Begeisterung, welche durch das Opium verliehen wird; bei seiner Rückkehr war er dagegen in dem Zustande der Erschöpfung, welche auf das Fieber folgt und während deren die Kranken ihren Geist aufgeben, oder in jener furchtbaren Erschlaffung, welche auf die übergroßen Genüsse des Narkotismus folgen. Der infernalische Geist, welcher ihn seine großen Ausschweifungen hatte ertragen lassen, war verschwunden, sein Körper fand sich nun allein, erschöpft, ohne Hilfe, ohne Stütze gegen die Angriffe der Gewissensbisse und das Gewicht einer wahren Reue. Val-

denoir dagegen, dessen Herzensangst von einem Jeden errathen war, erschien jetzt mit glühenden Augen und Lucifers Stolz thronte auf seiner Stirn. Der Banquerout war von seinem Antlitz auf ein anderes übergegangen.

„Geht nun, Alterchen, und sterbt in Frieden!“ sagte Valdenoir zu Castanier.

„Bitte, sendet mir Euren Wagen und einen Priester, den Vicar von Saint-Sulpice,“ antwortete ihm der ehemalige Dragoner, während er sich auf einen Eckstein niedersetzte.

Das Wort: „einen Priester!“ wurde von mehreren Anwesenden gehört und erregte ein spöttisches Gelächter bei den Börsenleuten, welche nur an das glauben, was sie Schwarz auf Weiß haben. Das Hauptbuch ist ihre Bibel.

„Werde ich noch Zeit zu meiner Buße haben?“ sagte Castanier mit kläglicher Stimme und entsetzte Valdenoir.

Ein Fiacre führte den Sterbenden hinweg. Der Speculant kehrte schnell auf die Börse zurück, um seine Wechsel zu bezahlen. Der Eindruck, welchen die plötzliche Veränderung des Aussehens jener beiden Männer hervorgebracht hatte, verschwand bald wieder bei der Menge, gleich wie die von einem Schiffe hinterlassene Furche auf dem Meere verschwindet. Eine neue Politik von der höchsten Wichtigkeit erregte die Aufmerksamkeit der handeltreibenden Welt. Wenn Moses mit seinen beiden leuchtenden Hörnern zu dieser Stunde, wo alle Interessen aufgeregt sind, auf der Börse erschiene, so würde man sich kaum die Mühe geben, einen Witz über ihn zu machen und würde ihn verleugnen.

Als Valdenoir seine Wechsel bezahlt hatte, ergriff ihn das Entsetzen. Er wurde von seiner Macht überzeugt und

bot nun den verlegenen Börsenleuten seine Verkäufe an. Seine Anrechte auf das Hauptbuch der Hölle und die damit verbundenen Genüsse wurden von einem Notar, welcher Baldenoirs Nachfolger war, für siebenhunderttausend Franken gekauft. Meister Gauchau, der Notar, verkaufte seine Höllenmacht für fünfhunderttausend Franken an einen Bauunternehmer, welcher dieselbe für hunderttausend Thaler an einen Eisenhändler wieder losschlug. Dieser trat sie gegen zweihunderttausend Franken an einen Zimmermeister ab. Kurz, nach fünf Stunden glaubte Niemand mehr an diesen sonderbaren Contract und die Käufer fehlten, weil der gute Glaube fehlte.

In diesem Augenblicke war der Besitzer ein Gebäudemaler, der an der Thür der provisorischen Börse lehnte, welche zu jener Zeit in der Rue Feydeau gebaut wurde. Dieser Gebäudemaler war ein einfacher Mann, der selbst nicht wußte, was für eine Macht er erlangt hatte.

Die Rue Feydeau ist, wie die Flaneurs wissen, eine Lieblingsstraße jener jungen Männer, die, weil sie keine Geliebte haben, das ganze Geschlecht lieben. Dort wohnte im ersten Stock eines bürgerlich anständigen Hauses eins jener wonnigen Geschöpfe, das der Himmel mit der seltensten Schönheit geschmückt hatte, aber weder Herzogin, noch Königin sein konnte, weil es mehr hübsche Frauen giebt, als Titel und Throne, und sich daher mit einem Wechselagent oder Banquier begnügte, den es gegen festen Preis beglückte. Dieses gute und schöne Mädchen, welches sich Frau Wilde nannte und den Namen fast in der That führte, hatte Wagen und Pferde, konnte also wohl Gegenstand des Ehrgeizes eines maßlos ehrgeizigen Notariatsschreibers sein.

In der That war der zweite Schreiber des Notar Crottat in dieses Weib verliebt, wie nur ein junger Mann im zweiundzwanzigsten Jahre verliebt sein kann. Dieser Schreiber hätte den Papst und das geheiligte Collegium der Cardinäle ermordet, um sich die lumpige Summe von hundert Louis zu verschaffen, welche Frau Wilde für einen Shawl nöthig hatte. Der Verliebte ging vor den Fenstern der Frau Wilde auf und ab, wie die Eisbären im Pflanzengarten in ihrem Käfig. Die rechte Hand hatte er unter seine Weste geschoben und auf die linke Brust gelegt, denn er wollte sich das Herz aus der Brust reißen, zerknitterte aber nur den elastischen Hosenträger.

„Wie soll ich es anfangen, um zehntausend Franken anzuschaffen? Soll ich die Summe nehmen, welche ich aus der Großkopfischen Nachlaßsache noch in den Händen habe? Mein Gott! würden denn dadurch die Erben ruinirt, welche mehr als sieben Millionen besitzen? Morgen werfe ich mich ihnen zu Füßen und sage: „Meine Herren, ich habe Ihnen zehntausend Franken gestohlen, ich bin zweiundzwanzig Jahr alt und liebe Euphrasie, das ist meine Geschichte. Mein Vater ist reich, er wird Ihnen das Geld wieder ersetzen, verderben Sie mich daher nicht!“ Allein diese Geldbeutelseelen haben kein Herz! die wären fähig, mich dem königlichen Procurator anzuzeigen, anstatt sich rühren zu lassen. Heiliges Donnerwetter! wenn man seine Seele dem Teufel verschreiben könnte? Allein es giebt keinen Gott und keinen Teufel, das sind Dummheiten und kommt nur in Mährchenbüchern vor oder in den Erzählungen der alten Weiber. Was ist hier zu machen?“

„Wenn Sie Ihre Seele dem Teufel verkaufen wollen,“

sagte der Gebäudemaler, in dessen Gegenwart der Schreiber einige Worte hatte fallen lassen, „so sollen Sie zehntausend Franken haben."

„So werde ich also Euphrasie bekommen," sagte der Schreiber und ging in den Handel ein, welchen ihm der Teufel in der Gestalt eines Gebäudemalers vorschlug.

Als der Vertrag geschlossen war, kaufte der entflammte Schreiber den Shawl und ging zu Frau Euphrasie Wilde, und da er den Teufel im Körper hatte, so blieb er zwölf Tage in einem fort bei ihr, verscherzte dabei sein ganzes Paradies und dachte nur an die Liebe und ihre Orgien. Die ungeheure Gewalt, welche der Irländer durch seine Entdeckung errungen hatte, ging dabei verloren. Einige Orientalisten, Mystiker und Alterthumsforscher, welche sich mit solchen Dingen abgaben, fanden es unmöglich, geschichtlich die Art und Weise zu bestätigen, wie man den Teufel aufrufen müsse. Am dreizehnten Tage nach seiner wüthenden Hochzeit lag nämlich der arme Schreiber auf seinem Bette, im Hause seines Herrn, auf einem Dachstübchen in der Rue Saint-Honoré. Die Scham, jene dumme Göttin, bemächtigte sich des jungen Mannes, welcher krank geworden war, sich selbst heilen wollte, aber in der Dosis täuschte, indem er ein Heilmittel nahm, das ein in Paris wohlbekannter Arzt empfohlen hatte. Der Schreiber vergiftete sich mit dem Quecksilber und sein Leichnam wurde schwarz, wie der Rücken eines Maulwurfes. Ein Teufel war offenbar bei ihm gewesen, aber welcher? Vielleicht Astaroth?

„Dieser achtungswerthe junge Mann ist in den Planeten Merkur versetzt," sagte der erste Schreiber zu einem

deutschen Mystiker, welcher Nachweisungen über diese Sache zu erlangen wünschte.

„Das glaube ich gern,“ antwortete der Deutsche.

„Das wäre!“

„Ja, mein Herr,“ versetzte der Mystiker, „diese Meinung stimmt genau mit Jakob Böhme's eigenen Worten, der in seiner achtundvierzigsten Aufgabe über das dreifache Leben des Menschen unter anderm sagt: „Wenn Gott alle Dinge durch die That bewirkt hat, so ist die That die geheime Erzeugerin, welche die Natur begreift und ergreift, welche den von Merkur und Gott gezeugten Geist bildet.“ “

„Was sagen Sie da, mein Herr?“

Der Deutsche wiederholte seine Worte.

„Das verstehen wir nicht,“ sagten die Schreiber.

„Fiat lux!“ sagte ein Schreiber.

„Sie können sich von der Wahrheit dieses Citats selbst überzeugen,“ versetzte der Mystiker, „indem Sie die Worte Seite 75 des Tractats über das dreifache Leben des Menschen nachlesen; derselbe ist gedruckt 1809 bei Migneret, und übersetzt von einem Philosophen, der ein großer Bewunderer des berühmten Schusters ward.“

„Ach! er war ein Schuster,“ sagte der erste Schreiber. „Sehen Sie einmal!“

„In Preußen!“ versetzte der Mystiker.

„Er hätte Zwecken in seine Redensarten schlagen sollen,“ sagte der dritte Schreiber.

„Dieser Mann ist pyramidal,“ sagte der vierte Schreiber und zeigte auf den Mystiker.

Obgleich der Fremde ein Teufelsbekenner erster Classe war, so wußte er doch noch nicht, was für böse Teufel die

Schreiber sind; er ging, begriff nichts von ihren Scherzen und glaubte nur, daß die jungen Leute Jakob Böhme für einen pyramidalen Geist gehalten hätten.

„Endlich wird doch auch in Frankreich Licht!“ dachte er.

[illegible]

[illegible] und glaubte nur, daß die jungen Leute [illegible] Schuhe für einen [illegible] gehalten hätten.

„Allmählich wird doch auch in Frankreich Licht [illegible]“

[illegible]

Meister Cornelius.

1. Kirchliche Scenen aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Es war am Allerheiligen-Tage, im Jahre 1479, die Vesper war gesungen und der Erzbischof Hélie de Bourdeilles erhob sich von seinem Sitze, um den in der Kathedrale von Tours versammelten Gläubigen seinen Segen zu ertheilen.

Die Predigt hatte sehr lange gedauert. Die Nacht war während des Hochamtes eingebrochen, und die größte Dunkelheit herrschte in manchen Theilen jener schönen Kirche, deren beide Thürme damals noch nicht vollendet waren. Indeß brannte eine hübsche Anzahl von Kerzen zu Ehren der Heiligen auf den dreieckigen Kerzenträgern, welche bestimmt waren, diese frommen Opfer zu empfangen, über deren Verdienst uns kein Concil aufzuklären vermocht hat; die Leuchter der Altäre und alle Candelaber des Chores waren angezündet, aber diese Massen von Licht, die ungleich verbreitet waren zwischen dem Wald von Pfeilern und Arcaden, von denen die drei Schiffe der Kathedrale getragen werden, beleuchteten kaum das ungeheure Mittelschiff. Die schwankende Hellniß warf die starken Schatten der Pfeiler

oder die leichten Umrisse der Verzierungen auf die hohen und langen Galerien des Gebäudes, brachte dadurch tausend Trugbilder hervor und ließ um so kräftiger die Finsterniß hervorspringen, in welche die erhabenen Bogen, die Wölbungen und Gewölbe versenkt waren, besonders aber die Seiten-Kapellen, die schon am hellen Tage so finster aussehen. Die versammelte Menge bot nicht weniger malerische Wirkungen dar. Manche Köpfe zeigten sich in so schwachen Umrissen in dem Helldunkel, daß man sie für Geistererscheinungen halten konnte, während mehrere andere wieder, auf welche das volle Licht fiel, gleich den Hauptbildern eines Gemäldes, die ganze Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Dann schien es, als wären die Statuen belebt, die lebendige Menschheit aber versteinert; hier und da glänzten Augen aus den Höhlungen der Pfeiler hervor; der Stein warf Blicke um sich, der Marmor sprach, die Gewölbe wiederholten Seufzer, kurz, das ganze Gebäude schien zu leben.

Das Leben ganzer Völker hat keine feierlicheren Augenblicke, keine hoheitsvolleren Scenen darzuweisen. Die Menschheit in Masse bedarf stets der gewaltigen Bewegung, um ein Werk der Poesie zu vollenden; wenn aber in solchen Stunden religiöser Gedanken die menschlichen Reichthümer mit der himmlischen Größe sich vermählen, dann liegt eine unglaubliche Erhabenheit in dem Schweigen, Schrecken der Hoffnung in der Ruhe, Beredtsamkeit in den gebeugten Knieen und in den gefalteten Händen. Der Einklang der Gefühle, welcher die Kraft der Seelen zu einem und demselben Aufschwunge veranlaßt, bringt dann eine unerklärliche Erscheinung geistigen Daseins hervor. Der mystische Aufschwung der versammelten Gläubigen wirkt wahrschein-

lich auf einen Jeden von ihnen, und der Schwächste wird vielleicht auf den Wogen dieses Oceans der Liebe und des Glaubens dahin getragen. Eine rein elektrische Kraft entreißt das Gebet solcher Weise unsere Natur aus ihren gewöhnlichen Kreisen, und diese unwillkürliche Vereinigung des Willens Aller, welche gleicher Weise auf die Kniee sich niedergeworfen haben, gleicher Weise auf den Schwingen des Gebets zu dem Himmel emporsteigen, enthält ohne Zweifel das Geheimniß des magischen Einflusses, der von dem Gesange der Priester und den Melodieen der Orgel, von dem Weihrauch und der Pracht des Altars, von den Stimmen der Menge und dem stillen Selbstbeschauen der Andächtigen ausgeht.

Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn im Mittelalter so manche Liebe nach langen Extasen in der Kirche begann, so manche oft auf wenig heilige Weise wieder aufgelöste Liebe, für die jedoch die armen Weiber, wie stets, die Buße tragen mußten. Das religiöse Gefühl hatte damals eine gewisse Verwandtschaft mit der Liebe: es war der Anfang oder das Ende derselben. Die Liebe selbst war damals noch eine Religion; sie hatte noch ihren schönen Fanatismus, ihren unschuldigen Aberglauben, ihre erhabenen Aufopferungen, welche dem christlichen Märtyrerthum glichen; und wenn die Geheimnisse der Religion und der Liebe so gefällig einander unterstützten, so vermögen die Sitten jenes Zeitraumes diese sonderbare Verbindung wohl zu erklären.

Zunächst sah sich die Menschheit damals nur vor den Altären vereinigt. Nur dort waren Herren und Vasallen, Männer und Frauen einander gleich; nur dort vermochten

Liebende sich zu sehen und mit einander zu sprechen. Die kirchlichen Feste bildeten fast die einzigen Schauspiele jener Zeiten, und das weibliche Herz wurde damals in der Mitte einer Kathedrale lebhafter erregt, als heutigen Tages auf einem Balle oder in der Oper: alle lebhaften Aufregungen führen aber das Weib zur Liebe. Endlich hatte sich die Religion innig mit dem Leben verbunden und es in allen seinen Beziehungen ergriffen, so daß sie gleicher Weise die Genossin der Tugenden und der Laster geworden war. Die Religion war in die Gelehrsamkeit, in die Politik, in die Beredtsamkeit und in die Verbrechen übergegangen, auf die Throne gestiegen und in die Hütten der Krankheit und des Elends getreten: sie war Alles.

Diese halbgelehrten Bemerkungen werden vielleicht die Wahrheit dieser kleinen Erzählung rechtfertigen, in welcher manche Einzelnheiten vorkommen, durch welche die vervollkommnete Moral unsers Jahrhunderts erschreckt werden könnte, da sie ein wenig altväterisch ist, wie Jedermann weiß.

Der Gesang der Priester verstummte, die letzten Töne der Orgel vermählten sich mit den Schwingungen des Amen, das aus der Sänger kräftiger Brust ertönte, ein leichter Nachhall wurde in den entfernten Bogengängen vernehmbar, die ganze Versammlung aber wartete gesenkten Haupts auf die segnenden Worte des Prälaten; da entfernte sich leisen Schrittes ein Bürger, um sich nach seiner Wohnung zurückzubegeben, weil er vielleicht in dem Gedränge des allgemeinen Ausgangs für seine Börse fürchtete und es daher vorzog, lieber für einen schlechten Katholiken gehalten zu werden.

Ein Edelmann, welcher bisher an einem der gewaltigen Pfeiler gestanden hatte, die den Chor umgeben, und in dem Schatten dieses Pfeilers fast gar nicht bemerkt war, beeilte sich jetzt, den Platz einzunehmen, welchen der kluge Mann von Tours verlassen hatte; als er aber auf denselben gelangte, verbarg er rasch sein Antlitz hinter den Federn, welche sein hohes graues Barett schmückten, und knieete dann mit einem Anschein von Zerknirschung nieder, an den ein Inquisitor beinahe hätte glauben können.

Die Nachbaren warfen aufmerksame Blicke auf den Neuangekommenen, schienen ihn zu erkennen und fuhren dann in ihrem Gebete fort, indem sie einen gewissen unbeschreiblichen Blick auf einander warfen, durch welchen sie einen gleichen Gedanken, einen verletzenden und spöttischen Gedanken ausdrückten; jener Blick war gewissermaßen eine stumme Lästerung. Zwei alte Frauen zuckten sogar mit den Schultern und warfen einander Blicke zu, welche in die Zukunft zu sehen schienen.

Der Stuhl, dessen sich der junge Mann bemächtigt hatte, war in der Nähe einer Kapelle, die zwischen zwei Pfeilern angebracht und von einem eisernen Gitter umschlossen war.

Das Kapitel vermiethete nämlich gegen einen ziemlich starken Pacht an gewisse herrschaftliche Familien, oder selbst auch an reiche Bürger, das Recht, ausschließlich in den Seiten-Kapellen der beiden kleinen Schiffe dem Hochamte beizuwohnen. Diese Simonie wird noch heutiges Tages ausgeübt. Eine Dame hatte damals ihre Kapelle in der Kirche, gleich wie sie heutiges Tags eine Loge in der italienischen Oper miethet. Die Pächter dieser privilegirten Plätze hat-

ten überdieß den Altar zu erhalten, welcher ihnen übergeben war, und Jeder setzte eine Eigenliebe darin, den seinigen auf das Prachtvollste zu schmücken, eine Eitelkeit, welche von der Kirche ermuthigt wurde.

In jener Kapelle nun und nahe dem Gitter knieete eine junge Dame auf einem schönen viersitzigen Kissen von rothem Sammet, an den Ecken mit goldenen Eicheln besetzt; dicht vor dem Gitter war der Platz, welchen der Bürger von Tours verlassen hatte. Eine Lampe von vergoldetem Silber war an dem Gewölbe der Kapelle vor einem prachtvoll geschmückten Altar aufgehängt und warf ihren bleichen Schein auf das Gebetbuch, welches die Dame in den Händen hielt; dieses Buch deutete aber durch seine Bewegungen auf ein heftiges Zittern, als der junge Mann in ihre Nähe trat.

„Amen. . .“

Nach diesem Amen, mit sanfter aber schmerzhaft erregter Stimme gesungen, die glücklicher Weise bei dem allgemeinen Gesange unbemerkt blieb, sagte sie mit lebhafter, aber leiser Stimme:

„Ihr macht mich unglücklich! . . .“

Diese Worte wurden in einem Tone der Unschuld gesagt, durch welchen ein zartfühlender Mann hätte gerührt werden müssen; sie drangen zum Herzen und durchbohrten es. Der Unbekannte aber, ohne Zweifel durch eins jener Fieber dahingerissen, welche das Gewissen ersticken, blieb auf seinem Stande und hob leicht das Haupt, um einen Blick in die Kapelle zu werfen.

„Er schläft! . . .“ antwortete er mit so geschickt gedämpfter Stimme, daß die junge Frau diese Antwort, wie den Wiederhall einer fernen Stimme vernehmen mußte.

Sie erbleichte; ihr flüchtiger Blick schwebte für einen Augenblick von dem Pergament des Gebetbuches hinweg und richtete sich auf einen Greis, welchen der junge Mann angeblickt hatte.

Welches schreckliche Einverständniß lag nicht in diesem Blicke! ...

Als die junge Frau den Greis betrachtet hatte, athmete sie freier auf und richtete ihre schöne mit einem kostbaren Edelstein geschmückte Stirn auf ein Gemälde, welches die heilige Jungfrau darstellte. Diese einfache Bewegung, ihre Haltung, ihr thränenfeuchter Blick verriethen das Geheimniß ihres ganzen Lebens mit einer kindlichen Unbedachtsamkeit. Wäre sie verdorben gewesen, so hätte sie sich zu verstellen gewußt.

Die Person, welche den beiden Liebenden einen so großen Schrecken einflößte, war ein kleiner, buckliger, fast kahler Greis, mit wilden Zügen und einem breiten, schmutzigweißen und fächerförmig zugeschnittenen Barte. Das Kreuz des heiligen Michael glänzte auf seiner Brust. Seine barschen, kräftigen und von grauen Haaren bedeckten Hände hatten wahrscheinlich gefaltet auf seiner Brust geruht, waren aber während des Schlafes, dem er sich so unvorsichtiger Weise überlassen hatte, leicht von einander entfernt. Seine rechte Hand schien bereit, auf den Dolch hinabzusinken, dessen Scheide von einer Art großer Muschel aus getriebenem Eisenblech gebildet wurde. In Folge der Art und Weise, wie er seine Waffe angebracht hatte, befand sich der Handgriff derselben gerade unter seiner Hand; berührte die letztere unglücklicher Weise das Eisen, so konnte man nicht zweifeln, daß er erwachen und den ersten Blick auf seine

Gattin werfen würde. Auf seinen sardonischen Lippen, auf seinem spitzen und keck erhobenen Kinn erkannte man die charakteristischen Zeichen eines boshaften Geistes, eines Scharfblickes von kalter Grausamkeit, welcher ihm erlauben mußte, Alles zu errathen, weil er Alles zu vermuthen geneigt war. Seine gelbe Stirn war gefaltet, gleich wie es bei Menschen der Fall zu sein pflegt, welche gewohnt sind, nichts zu glauben, Alles aber zu erwägen, und gleich den Geizigen — welche ihre Goldstücke auf den Tisch werfen, um sie nach dem Tone zu prüfen — so den wahren Sinn und Werth der menschlichen Handlungen erforschen. Er hatte ein festes Knochengerüst, er war nervig, schien sehr reizbar: kurz, man hätte ihn einen verfehlten Wehrwolf nennen können.

Beim Erwachen dieses schrecklichen Ritters war demnach die junge Dame von einer unvermeidlichen Gefahr bedroht, denn dem eifersüchtigen Ehemanne konnte der Unterschied zwischen dem alten Bürgersmanne, den er unbeachtet gelassen hatte, und dem Neuangekommenen, diesem jungen, netten, eleganten Hofmanne, nicht entgehen.

„Libera nos a malo! . . .“ sagte sie und versuchte so dem jungen Manne ihre Furcht begreiflich zu machen.

Dieser richtete sein Haupt gegen sie und blickte sie an. Es standen Thränen in seinen Augen, Thränen der Liebe oder der Verzweiflung. Bei diesem Anblick erbebte die Dame und verlor ihr Bewußtsein. Beide hatten vielleicht lange Zeit den Wünschen ihrer Herzen widerstanden, vermochten nun aber nicht länger einer Liebe zu widerstehen, welche von Tag zu Tag durch unbesiegliche Hindernisse wuchs, aus Furcht verheimlicht, aber durch die Kraft der Jugend noch mehr angefacht wurde.

Die Dame war mittelmäßig schön, aber ihre bleiche Gesichtsfarbe deutete auf geheime Leiden und machte sie anziehend, wenn man sie nur ansah. Uebrigens hatte sie schöne Formen und die herrlichsten Haare von der Welt. Bewacht von einem Tiger wagte sie vielleicht ihr Leben, wenn sie ein Wort sagte, wenn sie sich die Hand drücken ließ, oder einen Blick der Liebe erwiederte. War nie je eine Liebe geheimer gehalten, so war auch nie je eine Liebe gefahrdrohender gewesen. Es war leicht zu errathen, daß für diese beiden Wesen in der Luft, in den Tönen, in dem Geräusch der Schritte, in den für andere Menschen gleichgiltigsten Dingen wahrnehmbare Eigenschaften lagen, besondere Eigenthümlichkeiten, welche sie erriethen; vielleicht ließ die Liebe sie selbst in den kalten Händen des Priesters, dem sie ihre Sünden beichteten, oder von dem sie am Tisch des Herrn die geweihte Hostie empfingen, treue Dolmetscher ihrer Herzensgefühle finden; es war das eine tiefe Liebe, eine Liebe, die sich dem Herzen aufgedrückt hat wie dem Körper eine Wunde, die man während des ganzen Lebens behalten muß.

Als die beiden jungen Leute einander anblickten, schien die Frau zu ihrem Geliebten zu sagen:

„Laß uns sterben, aber einander lieben! ...“

Der Ritter aber schien ihr zu antworten:

„Wir werden uns lieben, aber nicht sterben! ...“

Dann deutete sie mit einer schwermüthigen Kopfbewegung auf eine alte Duenna und zwei Pagen. Die Duenna schlief. Die beiden Pagen waren noch jung und schienen unbesorgt um das Gute oder Böse, das ihrem Herrn begegnen könnte.

„Erschreckt Euch nicht beim Ausgange aus der Kirche und laßt Euch . . .“

Kaum hatte der Edelmann diese Worte mit leiser Stimme gesagt, als die Hand des alten Ritters auf den Griff seines Dolches hinabsank. Der Greis fühlte die Kälte des Eisens und erwachte plötzlich. Seine gelben Augen richteten sich sogleich auf seine Frau und zufolge einer Bevorzugung der Natur, welche selbst talentvollen Männern nur selten bewilligt ist, fand sich gleich nach dem Erwachen sein Bewußtsein so deutlich ein, als ob er gar nicht geschlafen hätte. Er war ein Eifersüchtiger! . . .

Wenn der junge Ritter mit einem Auge nach seiner Geliebten schaute, so blinzte er mit dem andern nach dem Gatten derselben; daher erhob er sich rasch und verschwand in dem Augenblicke hinter dem Pfeiler, als die Hand des Greises hinabsinken wollte; leicht wie ein Vogel, war er verschwunden. Die Dame aber schlug rasch die Augen nieder, schien zu lesen und versuchte ruhig zu scheinen, allein sie vermochte das Erröthen ihres Antlitzes und das ungewöhnliche Schlagen ihres Herzens nicht zu vermeiden. Der alte Herr hörte das Geräusch der tiefen und tönenden Pulsschläge, welche in der Kapelle wiederhallten, bemerkte das außerordentliche Roth, welches über die Stirn, die Wangen und die Augenlider seiner Frau ergossen war, und spähete mit klugen Blicken um sich; als er aber Niemand sah, dem er hätte mißtrauen können, da fragte er die Gattin:

„Woran denkt Ihr denn, meine Freundin? . . .“

„Der Geruch des Weihrauchs betäubt mich! . . .“ antwortete sie.

„Riecht denn der Weihrauch heute so schlecht? ...“ versetzte der Ritter.

Ungeachtet dieser Bemerkung stellte sich der verschlagene Greis, als glaube er an das Vorgeben der Gattin. Er argwohnte indeß einen Betrug und faßte daher den Entschluß, nur noch aufmerksamer seinen Schatz zu bewachen.

Der Segen war ertheilt. Ohne das Ende des Saecula saeculorum zu erwarten, stürzte sich die Menge einem wilden Strome gleich nach den Thüren der Kirche hin. Der Ritter wartete nach seiner Gewohnheit klüglich, bis das größte Gedränge vorüber sei; dann folgte er und ließ die Duenna und den jüngsten Pagen, welcher eine Stocklaterne trug, vorausschreiten. Er reichte der Gattin seinen Arm und der andere Page folgte ihnen.

In dem Augenblicke, wo der alte Herr die nach dem östlichen Theile des Klosters geöffnete Seitenthür erreichte, durch welche er zu gehen pflegte, löste sich eine Fluth von Menschen von dem Haufen, welcher das große Portal verstopfte. Diese dichte Masse strömte mit Ungeduld nach dem kleinen Schiff, unter welchem sich der Ritter befand, und verhinderte ihn, wieder zurückzukehren. Der Ritter und dessen Frau wurden durch den gewaltigen Druck dieser Menge hinausgestoßen. Der Gatte versuchte zuerst das Freie zu gewinnen und zog seine Dame heftig am Arme nach; in diesem Augenblicke aber wurde er von überlegener Kraft auf die Straße hinausgeworfen und seine Frau durch den Arm eines Fremden ihm entrissen.

Der schreckliche Bucklige begriff auf der Stelle, daß er in eine von kräftiger Hand gelegte Schlinge gefallen sei. Er bereuete, so lange geschlafen zu haben, nahm alle seine

Kräfte zusammen und ergriff mit der einen Hand seine Gattin bei dem Aermel ihres Kleides, während er sich mit der andern an die Thür zu klammern versuchte. Allein die Glut der Liebe ist mächtiger, als die Glut der Eifersucht, und der junge Edelmann, der seine Geliebte mit seinen Armen umschlang, entriß sie so schnell und mit einer solchen Kraft der Verzweiflung, daß der Stoff von Seide und Gold, der Brocat und das Fischbein mit Geräusch zerrissen. Das Brüllen eines Löwen übertönte jetzt den Lärm der Menge und man hörte deutlich eine schreckliche Stimme, welche die Worte heulte:

„Zu mir, Poitiers! ... an das Portal, Leute des Grafen von Saint-Vallier! ... Zu Hilfe! ... Hierher!“

Und der Graf Aymar de Poitiers, Herr von Saint-Vallier, versuchte sein Schwert zu ziehen und sich einen Weg zu bahnen. Allein er sah sich umringt und von dreißig bis vierzig Edelleuten fortgedrängt, die er nicht wagen durfte zu verwunden, und unter denen mehrere von hohem Range ihm mit Quodlibets antworteten, indem sie ihn mit sich zogen.

Der Räuber hatte die Gräfin mit der Schnelligkeit des Blitzes in eine offene Kapelle getragen, wo er sie hinter dem Beichtstuhle auf eine hölzerne Bank setzte. Beim Scheine der Kerzen, welche vor dem Bilde des Heiligen brannten, dem diese Kapelle geweiht war, blickten sie einander einen Augenblick schweigend an, drückten sich die Hände und waren selbst über ihre Kühnheit erstaunt; die Gräfin hatte aber nicht den Muth, dem jungen Manne die Verwegenheit vorzuwerfen, welcher sie diesen gefährlichen ersten Augenblick des Glückes verdankten.

„Wollt Ihr mit mir in die benachbarten Staaten entfliehen?“ fragte der Edelmann lebhaft. „Ich habe zwei englische Renner hier in der Nähe stehen, welche dreißig Meilen in einem Striche zurückzulegen vermögen.“

„Ach!“ versetzte sie mit sanfter Stimme, „eine Tochter des Königs Ludwig vermag nirgends in der Welt eine Zufluchtsstätte zu finden! ...“

„Ihr habt Recht! ...“ antwortete der junge Mann und wunderte sich, daß er diese Schwierigkeit seines Unternehmens übersehen habe.

„Warum habt Ihr mich meinem Gemahle entrissen?“ fragte sie mit einer Art von Schrecken.

„Ach! ...“ versetzte der Ritter, „ich hatte nicht geglaubt, daß ich in eine solche Unruhe gerathen würde, wenn ich mich in Eurer Nähe befände, Euch mit mir sprechen hörte und Eure Blicke sähe! ... Ich hatte mir zwei oder drei verschiedene Pläne gebildet; jetzt aber scheint mir Alles schon vollendet zu sein, da ich Euch sehe. ..“

„Ich aber bin verloren! ...“ sagte die Gräfin.

„Wir sind gerettet! ...“ erwiederte der Edelmann mit dem blinden Enthusiasmus der Liebe. „Hört mich an! ...“

„Das wird mir das Leben kosten! ...“ versetzte sie und ließ den Thränen freien Lauf, welche aus ihren Augen rannen. „Der Graf wird mich vielleicht heute Abend noch ermorden! Geht aber zu dem Könige, erzählt ihm die Qualen, welche seine Tochter seit fünf Jahren erduldet hat... Er liebte mich so sehr, als ich noch klein war, und nannte mich lachend Marie-pleine-de-grâce, weil ich häßlich war! ... Ach! wenn er wüßte, was für einem Manne er mich übergeben hat, so würde er in einen furchtbaren Zorn

gerathen... Wenn ich nicht gewagt habe, mich zu beklagen, so geschah das aus Mitleid gegen den Grafen! ... Wie sollten überdieß meine Bitten den König erreichen! ... Selbst mein Beichtvater ist ein Spion von Saint-Vallier. — Wenn ich in diese strafwürdige Entführung einwilligte, so geschah das in der Hoffnung, daß ich Euch zu meinem Beschützer bekommen würde; darf ich mich aber einem ..."

„O!" unterbrach sie sich selbst und erbleichte, „da ist der Page! ..."

Die arme Gräfin hielt ihre Hände vor ihr Antlitz, als hätte sie sich damit verschleiern wollen.

„Fürchtet nichts! ..." entgegnete der junge Ritter, „er ist gewonnen! Ihr könnt Euch seiner mit vollem Vertrauen bedienen, denn er gehört mir an ... und ... wenn der Graf hierher kommt, uns zu suchen, so wird er uns von seiner Ankunft benachrichtigen."

„In diesem Beichtstuhle," fuhr er dann mit leiser Stimme fort, „ist ein Kanonikus, der mir befreundet ist; er wird angeben, daß er Euch dem Gedränge entrissen und unter seinem Schutz in diese Kapelle gebracht habe. — So ist Alles vorher bedacht, um Saint-Vallier zu täuschen..."

Bei diesen Worten vertrockneten die Thränen der Gräfin; allein ein Ausdruck der Trauer verdüsterte allmählich ihre Stirn.

„Man vermag ihn nicht zu täuschen!" sagte sie. „Noch heute Abend wird er Alles wissen! ... Hütet Euch vor seinen Schlägen... — Geht nach Plessis, sprecht mit dem Könige, sagt ihm ..."

Sie stockte; allein irgend eine Erinnerung hatte ihr den Muth gegeben, die Geheimnisse ihrer Ehe zu gestehen:

„Nun wohl! ja," fuhr sie fort, „sagt ihm, daß mir der Graf an beiden Armen zur Ader läßt und mich erschöpft, um leichter meiner Herr werden zu können ... sagt ihm, daß er mich an den Haaren durch die Zimmer schleppt ... daß ich eine Gefangene bin ... sagt ihm .. ."

Es war ihr, als sollte sie ersticken, sie schluchzte laut auf und einige Thränen rannen aus ihren Augen; in ihrer Aufregung ließ sie sich von dem jungen Manne die Hände küssen, verstand aber die unzusammenhängenden Worte nicht, welche derselbe stammelte.

„Niemand kann mit dem Könige sprechen... Arme Kleine! ... es ist vergebens, daß ich der Neffe des Großmeisters der Armbrustschützen bin, ich werde darum doch heute Abend nicht in Plessis zugelassen! ... Meine liebe Dame ... meine schöne Königin!"

„Mein Gott, wie viel hat sie erduldet! ... Marie, hört nur zwei Worte von mir an, oder wir sind verloren! ..."

„Was soll aus uns werden? ..." rief sie aus.

Dann blickte sie nach einem Bildniß der heiligen Jungfrau, welches an der finstern Mauer hing und von einem schwachen Scheine der Lampe erleuchtet wurde. — „Heilige Mutter Gottes, stehe uns bei! ..." flehete sie zu dem Bilde.

„Heute Abend noch werde ich bei Euch sein," versicherte der junge Ritter.

„Wie wollt Ihr das anfangen? ..." fragte sie unschuldig. Sie befanden sich in einer so großen Gefahr, daß auch ihre sanftesten Worte der Liebe entblößt zu sein schienen.

„Heute Abend noch," sagte der Edelmann, „gehe ich zu Meister Cornelius und biete mich ihm als Lehrling an. Ich habe mir einen Empfehlungsbrief zu verschaffen gewußt,

so daß mich der königliche Silberkämmerer schon aufnehmen wird. Sein Haus ist dicht neben dem Eurigen. Bin ich erst einmal unter dem Dache dieses alten Knausers, so werde ich schon mit Hilfe einer Strickleiter den Weg in Euer Zimmer zu finden wissen. . ."

„Ach!" flehete sie, vor Schrecken erstarrt, „wenn Ihr mich liebt, so geht nicht zu Meister Cornelius! . . ."

„Ha!" rief er aus und drückte sie mit aller Kraft, die man in seinem Alter fühlt, an seine Brust, „Ihr liebt mich also! . . ."

„Ja," sagte sie. „Seid Ihr nicht meine Hoffnung? Ihr seid Edelmann, und ich vertraue Euch meine Ehre an!"

„Ueberdieß," fuhr sie darauf fort und warf einen würdevollen Blick auf ihn, „überdieß bin ich zu unglücklich, als daß Ihr mein Zutrauen täuschen dürftet. Wozu kann aber das Alles nützen? . . . Geht, laßt mich lieber sterben, als daß Ihr in das Haus des Herrn Cornelius tretet! Wißt Ihr nicht, daß alle seine Lehrlinge . . ."

„Gehängt worden sind!" ergänzte lachend der junge Ritter; „glaubt Ihr denn, daß ich durch seine Schätze in Versuchung geführt werden könnte? . . ."

„Ach! geht nicht zu ihm, Ihr würdet das Opfer irgend eines Zaubers werden!" . . ."

„Ich kann das Glück, Euch dienen zu dürfen, nicht theuer genug bezahlen," antwortete er und richtete einen so feurigen Blick auf sie, daß sie ihre Augen niederschlagen mußte.

„Und mein Gemahl? . . ." fragte sie.

„Das hier wird ihn einschläfern! . . ." versetzte der junge Mann und zog ein kleines Gläschen aus seinem Gürtel.

Aber doch nicht für immer? ...“ fragte die Gräfin zitternd.

Statt aller Antwort machte der Edelmann ein Zeichen des Abscheues.

„Ich hätte mich seiner bereits im ehrlichen Zweikampfe entledigt, wenn er nicht zu alt wäre! ...“ fuhr er darauf fort; „Gott wolle mich aber behüten, daß ich mich je durch einen Gifttrank seiner entledigen sollte! ...“

„Verzeiht! ...“ sagte die Gräfin erröthend, „ich bin wegen meiner Sünden grausam gestraft. In einem Augenblicke der Verzweiflung wollte ich den Grafen ermorden und fürchtete, daß Ihr denselben Wunsch haben möchtet... Ich empfinde einen großen Schmerz darüber, daß ich diesen bösen Gedanken noch nicht habe beichten können; allein ich fürchte, daß ihm meine Absicht mitgetheilt werden und er sich deßhalb rächen möchte...“

„Ich mache Euch Schande! ...“ fuhr sie darauf fort, beleidigt durch das Schweigen, welches der junge Mann behauptete ... „ich habe diesen Tadel verdient.“

Dann warf sie das Gläschen mit plötzlicher Heftigkeit zu Boden, so daß es zertrümmerte.

„Kommt nicht! ...“ rief sie aus; „der Graf hat einen leichten Schlaf. Meine Pflicht ist es, die Hilfe des Himmels zu erwarten, und ich werde das thun! ...“

Sie wollte sich entfernen.

„Ha!“ rief der Ritter aus, „meine Dame, befehlt, und ich werde ihn ermorden! ... Ihr werdet mich heute Abend sehen.“

„Es war klug von mir, daß ich diesen Schlaftrunk vernichtete! ...“ sagte sie mit einer Stimme, welche durch die

Freude, sich so heiß geliebt zu sehen, erstickt wurde. „Die Furcht vor dem Erwachen meines Mannes wird uns retten.“

„Ich opfere mein Leben für Euch! . . .“ sagte der junge Mann und drückte ihr die Hand.

„Wenn der König es will, so wird der Papst meine Ehe auflösen, und dann können wir vereinigt werden! . . .“ sagte sie und richtete einen Blick wonniger Hoffnung auf ihn.

In diesem Augenblicke eilte der Page herbei.

„Der gestrenge Herr kommt!“ sagte er.

Erstaunt über die kurze Zeit, während welcher er bei seiner Geliebten hatte bleiben können, und über die Schnelligkeit des Grafen überrascht, raubte der junge Ritter der Edeldame einen Kuß, den sie ihm nicht zu verweigern vermochte, und sagte dann:

„Auf Wiedersehen! . . .“

Er entwischte aus der Kapelle; begünstigt von der Dunkelheit gewann er das große Portal und schlüpfte von Pfeiler zu Pfeiler in den langen Schatten dahin, welche jede große Säule durch die Kirche warf.

Ein alter Kanonikus trat plötzlich aus dem Beichtstuhle, setzte sich neben die Gräfin und schloß leise das Gitter, vor welchem der Page ernst und mit unerschütterlicher Sicherheit auf- und abschritt.

Eine lebhafte Helligkeit kündete die Ankunft des Grafen an. Begleitet von einigen Freunden und von Dienern, welche Fackeln trugen, hielt er in der Hand sein entblößtes Schwert, und schien mit seinen finstern Augen das tiefe Dunkel durchdringen und die schwärzesten Winkel der großen Kathedrale durchsuchen zu wollen.

„Gnädiger Herr, unsere Dame ist hier! ...“ sagte der Page zu ihm, indem er ihm entgegen ging.

Der Herr von Saint-Vallier fand seine Frau auf den Stufen des Altars knieend, und der Kanonikus stand vor ihr und las sein Breviarium. Bei diesem Anblicke schüttelte der Graf wüthend das Eisengitter, als hätte er an diesem seinen Zorn auslassen wollen.

„Was wollt Ihr mit dem entblößten Schwerte in der Kirche? ...“ fragte der Kanonikus.

„Mein Vater, der Herr ist mein Gemahl! ...“ antwortete die Gräfin.

Da zog der Priester den Schlüssel aus der Tasche und öffnete die Kapelle. Der Graf warf fast wider seinen Willen forschende Blicke in den Beichtstuhl, trat in die Kapelle und lauschte dann in das Schweigen der Kathedrale hinaus.

„Mein Herr,“ sagte seine Frau zu ihm, „Ihr schuldet diesem ehrwürdigen Kanonikus viel Dank, daß er mich hierher gerettet hat! ...“

Der Herr von Saint-Vallier erbleichte vor Zorn und wagte seine Freunde nicht anzublicken, die überhaupt mehr deßhalb ihn begleitet hatten, um sich zu erlustigen, als um ihm beizustehen. Er versetzte kurz:

„Lohn' es Euch Gott! mein Vater, ich werde auf Mittel sinnen, Euch meinen Dank abzutragen!“

Er nahm seine Frau beim Arme und ohne auf die Begrüßung des Kanonikus zu achten, ohne den Freunden, die ihn begleitet hatten, ein Wort zu sagen, gab er seinen Leuten ein Zeichen und verließ die Kirche. Es lag in seinem Schweigen etwas Grausames und Wildes.

Mit Ungeduld sehnte er sich in seine Wohnung zurück und dachte nur an Mittel, um die Wahrheit zu entdecken. Er schritt durch die engen und gekrümmten Straßen, welche damals die Kathedrale von dem Portal des Kanzleramtes trennten, wo sich der schöne Palast erhob, den kurz zuvor der Kanzler Juvénal des Ursins auf der Stelle eines alten Festungsbaues neu aufgeführt hatte. Jene alte Feste war von Karl VII. dem treuen Diener zum Lohn für seine ruhmwürdigen Arbeiten geschenkt worden.

Dort begann eine Straße, welche seitdem die Scéellerie genannt wird, zum Andenken daran, daß sie zu dem Kanzleramte führte. Sie verband das alte Tours mit der Vorstadt Châteauneuf, in welcher die berühmte Abtei Saint-Martin lag, in der so viele Könige das einfache Amt eines Kanonikus bekleideten.

Seit hundert Jahren, und nach langen Streitigkeiten, war diese Vorstadt mit der Stadt selbst verbunden. Viele von den Straßen, welche in der Nähe der Rue Scéellerie sind, und den Mittelpunkt des heutigen Tours bilden, waren damals schon angebaut; allein die schönsten Paläste, und namentlich der des Schatzmeisters Rancoing, den man noch jetzt in der Rue du Commerce erblickt, lagen in der Gemeinde von Châteauneuf.

Durch jene Straßen führten die Fackelträger den Herrn von Saint-Vallier nach jenem Theil der Vorstadt, der an die Loire grenzte. Mechanisch folgte er seinen Leuten und schoß von Zeit zu Zeit finstere Blicke auf seine Frau und den Pagen, um ein Zeichen des Einverständnisses zwischen Beiden zu erspähen und dadurch einiges Licht in dem wun=

derlichen Abenteuer zu erlangen, durch welches er in Staunen und Verzweiflung versetzt war.

Endlich gelangte er in die Rue du Murier, in welcher seine Wohnung lag. Als sein ganzes Gefolge eingetreten und die schwere Pforte hinter demselben verschlossen war, herrschte wieder tiefes Schweigen in der kleinen und schmalen Straße, in welcher damals viele vornehme Herren wohnten, da dieses neue Quartier der Stadt am wenigsten von Plessis, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte des Königs, entfernt war.

Das letzte Haus dieser Straße war auch das letzte der Stadt und gehörte dem Meister Cornelius Hoogworst, einem alten Brabanter Kaufmanne, welchem der König Ludwig XI. sein ganzes Vertrauen in den Geldgeschäften schenkte, die ihn seine schlaue Politik außerhalb des Königreichs abmachen ließ.

Der Graf von Saint-Vallier hatte sich schon lange in dem Hotel niedergelassen, welches an die Wohnung jenes Meister Cornelius stieß, weil dadurch die Tyrannei begünstigt wurde, welche er gegen seine Frau ausübte. Die Topographie der Aermlichkeiten wird die Vortheile darthun, welche diese Wohnung einem Eifersüchtigen gewährte.

Das Haus des Grafen, welches Hotel de Poitiers genannt wurde, hatte einen Garten, der von der Mauer und dem Stadtgraben des ehemaligen Flecken Châteauneuf begrenzt wurde, und neben denen der Damm vorüberging, welchen Ludwig XI. erst neulich zwischen Tours und Plessis aufgeführt hatte. Ueberdieß vertheidigten Hunde von dieser Seite her die Wohnung gegen jedes Eindringen fremder Personen. Zur Linken wurde sie durch einen großen Hof von

den benachbarten Häusern geschieden und stand also nur mit der Wohnung jenes Meisters Cornelius in Berührung, an welche sie sich mit der rechten Seite lehnte.

Das Haus des mißtrauischen und verschmitzten Ritters, das von drei Seiten isolirt war, konnte also bei nächtlicher Weise nur etwa durch die Bewohner des Brabanter Hauses angegriffen werden, dessen Giebel und steinerne Dachrinnen sich mit denen des Hotel de Poitiers verbanden.

Alle Fenster der Vorderseite, welche nach der Straße zu gingen, waren in Folge der Sitten damaliger Zeit schmal und niedrig, und außerdem durch starke Eisenstäbe geschützt; auch die Thür, welche niedrig und gewölbt war, glich den Thüren unserer alten Gefängnisse, hatte eine Festigkeit, welche jeder Probe widerstand. Seitwärts von derselben befand sich eine steinerne Bank, welche dazu diente, das Aufsteigen auf die Pferde zu erleichtern.

Wenn man die beiden Häuser betrachtete, in denen Meister Cornelius und der Graf wohnten, so konnte man leicht erkennen, daß sie von demselben Baumeister errichtet und für Tyrannen bestimmt waren.

Beide Häuser hatten einen unheimlichen Anblick, glichen kleinen Festungen und konnten lange Zeit gegen eine aufgeregte Bevölkerung vertheidigt werden. Die Ecken wurden durch Thürmchen beschützt, denen ähnlich, welche von Liebhabern der Alterthümer noch jetzt in manchen Städten bemerkt werden, die von dem Hammer der Neuerer verschont sind. Die ausgemauerten Oeffnungen für die Fenster und Thüren waren sehr schmal und erlaubten daher, den mit Eisen beschlagenen Fensterladen und Thüren eine außerordentliche Kraft des Widerstandes zu geben.

Als die sechste Stunde des Abends vom Glockenthurme der Abtei Saint-Martin ertönte, ging der in die Gräfin verliebte Edelmann vor dem Hotel de Poitiers vorüber und blieb einen Augenblick vor demselben stehen. Er vernahm den Lärm, welchen die Leute des Grafen bei ihrem Abendessen im Saale des Erdgeschosses machten, warf einen Blick auf das Zimmer, in welchem er seine Dame vermuthete, und ging dann auf die Thür der benachbarten Wohnung zu.

Allenthalben auf seinem Wege hatte der junge Herr zu Ehren des Festes die Stimmen der Zechenden vernommen. Durch die weniger fest verschlossenen Fenster fielen Lichtstrahlen, die Kamine rauchten und Bratendüfte verbreiteten sich auf die Straßen. Das Hochamt in allen Kirchen war vorüber, die ganze Stadt erfreute sich nun, und es wurde ein Lärmen und ein Geräusch laut, die man besser mit der Einbildungskraft sich vorstellen, als mit Worten ausmalen kann. Nur an diesem Ende der Stadt herrschte ein tiefes Schweigen. Es wohnten in diesen beiden Gebäuden zwei Leidenschaften, die sich nie erfreuen. Weiterhin erblickte man die schweigenden Gefilde, und diese beiden Häuser, welche im Schatten der Thürme der Abtei Saint-Martin lagen, beide gleich stumm, von andern Häusern getrennt, und an dem gekrümmtesten Ende der Straße gelegen waren, glichen einem Hospital. Das Haus, welches man ihnen gegenüber erblickte, gehörte Staatsgefangenen und war unter Sequester gestellt.

Auf einen jungen Mann mußte ein so plötzlicher Contrast heitern Lärmens und grabesähnlicher Stille einen gewaltigen Eindruck machen. Daher blieb auch der Edelmann, ehe er sich in ein so furchtbar gewagtes Unternehmen ein-

ließ, nachdenkend vor dem Hause des Lombarden stehen und erinnerte sich an alle die Erzählungen, deren Gegenstand Meister Cornelius war, und welche bei der Gräfin einen so besondern Schrecken erregt hatten.

In jener Zeit fürchtete sich noch ein Jeder, selbst ein Krieger und ein Verliebter, vor Hexereien und vor Zaubereien. Damals glaubte man noch wunderliche Thatsachen, damals blieb man noch nicht kalt gegen Erzählungen, welche über das Gebiet der Wahrscheinlichkeit hinausschweiften, und der Liebhaber der Gräfin von Saint-Vallier, einer der Töchter, mit welchen Ludwig XI. von Frau von Sassenage in der Dauphiné beschenkt war, durfte sich also wohl erst bedenken, so kühn er auch sein mochte, ehe er in ein verzaubertes Haus eintrat.

Die Geschichte des Meister Cornelius Hoogworst wird vollkommen erklären, warum Herr von Saint-Vallier so sorglos gegen den Lombarden war, warum die Gräfin einen solchen Schrecken an den Tag legte, und der Verliebte in dem entscheidenden Augenblicke zögerte. Damit aber der Leser des neunzehnten Jahrhunderts vollkommen begreife, wie anscheinend alltägliche Ereignisse damals für übernatürlich gehalten werden konnten, und damit er den ganzen Schauder der alten Zeit theile, so müssen wir nothwendig hier diese Erzählung leicht unterbrechen und einen flüchtigen Blick auf die Abenteuer des Meister Cornelius werfen.

---

2. Der Torçonnier.

Cornelius Hoogworst, einer der reichsten Kaufleute von Gent, hatte sich die Feindschaft Karls, des Herzogs von

Burgund, zugezogen, und einen Zufluchtsort und Schutz am Hofe Ludwigs XI. gefunden.

Der König hatte es begriffen, welchen Nutzen er von einem Manne ziehen könnte, der mit den ersten Häusern von Flandern, Venedig und der Levante in Verbindung stand. Er hatte daher Meister Cornelius geadelt, hatte ihm das französische Heimathsrecht verliehen und ihm sogar geschmeichelt, was bei Ludwig XI. selten vorkam. Der Monarch gefiel übrigens dem Flamänder eben so sehr, wie der Flamänder dem Monarchen gefiel. Beide waren verschmitzt, mißtrauisch, geizig; Beide gleich eingeweiht in die Politik, gleich gebildet; Beide waren ihrer Zeit überlegen und begriffen sich daher gegenseitig außerordentlich gut: so leicht wie der Eine sein Gewissen von sich warf und wieder aufnahm, eben so leicht war der Andere in dem einen Augenblicke fromm und ergeben, in dem andern das Gegentheil davon; sie liebten dieselbe Jungfrau, aber aus Ueberzeugung der Eine, aus Schmeichelei der Andere; kurz, wenn man den eifersüchtigen Reden und Meinungen eines Olivier le Daim und eines Tristan glauben darf, so begab sich der König oft in das Haus des Lombarden, um sich dort zu erlustigen, aber so wie sich ein Ludwig XI. erlustigte. Die Geschichte hat uns eine Kunde von dem freisinnigen Geschmack dieses Monarchen überliefert, dem eine Ausschweifung keineswegs mißfiel; und der alte Brabanter fand ohne Zweifel Freude und Nutzen dabei, sich den launenhaften Vergnügungen seines königlichen Clienten gefällig zu zeigen.

Cornelius bewohnte die Stadt Tours seit neun Jahren, und während dieser neun Jahre waren in seinem Hause seltsame Ereignisse vorgekommen, die ihn zu einem Gegenstande

des allgemeinen Abscheues gemacht hatten. Als er angekommen war, verwandte er ziemlich bedeutende Summen auf sein Haus, damit seine Schätze in demselben gesichert wären. Die Erfindungen, welche die Schlosser in der Stadt ganz insgeheim für ihn ausführten, die wunderlichen Vorsichtsmaßregeln, welche er ergriffen hatte, um sie auf eine solche Weise in sein Haus einzuführen, daß er ihrer Verschwiegenheit versichert sein konnte, wurden bald der Gegenstand von tausend wundersamen Erzählungen, mit denen sich die Bewohner von Touraine die langen Winterabende verkürzten. Die sonderbaren Kunstgriffe des Greises ließen ahnen, daß er Besitzer morgenländischer Reichthümer sei. Die Mährchen-Erfinder von Touraine, das überhaupt das Vaterland der Mährchen in Frankreich ist, bauten Zimmer von Gold und Edelgestein im Hause des Flamänders und ermangelten nicht, zauberhaften Kräften die Quelle dieses ungeheuren Vermögens beizumessen.

Als Meister Cornelius nach Tours gezogen war, hatte er zwei flamändische Diener, eine alte Frauensperson und einen jungen Lehrling von sanfter und einnehmender Gestalt, mitgebracht. Dieser junge Mann diente ihm als Secretair, als Cassirer, als Reisediener und als Laufbursche, kurz, er war sein Factotum.

Schon im ersten Jahre seiner Niederlassung in Tours fand ein beträchtlicher Diebstahl in seinem Hause statt. Die richterlichen Untersuchungen erwiesen, daß das Verbrechen von einem Bewohner des Hauses vollbracht sei. Der alte Geizhals ließ darauf seine beiden Diener und seinen Lehrling in das Gefängniß werfen.

Der junge Mann war von schwacher Natur: er erlag den Leiden der Marter, während er seine Unschuld behauptete.

Die beiden Diener gestanden das Verbrechen, um den Marterwerkzeugen zu entgehen; als aber der Richter fragte, wo die gestohlenen Summen wären, da vermochten sie nichts zu antworten; sie wurden abermals auf die Folterbank gebracht, gerichtet, verurtheilt und gehängt. Auf dem Wege zum Schafot fuhren sie fort ihre Unschuld zu behaupten.

Die Stadt Tours unterhielt sich lange Zeit von dieser seltsamen Geschichte; da aber die Opfer derselben Flamänder gewesen waren, so verschwand bald die Theilnahme, welche jene Unglücklichen in den ersten Tagen erweckt hatten. Ueberdieß lieferten die Kriege und bürgerlichen Unruhen in jenen Zeiten fortwährend neue Aufregungen, und das Drama des laufenden Tages ließ das des vergangenen Tages erbleichen.

Betrübter über den ungeheuren Verlust, den er gehabt hatte, als über den Tod seiner drei Hausgenossen, blieb Cornelius allein mit der alten Flamänderin, die er für seine Schwester ausgab. Er erlangte von dem Könige die Gunstbezeugung, sich der Staatscouriere zu seinen persönlichen Angelegenheiten zu bedienen, verkaufte seine Maulthiere an einen der in der Nachbarschaft wohnenden Maulthierhändler und lebte von diesem Augenblicke an in der vollkommensten Einsamkeit, indem er nur den König bei sich sah und seine Geschäfte durch Juden abmachte, welche als geschickte Rechenmeister ihm treu dienten, um seinen allmächtigen Schutz zu erlangen.

Einige Zeit nach diesem Abenteuer verschaffte indeß der

König selbst seinem alten Torçonnier *), (so nannte Ludwig XI. vertraulich den Meister Cornelius) einen verwaisten Jüngling, an dem er viel Antheil nahm, als Lehrling. Das arme Kind widmete sich den Angelegenheiten des Lombarden auf die angelegentlichste Weise, wußte ihm zu gefallen und seine Gunst zu gewinnen. Während einer Winternacht wurden jedoch die Diamanten, welche der König von England dem Meister Cornelius gegen eine Summe von hunderttausend Thalern verpfändet hatte, gestohlen und der Verdacht fiel auf den Jüngling. Ludwig XI. zeigte sich um so strenger gegen denselben, als er sich für seine Treue verbürgt hatte. Der Unglückliche wurde demnach gehängt, nachdem er vorher ganz oberflächlich von dem Oberprofoß verhört war.

Niemand wagte nun die Bank- und Wechselwissenschaft bei Meister Cornelius zu erlernen. Erst nach einigen Jahren fanden sich wieder zwei junge Leute aus der Stadt, die nach einander aus Durst nach Ehre und Vermögen bei ihm eintraten. Kaum waren diese beiden jungen Leute in das Haus des Torçonnier zugelassen, als abermals beträchtliche Diebstähle Statt fanden. Die Umstände, von denen diese Verbrechen begleitet waren, die Art und Weise, wie sie ausgeführt waren, bewiesen so deutlich, daß die Urheber derselben in einem geheimen Verständnisse mit den Bewohnern des Hauses gestanden haben müßten, daß nichts weiter übrig blieb, als die beiden Neulinge anzuklagen. Der Bra-

---

*) **Torçonnier.** Dieses veraltete Wort bedeutete unter der Herrschaft des heiligen Ludwig einen Wucherer, einen Steuererheber, einen Mann, der durch gewaltsame Mittel Gelder beitreibt.

banter, der immer mehr argwöhnisch und rachsüchtig geworden war, theilte auf der Stelle Ludwig XI. die Thatsachen mit, und dieser übertrug die Sache seinem Oberprofoß; beide Prozesse wurden schnell eingeleitet und noch scheller beendigt.

Der Patriotismus der Bewohner von Tours gab insgeheim dem schnellen Urtheile Tristans Unrecht. Mochten die beiden jungen Leute schuldig sein oder nicht, sie galten für Opfer und Cornelius für ihren Henker. Die beiden trauernden Familien standen in großem Ansehen; ihren Klagen wurde Gehör gegeben und von Muthmaßungen zu Muthmaßungen kam man endlich dahin, daß man an die Unschuld aller derer dachte, welche des Königs Silber-Kämmerer zum Galgen befördert hatte.

Einige behaupteten, daß dieser grausame Geizhals, als Nachahmer des Königs, Schrecken und Galgen zwischen sich und der ganzen Menschheit aufrichten wollte, daß er niemals bestohlen sei, daß diese traurigen Hinrichtungen das Resultat einer kalten Berechnung wären und er ohne Zweifel ohne Furcht für seine Schätze sein wollte. Die erste Wirkung dieser Volksmeinung war, daß Jedermann Cornelius mied. Die Bewohner von Tours behandelten ihn wie einen Verpesteten, hießen ihn den **Tortionnaire**, nannten sein Haus die **Male-maison** (das böse Haus); und hätte auch der Lombarde Fremde auffinden können, welche kühn genug gewesen wären, bei ihm in Dienste zu treten, so würden doch die Bewohner der Stadt alles Mögliche aufgeboten haben, um dieselben zu warnen.

Diejenigen, welche noch die günstigste Meinung von Meister Cornelius hatten, betrachteten ihn als einen unheilbrin-

genden Mann; Einigen flößte er einen instinktmäßigen Schrecken ein, Andern jene unbegrenzte Ehrerbietung, welche man einer grenzenlosen Macht und dem Gelde erweist; für viele Leute hatte er allen Reiz eines Geheimnisses. Seine Lebensart, seine Physiognomie und die Gunst des Königs rechtfertigten alle Erzählungen, deren Gegenstand er geworden war. Cornelius machte oft Reisen in fremde Länder, und zwar besonders seit sein Feind, der Herzog von Burgund, gestorben war; der König ließ aber während seiner Abwesenheit die Wohnung des Banquier durch Leute von seiner schottischen Compagnie bewachen. Die Hofleute folgerten aus dieser königlichen Besorgniß, daß der Greis sein Vermögen an Ludwig XI. vermacht habe.

Da er sehr wenig ausging, so statteten ihm die Herren vom Hofe desto häufiger Besuch ab; er lieh ihnen sehr gern Geld, war aber ein sonderbarer Kauz, indem er an gewissen Tagen nicht einen Sou aus den Händen gegeben hätte; Tags darauf bot er dagegen ungeheure Summen an, natürlich aber alle Mal gegen gute Interessen und hinreichende Sicherheit.

Uebrigens war er ein guter Katholik und besuchte regelmäßig die Messe; indeß ging er sehr früh nach Saint-Martin, und da er dort für sein ganzes Leben eine Kapelle gekauft hatte, so war er dort eben so wohl, wie sonst allenthalben, von der ganzen Christenheit geschieden. Es war ein Sprichwort jener Zeit und wurde noch lange in Tours gebraucht:

„Ihr seid gewiß an dem Lombarden vorüber gegangen, sonst wäre Euch das Unglück nicht begegnet.“

„Ihr seid an dem Lombarden vorüber gegangen! . . .“

damit erklärte man also unvorhergesehene Leiden, unwillkürliche Verstimmungen und plötzliche Unglücksfälle. Selbst bei Hofe schrieb man Cornelius jenen unglücklichen Einfluß zu, welchen der spanische, italienische und griechische Aberglauben dem bösen Blicke beimessen. Ohne die schreckliche Macht eines Ludwig XI., der das Haus des Flamänders wie ein schützender Mantel deckte, würde das Volk bei der geringsten Gelegenheit die Male-maison in der Rue du Murier zerstört haben... Und doch war es Cornelius, der die ersten Maulbeerbäume (mûrier) in Tours gepflanzt hatte, weßhalb ihn die Bewohner der Touraine anfangs für einen guten Genius ansahen. Nun rechne einer auf Volksgunst! ...

Einige vornehme Herren, welche den Meister Cornelius außerhalb der Grenzen Frankreichs angetroffen hatten, waren über seine gute Laune erstaunt gewesen. Nur in Tours war er stets düster und nachdenkend, und dennoch kehrte er stets wieder dorthin zurück. Eine unerklärliche Macht führte ihn in sein schwarzes Haus in die Rue du Murier zurück. Gleich einer Schnecke, deren Leben auf das Innigste mit dem ihres Hauses verbunden ist, gestand er dem Könige, daß er sich nur hinter den verwitterten Mauern und hinter den Riegeln seiner kleinen Bastille wohl befinde, obgleich er recht gut wußte, daß dieser Ort nach dem Tode Ludwigs XI. der gefährlichste auf der Welt für ihn sein würde.

„Der Teufel erlustigt sich auf Unkosten unsers Gevatters Torçonnier! ...“ sagte Ludwig XI. einige Tage vor dem Allerheiligenfeste zu seinem Barbier. „Er klagt schon wieder, daß er bestohlen sei. Dies Mal kann er aber Niemand hängen lassen, er müßte denn sich selbst für den Gal-

gen ausliefern... Ist nicht dieser alte Schurke zu mir selbst gekommen, um mich zu fragen, ob ich vielleicht gestern aus Versehen eine Kette mit Rubinen beigesteckt habe, die er mir verkaufen wollte? ... — Hol' mich der Henker! ... ich werde doch das nicht stehlen, was ich nehmen kann! habe ich ihm geantwortet."

„Da wurde er gewiß angst," bemerkte der Barbier.

„Die Geizigen haben nur vor einer einzigen Sache Angst ..." antwortete der König, „und mein Gevatter Torçonnier weiß wohl, daß ich ihn nimmer ausplündern werde."

„Aber der alte Malandrine übernimmt Euch doch gar sehr! ..." versetzte der Barbier.

„Du möchtest wohl, daß dem so wäre ... he?" fragte der König und warf einen boshaften Blick auf den Barbier.

„Beim Bauch des Propheten! ... Sire, der Nachlaß ist ganz der Art, daß er nur zwischen Euch und dem Teufel getheilt werden kann! ..."

„Genug ..." sagte der König; „mache mir keine bösen Gedanken. Mein Gevatter ist weit treuer, als alle die, deren Glück ich begründet habe; vielleicht, weil er mir nichts schuldig ist! ..."

So lebte denn Meister Cornelius seit zwei Jahren ganz allein mit seiner alten Schwester, die für eine Hexe galt. Ein Schneider aus der Nachbarschaft behauptete, wie er sie oft bei nächtlicher Weile auf dem Dache sitzen gesehen habe, um zu rechter Zeit auf ihrem Besenstiele zum Hexensabbath zu reiten. Diese Thatsache schien um so außerordentlicher, als der alte Geizhals seine Schwester an jedem Abend in eine Kammer einschloß, deren Fenster mit Eisenstäben verwahrt waren.

So war denn Cornelius gealtert, während er stets bestohlen ward, und die Menschen fast täglich versucht hatten, ihn zu betrügen. Daher waren ihm die Menschen verächtlich geworden, bis auf den König, den er hoch schätzte. Später war er ein vollkommener Menschenfeind geworden, und dagegen war seine Liebe zum Gelde, die Verschmelzung des Goldes mit seiner eigenen Substanz immer größer geworden und, wie meist bei den Geizigen der Fall ist, mit dem Alter gestiegen. Selbst seine Schwester erregte seinen Verdacht, und doch war diese vielleicht noch geiziger und sparsamer, als ihr Bruder, den sie durch die Erfindungen ihres Filzes übertraf. Daher war auch ihr beiderseitiges Leben etwas Problematisches und Geheimnißvolles geworden. Die alte Frau kaufte so selten Brot bei dem Bäcker, sie erschien so selten auf dem Markte, daß endlich selbst diejenigen Beobachter, welche am wenigsten abergläubisch waren, vermeinten, die beiden wunderlichen alten Leute besäßen irgend ein Geheimniß des Lebens. Diejenigen, welche sich mit der Alchymie befaßten, behaupteten, daß Cornelius Gold zu machen verstehe. Die Gelehrten waren der Meinung, er habe eine Universal-Panacee erfunden. Er war ein chimärisches Wesen für manchen Fremden, der von den Bewohnern der Stadt etwas über ihn hörte, und Mancher betrachtete aus Neugierde die Vorderseite seines Hauses.

Der Edelmann saß auf der Bank vor dem Hause, welches dem des Meister Cornelius gegenüber war, und betrachtete abwechselnd das Hotel de Poitiers und die Male-maison. Der Mond beleuchtete alle hervorstehenden Punkte beider Häuser mit seinem Scheine, und färbte durch Mischungen von Schatten und Licht die Bildhauerarbeit an den Sim-

sen; zugleich aber erhielten beide Gebäude durch die Launen dieses bleichen Lichtes ein unheimliches Aussehen. Es schien, als habe die Natur selbst den Aberglauben rechtfertigen wollen, welcher in Bezug auf diese Wohnung allgemein war.

Der junge Mann erinnerte sich an alle die Gerüchte, welche Cornelius als eine zugleich merkwürdige und furchtbare Person darstellen; obschon ihn die Heftigkeit seiner Liebe den bestimmten Entschluß hatte fassen lassen, in dieses Haus einzutreten und so lange in demselben zu bleiben, bis er seine Pläne erfüllt hätte, so zögerte er doch, den letzten Schritt zu thun; und doch wußte er, daß er ihn thun würde. Wer hört aber nicht an den Scheidewegen des Lebens auf die Ahnungen des Herzens? Wer fühlt nicht eine gewisse Scheu, sich in die unbekannten Abgründe der Zukunft zu stürzen? Er war verliebt, und dennoch fürchtete er ... wunderliches Ding!

Diese geheime Selbstberathung war so grausam anziehend, daß er die Windstöße nicht fühlte, welche an ihm vorüberpfiffen und heulten. Wenn er bei Cornelius eintrat, so mußte er seinen Namen ablegen, wie er auch bereits die schönen Gewänder des Adels abgelegt hatte. Es war ihm im Fall des Unglücks untersagt, auf die Vorrechte seiner Geburt und auf den Schutz seiner Freunde Ansprüche zu machen, wenn er nicht die Gräfin von Saint-Vallier zugleich mit in sein Verderben verflechten wollte. Hätte der alte Ritter den nächtlichen Besuch eines Liebhabers ahnen können, so wäre er fähig gewesen, die Gräfin in einen eisernen Käfig bei langsamem Feuer zu rösten, oder sie in das Verließ irgend eines festen Schlosses zu werfen. Als der Edelmann die jämmerliche Kleidung anschaute, durch die er

sich unkenntlich gemacht hatte, da schämte er sich vor sich selbst; wenn er seinen Gürtel von schwarzem Leder, seine plumpen Schuhe, seine mit Tuch besetzten Strümpfe, seine Beinkleider von Beiderwand und sein Wamms von grauer Wolle anschaute, so kam er sich wie der Schreiber des ärmsten Gerichtsverwesers vor. Für einen Adligen des funfzehnten Jahrhunderts war es schon Todesqual, die Rolle eines armen Bürgerlichen zu spielen und den Vorrechten seines Standes zu entsagen.

„Aber auf das Dach des Hauses zu steigen, in welchem seine Geliebte weinte, durch den Rauchfang hinabzugleiten oder über die Galerien zu schleichen, von Dachrinne zu Dachrinne bis an das Fenster ihres Zimmers zu gelangen, sein Leben zu wagen, um neben ihr auf seidenem Polster zu liegen, neben ihr vor dem flackernden Feuer zu sitzen, während der unheimliche Gatte schlafe und sein Schnarchen ihre Wonne verdoppele; Himmel und Erde zu verspotten, indem er ihr die kühnsten aller Küsse gebe ... kein Wort zu sagen, durch das er sich nicht den Tod oder wenigstens einen blutigen Kampf zuziehen könnte! ...“ das waren wonnige Bilder, und die romantischen Gefahren dieser Unternehmung entschieden den jungen Mann. Mochte auch der Preis, den er durch seine Bemühungen erntete, noch so gering sein, mochte ihm auch weiter nichts gelingen, als daß er noch einmal die Hand der Gräfin küssen konnte, so beschloß er dennoch, Alles zu versuchen, und der ritterliche und leidenschaftliche Sinn der damaligen Zeit ermuthigte ihn. Dann meinte er auch, daß es die Gräfin nicht wagen würde, ihm inmitten der Todesgefahr die süßeste Freude der Liebe zu versagen. Dieses

Abenteuer war zu gefährlich, zu unmöglich, als daß er es nicht hätte wagen sollen.

In diesem Augenblicke wurde mit allen Glocken der Stadt Feierabend geläutet. Wurden die Lichter nicht verlöscht, so ließen die Viertelsmeister jetzt die Ketten vor die Straßen spannen. Viele Thüren schlossen sich; die Schritte einiger verspäteter Bürger, welche in Haufen mit ihren bis an die Zähne bewaffneten und Stocklaternen tragenden Dienern nach Hause eilten, wurden in der Ferne gehört. Dann schien die gewissermaßen geknebelte Stadt einzuschlafen und fürchtete nur noch den Einbruch der Diebe durch die Dächer. In jener Zeit waren nämlich die Firste der Häuser ein während der Nacht sehr häufig besuchter Weg. Die Straßen waren so schmal, und das selbst in Paris, daß die Diebe mit Leichtigkeit von einem Hause zum andern hinüberspraugen. Dieses gefährliche Handwerk diente dem Könige Karl IX. in seiner Jugend lange Zeit zur Ergötzung, wenn man den Chronikenschreibern der damaligen Zeit Glauben beimessen darf.

Da sich der Edelmann nicht zu spät bei Meister Cornelius zeigen wollte, so verließ er seinen Platz, um an die Thür der Male-maison zu pochen. Als er aber dieselbe anblickte, wurde seine Aufmerksamkeit durch eine Art von Erscheinung erregt, welche von den Schriftstellern jener Zeit eine gehörnte genannt worden wäre. Er rieb sich die Augen, als wollte er damit seinen Blick schärfen, und tausend verschiedene Gefühle durchzogen bei diesem Anblick seine Seele.

An jeder Seite dieser Thür erblickte man nämlich ein menschliches Antlitz zwischen den beiden Eisenstäben einer Art

von Schießscharte. Anfangs hatte er diese beiden Gesichter für groteske in den Stein gehauene Larven gehalten; sie waren von Runzeln durchfurcht, eckig, verzerrt, wunderlich hervorspringend, unbeweglich, von einer lohgahren Färbung, das heißt gebräunt; allein die Kälte und der Schein des Mondes erlaubten ihm die leichte weiße Wolke zu unterscheiden, welche in Folge der Athemzüge aus den beiden violetten Nasen hervortrat; dann entdeckte er in jedem dieser eingefallenen Gesichter unter dem Schatten der Augenbrauen zwei mattblaue Augen, welche helle Blitze sprühten und denen eines Wolfes glichen, der sich im Laube gelagert hat und das Gebell einer Meute zu hören glaubt. Diese unruhigen und blitzenden Augen waren so starr auf ihn gerichtet, daß er sich, nachdem er einige Zeit dieses wunderliche Schauspiel geprüft hatte, einem Wilde gleich vorkam, das von den Fanghunden gestellt wird. Eine leichte fieberhafte Bewegung ergriff ihn, doch wußte er dieselbe bald wieder zu unterdrücken. Diese beiden argwöhnischen Gesichter gehörten ohne Zweifel dem Meister Cornelius und seiner Schwester an. Der Edelmann stellte sich, als könne er sich nicht zurecht finden, und als suche er eine Wohnung zu unterscheiden, welche auf einer Karte angegeben war, die er aus seiner Tasche zog und bei dem Scheine des Mondes zu lesen versuchte; dann schritt er fest auf die Thür des Torçonnier zu und versetzte drei Schläge an dieselbe, welche so dumpf im Hause wiederhallten, als hätte er an die Thür eines Gewölbes gepocht.

Ein schwacher Lichtschein bewegte sich über die Hausflur und durch ein kleines ausnehmend festes Gitter blitzte ein Auge.

„Wer ist da?“

„Ein guter Freund, von Oosterlinck aus Brügge gesandt...“

„Euer Begehr?...“

„Einlaß...“

„Euer Name?“

„Philipp Schwarzmaul.“

„Habt Ihr ein Beglaubigungsschreiben?“

„Hier ist es!“

„Steckt es durch den Briefstock herein...“

„Wo ist er?“

„Links.“

Philipp Schwarzmaul warf den Brief durch die Spalte eines eisernen Briefstockes, über welchem sich eine jener Schießscharten ähnliche Oeffnung befand.

„Teufel!...“ dachte er, „man sieht, daß der König hier haus't... Das sind hier eben die Vorsichtsmaßregeln, wie in Plessis.“

Er wartete etwa eine Viertelstunde auf der Straße, und als diese Zeit verstrichen war, hörte er, wie Cornelius zu seiner Schwester sagte:

„Schließ die Fußeisen an der Thür.“

Ein Klirren von eisernen Ketten hallte nun durch die Hausflur; dann hörte Philipp, wie die Riegel zurückgeschoben wurden und die Schlösser knarrten; endlich öffnete sich eine kleine, niedrige und mit Eisen beschlagene Thür auf eine solche Weise, daß sie den spitzesten Winkel beschrieb, durch welche ein dünner Mann eintreten konnte, und Philipp zwängte sich vielmehr in die Male-maison, als daß er in dieselbe getreten wäre. Er lief dabei Gefahr, seine Klei-

dung an der Thür zu zerreißen; eine alte zahnlose Jungfer mit einem geigenähnlichen Gesichte, deren Augenbrauen den beiden Handhaben eines Kessels glichen, deren Nase und spitzes Kinn einander so sehr genähert waren, daß man keine Haselnuß dazwischen legen konnte; eine bleiche und keuchende Jungfer mit eingefallenen Schläfen, die nur aus Knochen und Sehnen zusammengesetzt schien, führte ihn schweigend in ein niedriges Wohnzimmer, während Cornelius wohlweislich hinter ihm herging.

„Setzt Euch," sagte sie zu ihm und deutete auf einen dreibeinigen Schämel, der neben einem großen Marmorkamin stand, dessen Herd aber so reinlich und so wenig geschwärzt war, daß man schließen konnte, es sei hier lange nicht geheizt.

An der andern Seite dieses Kamins stand ein Tisch von Nußbaumholz mit gewundenen Füßen. Auf dem Tische stand eine Schüssel, in dieser lag ein Ei und daneben sah man zehn oder zwölf kleine, harte und trockne Brotschnitten, die mit sorgsamer Sparsamkeit abgeschnitten waren. Zwei Schämel, auf deren einen sich die alte Jungfer setzte, deuteten darauf, daß die beiden Geizigen eben ihr Abendmahl halten wollten. Cornelius ging und stieß zwei eiserne Laden zu, wahrscheinlich um die Kucker zu schließen, durch welche er so lange auf die Straße geschaut hatte, worauf er seinen Platz wieder einnahm.

Nun sah der vorgebliche Philipp Schwarzmaul, wie der Bruder und die Schwester ihre Brotschnitten in das Ei tauchten, kaum aber dieselben benetzten, um solchergestalt die Dauer des Eies mit der Zahl der Schnitte in Einklang zu bringen. Sie handelten dabei mit vielem Ernst und mit

derselben Bestimmtheit, wie Soldaten, die auch zu gleicher Zeit mit ihren Löffeln in die gemeinschaftliche Schüssel fahren, damit Niemand zu kurz komme. Das Mahl wurde schweigend gehalten, Cornelius prüfte aber während desselben den angeblichen Lehrling mit einer solchen Sorgsamkeit und mit einem so großen Scharfblick, als hätte er alte Besans abgewogen.

Philipp fühlte einen eiskalten Mantel über seine Schultern fallen und wurde versucht, die ihn umgebenden Gegenstände zu betrachten; dabei verfuhr er jedoch so schlau, wie nur ein Verliebter verfahren kann, und hütete sich wohl, selbst nur einen verstohlenen Blick auf die Wände zu werfen, denn er begriff, daß Cornelius keinen Neugierigen in seiner Wohnung dulden würde. Er begnügte sich daher damit, seinen Blick bald bescheiden auf das Ei, bald auf die alte Jungfer zu richten, und bisweilen betrachtete er auch seinen zukünftigen Lehrherrn.

Der Silber-Kämmerer Ludwigs XI. hatte eine große Aehnlichkeit mit diesem Monarchen; er hatte sogar gewisse Gewohnheiten von diesem angenommen, wie das oft bei Leuten der Fall ist, die in einer Art Vertraulichkeit mit einander leben. Die dichten Brauen des Flamänders bedeckten fast dessen Augen, wenn er sie aber ein wenig emporzog, so schoß ein heller, durchdringender und kräftiger Blick hervor, der Blick der Leute, welche an die Einsamkeit gewöhnt sind und denen die Erscheinung der Concentration der innern Kräfte zur andern Natur geworden ist. Seine dünnen Lippen mit wagerechten Falten verliehen ihm den Anschein einer unglaublichen Schlauheit. Der untere Theil des Angesichts hatte eine entfernte Aehnlichkeit mit einer Fuchsschnauze;

allein die hohe, gewölbte, ganz mit Runzeln überdeckte Stirn schien auf große und schöne Eigenschaften zu deuten, auf einen Seelenadel, dessen Aufschwung durch die Erfahrung gemäßigt und durch die grausamen Lehren des Lebens ohne Zweifel in die verborgensten Falten dieses sonderbaren Wesens zurückgedrängt war. Gewiß war er kein gewöhnlicher Geizhals, und seine Leidenschaft barg ohne Zweifel tiefe Genüsse des Herzens, geheime Freuden.

„Wie stehen jetzt die Zechinen von Venedig?“ fragte er plötzlich seinen künftigen Lehrling.

„Drei Viertel in Brügge, eins in Gent.“

„Wie hoch steht jetzt der Scheldezoll?“

„Drei Sous parisisch.“

„Nichts Neues in Gent?“

„Der Bruder von Lieven d'Herde ist banquerout.“

„Ei! ...“

Bei diesem Worte bedeckte der Greis die Kniee mit einem Zipfel seiner Dalmatika. Es war das eine Art von Mantel von schwarzem Sammet, vorn offen und mit großen Aermeln, aber ohne Kragen. Der prachtvolle Stoff dieses Gewandes war durch sein Alter ganz glänzend geworden. Ehedem hatte Cornelius diese prachtvolle Tracht als Gerichtspräsident getragen, bei welchem Amte er sich die Feindschaft des Herzogs von Burgund zugezogen hatte. Jetzt war es nur noch ein Lumpen.

Philipp empfand keinen Frost; er schwitzte Angstschweiß in seiner Vermummung und fürchtete, daß noch mehr ähnliche Fragen folgen möchten. Bis jetzt hatten die oberflächlichen Belehrungen, die ihm Abends zuvor ein Jude gab, dem er das Leben gerettet hatte, hingereicht, und er ver=

dankte das nicht nur seinem Gedächtniß, sondern auch dem Umstande, daß der Jude mit den Sitten und Gewohnheiten des Meister Cornelius vollkommen vertraut war; allein der Edelmann, der im ersten Feuer seiner Begeisterung an nichts gezweifelt hatte, begann nun die ganze Schwierigkeit seines Unternehmens zu begreifen. Der feierliche Ernst, die Kaltblütigkeit des schrecklichen Flamänders wirkten auf ihn ein; dann gedachte er der Riegel und erinnerte sich, daß alle Stricke des Großprofoß dem Meister Cornelius zu Gebote standen...

„Habt Ihr zu Abend gespeist? ...“ fragte der Silberkämmerer mit einem Tone, welcher so viel bedeutete: Verlangt nur kein Abendessen von mir.

Ungeachtet der Betonung, mit welcher der Bruder die Worte aussprach, erbebte die alte Jungfer am ganzen Körper; sie blickte den jungen Tischgenossen an, als hätte sie ein Urtheil über die Fähigkeit des Magens fällen wollen, den sie in der Folge befriedigen sollte, und sagte dann mit einem falschen Lächeln:

„Ihr habt Euren Namen nicht gestohlen, denn Ihr habt Haare und einen Schnauzbart, die schwärzer sind, als der Schwanz des Teufels ...“

„Ich habe schon zu Abend gespeist! ...“ antwortete er.

„Nun!“ sagte der Geizige, „so kommt morgen wieder zu mir ... es ist schon so lange her, daß ich keinen Lehrling gehabt habe, und ich muß mich über Nacht erst bedenken.“

„Ei! beim heiligen Bavon, mein Herr, ich bin Flamänder; ich kenne hier Niemand; die Ketten sind schon vor die Straßen gezogen, man wird mich in das Gefängniß sper-

ren ... aber ... indeß," fuhr er fort, durch die Lebhaftigkeit erschreckt, mit welcher er seine Worte ausgesprochen hatte, „wenn es Euch beliebt, so will ich gehen..."

Der ausgestoßene Schwur hatte einen besondern Einfluß auf den Flamänder ausgeübt.

„Gut, gut! beim heiligen Bavon, Ihr sollt bei mir schlafen ..."

„Aber ..." sagte die Schwester erschreckt.

„Schweig ..." versetzte Cornelius. „Oosterlinck sagt in seinem Schreiben für diesen jungen Mann gut."

„Haben wir nicht hunderttausend Livres von Oosterlinck in den Händen?" sagte er dann und neigte sich an das Ohr seiner Schwester, „ist das keine hinreichende Bürgschaft?"

„Wenn er Dir aber die bayerischen Juwelen stöhle ... schau, er sieht mir mehr aus wie ein Räuber, als wie ein Flamänder ..."

„Bst! ..." machte der Greis und horchte. Seine Schwester horchte ebenfalls.

Fast unvernehmbar hörte man einen Augenblick nach dem „Bst" die fernen Tritte einiger Männer von der andern Seite der Stadtgräben herüber.

„Das ist die Runde von Plessis! ...." sagte die Schwester.

„Nun schnell, gieb mir den Schlüssel zu der Lehrlingskammer ..." sagte Cornelius.

Die alte Jungfer machte eine Bewegung, um die Lampe zu ergreifen.

„Willst Du uns ohne Licht allein lassen? ..." fragte Cornelius in einem leicht verständlichen Tone. „Kannst Du

in Deinem Alter noch nicht im Dunkeln gehen? ... Ist es denn so schwer, den Schlüssel zu finden? ..."

Die Alte begriff den unter jenen Worten verborgenen Sinn und ging.

Philipp Schwarzmaul schaute hinter dem wunderlichen Geschöpfe her, als es nach der Thür zuschritt, und konnte so seinem Herrn den Blick verheimlichen, welchen er verstohlener Weise auf das Zimmer warf. Dieses war mit einer Bekleidung von Eichenholz in Brusthöhe umgeben; darüber waren die Wände mit gelbem Leder überzogen, das mit schwarzen Arabesken verziert war; was ihn aber am meisten überraschte, war eine Luntenpistole, auf welcher noch ein langer Dolch steckte.

Diese neue und schreckliche Waffe fand sich also bei Cornelius.

„Wie gedenkt Ihr Euren Lebensunterhalt zu verdienen? ..." fragte ihn der Torçonnier.

„Ich habe wenig Geld," antwortete Schwarzmaul, „aber ich kenne gute Adressen und wenn Ihr mir nur einen Sou von jeder Mark geben wollt, die ich Euch verdienen werde, so bin ich schon zufrieden."

„Einen Sou! ... einen Sou! ..." wiederholte der Geizhals, „das ist viel Geld! ..."

Bei diesen Worten trat die alte Sybille ein.

„Kommt! ..." sagte Cornelius zu Philipp.

Sie gingen durch die gewölbte Hausflur und stiegen eine steinerne Wendeltreppe hinan, deren rundes Gehäuse sich an der Seite des Wohnzimmers in einem hohen Thurme befand. Im ersten Stock blieb der junge Mann stehen.

„Nein doch! ...“ sagte Cornelius. „Teufel! ... das ist hier das Zimmer, in welchem sich der König belustigt.“

Das Zimmer des Lehrlings fand sich erst in der Spitze des Thurmes, in welchem die Wendeltreppe angebracht war, unter einem spitzen Dache. Es war das ein kleines rundes Gemach, ganz von Steinen erbaut, kalt und ohne irgend eine Verzierung. Der Thurm stand in der Mitte der Hauptseite des Hauses, welche nach dem Hofe hin ging, und dieser Hof war, wie gewöhnlich in der Provinz, eng und düster; im Hintergrunde desselben erblickte man zwischen vergitterten Arcaden hindurch einen kümmerlichen Garten, in welchem nur Bäume standen.

Der Edelmann erblickte das Alles durch die fensterartigen Oeffnungen des Thurmes von der Wendeltreppe aus und beim Scheine des Mondes, der glücklicher Weise ein ziemlich helles Licht verbreitete.

Ein Ruhebett, ein Schämel, ein Krug und eine aus einander gefallene Truhe bildeten das ganze Geräth dieses runden Kämmerleins. Es erhielt sein Licht nur durch kleine viereckige Oeffnungen, welche in kleinen Zwischenräumen um den Thurm herum angebracht waren und dem Charakter jener anmuthigen Baukunst nach Verzierungen bilden sollten.

„Da ist Eure Wohnung; sie ist einfach, aber fest, und es fehlt nichts, was man zum Schlafen nöthig hat.“

„Gute Nacht! Macht es nicht wie die Andern, sondern bleibt hübsch drinnen.“

Als Cornelius diese Worte gesagt hatte, warf er noch einen letzten Blick auf seinen Lehrling und schien mit diesem Blicke tausend verschiedene Gedanken ausdrücken zu wollen. Dann schloß er die Thür, indem er den Schlüssel zwei Mal

umdrehte und dann abzog, worauf er die Treppe hinabging. Der junge Ritter aber war so verdutzt wie ein Glockengießer, welcher die Form öffnet und nichts in derselben findet.

So war er denn jetzt allein und ohne Licht auf diesem kleinen Boden, den seine vier Vorgänger nur verlassen hatten, um zum Schafot zu schreiten. Er saß auf seinem Schämel und kam sich vor wie ein wildes Thier, das man in einen Käfig gesperrt hat. Er stieg auf den Schämel und reckte sich auf die Spitzen der Zehen, um an die kleinen obern Oeffnungen zu reichen, durch welche ein bleiches Licht einfiel. Er erreichte dieselben, erblickte die Loire, die schönen Gefilde von Saint-Cyr und die finstern Wunder von Plessis, wo man noch zwei oder drei Fenster erleuchtet sah; weiter hin in der Ferne zeigten sich die schönen Gefilde von Touraine, die silbernen Wellen des Flusses. Die geringsten Zufälligkeiten in der Natur zeigten eine ungekannte Anmuth; die Fenster der Häuser, die Gewässer, die Firste der Dächer, Alles glänzte gleich Edelsteinen in dem zitternden Scheine des Mondes, der seinen ganzen Zauber entfaltete.

Der Geist des jungen Ritters konnte sich einer sanften und traurigen Rührung nicht erwehren... Wenn das ein Lebewohl gewesen wäre!...

Er blieb auf dem Schämel stehen und fühlte schon die schreckliche Herzensangst, die er im Voraus von seinem Abenteuer erwartet hatte; er überließ sich allen Befürchtungen eines Gefangenen, der noch einen Schimmer von Hoffnung hat. Jede Schwierigkeit ließ seine Geliebte in seinen Augen schöner erscheinen. Sie war kein Weib mehr für ihn, son-

dern ein übernatürliches Wesen, das er zwischen den Feuerbränden des Verlangens hindurch erblickte.

Da glaubte er ein schwaches Geschrei in dem Hotel de Poitiers zu vernehmen, und wurde dadurch zur Besinnung und zum Bewußtsein seiner wahren Lage zurückgeführt.

Als er sich auf sein Ruhebett legte, um über sein Unternehmen nachzudenken, hörte er ein leises Geräusch auf der Wendeltreppe; er lauschte sehr aufmerksam und vernahm die Worte:

„Er legt sich jetzt nieder ...“

Die alte Jungfer hatte diese Bemerkung gemacht, und ein von dem Baumeister übersehener Zufall bewirkte, daß das geringste Geräusch, welches auf der Treppe gemacht wurde, in dem Zimmer des Lehrlings wiederhallte, so daß dem falschen Schwarzmaul nicht eine einzige Bewegung des Geizhalses und seiner Schwester entging, von denen er beobachtet wurde. Er entkleidete sich, legte sich nieder und stellte sich, als schlafe er, während er die Zeit, daß seine beiden Wirthsleute noch auf den Stufen der Treppe standen, dazu anwandte, über die Mittel nachzudenken, wie er aus seinem Gefängnisse in das Hotel de Poitiers kommen könnte.

Gegen zehn Uhr waren Cornelius und seine Schwester überzeugt, daß ihr Lehrling schlafe. Sie begaben sich nun auf ihre eigenen Schlafzimmer. Der Edelmann prüfte sorgfältig das dumpfe und ferne Geräusch, welches die beiden Flamänder veranlaßten, und glaubte die Lage ihrer Zimmer zu erkennen. Sie mußten das ganze zweite Stock einnehmen. Nun war aber dieses Stock, wie bei allen Häusern in der damaligen Zeit, unter dem Dache, und die Fenster

desselben bildeten zierliche Erker, welche so weit hervorsprangen, daß sie mit der Vorderseite des Hauses in einer gleichen Linie lagen. Das Dach war von einer Art Balustrade umgeben, welche die Rinnen verbarg, die zur Ableitung des Regenwassers bestimmt waren und in phantastische Ausflußröhren endeten, die das Wasser durch Krokodilrachen auf die Straße hinauswarfen. Der junge Ritter hatte diese Topographie so sorgfältig geprüft, wie nur ein Kätzchen das gethan haben würde und rechnete darauf, einen Weg aus dem Thurme nach dem Dache zu finden und dann durch einen Kamin zu der Frau von Saint-Vallier zu gelangen. Er wußte noch nicht, daß die Fensteröffnungen seines Thurmes so klein waren, daß man unmöglich durch dieselben zu schlüpfen vermochte. Er beschloß demnach, durch das Fenster der Wendeltreppe, welches den Treppenabsatz zu dem zweiten Stock erleuchtete, auf das Dach des Hauses hinauszusteigen. Um diesen kühnen Plan auszuführen, mußte er aber vor allen Dingen erst sein Zimmer verlassen können und Cornelius hatte den Schlüssel desselben mitgenommen. Der junge Ritter hatte sich aus Vorsicht mit einem jener Dolche bewaffnet, mit denen man ehedem in Zweikämpfen auf Leben und Tod den Gnadenstoß gab, wenn der Gegner um denselben bat. Die Schneide dieser furchtbaren Waffe war fein wie die eines Rasirmessers, während der Rücken sägenartig war und die Zähne desselben nach dem Handgriffe zu standen. Der Ritter entschloß sich daher, diesen Dolch zu benutzen, um das Holzwerk der Thür um das Schloß her abzusägen. Zum Glück für ihn war die Schließkappe des Schlosses mit vier großen Schrauben befestigt. So konnte er denn mit Hilfe des Dolches, obgleich nicht ohne

viele Mühe, die Schließkappe abschrauben und dann das Schloß öffnen. Als er dies gethan hatte, legte er die Schrauben sorgfältig auf die Truhe und befand sich gegen Mitternacht in Freiheit. Sogleich stieg er ohne Schuhe die Treppe hinab, um die Oertlichkeiten kennen zu lernen.

Nicht ohne ein großes Erstaunen sah er die Thür eines Corridors weit geöffnet, durch welchen man in mehrere Zimmer gelangte und an dessen Ende ein Fenster war, das nach dem Dache hinausging, und zwar nicht weit von der Stelle war, wo sich die Dächer des Hotel de Poitiers und der Male-maison mit einander vereinigten.

Man kann sich seine Freude denken, wenn man erfährt, daß er in diesem Augenblicke das Gelübde that, der heiligen Jungfrau zu Ehren eine Messe in Tours zu stiften.

Nachdem er die hohen und breiten Schlote des Hotels de Poitiers betrachtet hatte, kehrte er nach seinem Kämmerchen zurück, um seinen Dolch zu holen. Da sah er nicht ohne einen Todesschreck ein helles Licht, welches die Treppe erleuchtete; dann erblickte er Cornelius selbst, der sich in seiner Dalmatika und mit der Lampe in der Hand vorn auf dem Corridor, einem Gespenste gleich, zeigte. Die weit geöffneten Augen des Meisters schauten nach dem Hintergrunde des Corridors.

„Oeffne ich jetzt das Fenster und springe auf das Dach hinaus, so wird er mich hören,“ dachte der junge Ritter.

In dieser äußersten Noth erlangte Schwarzmaul bald seine ganze Geistesgegenwart wieder, denn er war ja ein Verliebter. Er drückte sich in eine Thür und erwartete, daß der Geizhals an ihm vorübergehe. Als nun der Torçonnier, welcher seine Lampe vor sich hielt, gerade in dem

Windzuge war, den der Edelmann mit seinem Munde hervorbringen konnte, da löschte dieser Letztere ihm das Licht aus. Cornelius murmelte einige unverständliche Worte und einen holländischen Schwur, worauf er sich wieder zurückbegab. Nun eilte der Ritter nach seinem Kämmerchen, ergriff seine Waffe, kehrte zu dem willkommenen Fenster zurück, öffnete es leise und sprang auf das Dach hinaus. Als er erst in Freiheit war und unter dem Himmel, dessen sanftes Blau ihm jetzt lieblicher vorkam als je, da fühlte er fast seine Kräfte schwinden, weil er entweder zu glücklich war, oder weil ihn die Gefahr und Kühnheit seines Unternehmens in eine zu lebhafte Aufregung versetzt hatten. Er legte sich in eine Rinne, zitterte vor Wohlbehagen und fragte sich:

„Durch welchen Schlot werde ich nun zu ihr gelangen?"

Er betrachtete die sämmtlichen Schlote. Endlich flößte ihm die Liebe den Gedanken ein, alle zu befühlen, um den zu erkennen, in welchem Feuer gewesen wäre; als er sich dann entschieden hatte, stieß der kecke Ritter seinen Dolch in die Verbindung zwischen zwei Steinen, hing seine Strickleiter an denselben, warf sie durch die Mündung des Schlots hinab und wagte dann im Vertrauen auf seine gute Waffe und ohne zu zittern, zu seiner Geliebten hinabzusteigen. Zwar wußte er nicht, ob Saint-Vallier noch wache oder bereits schlafe. Aber er hatte sich entschieden, die Gräfin in seine Arme zu drücken und hätte es auch zwei Menschen das Leben kosten sollen...

Der glückliche Liebhaber setzte seine Füße leicht auf die noch warme Asche, beugte sich dann ein wenig und sah die Gräfin beim Scheine einer Lampe auf einem Sessel sitzen.

Bleich vor Glück und zitternd vor Freude, zeigte sie mit ihrem Finger auf Saint=Vallier, der zehn Schritt von ihr in einem Bette lag. . . O! wie glühend und leise war dieser Kuß! Nur in ihrem Herzen hallte er wieder.

---

2. Die Juwelen des Herzogs von Bayern.

Es war am folgenden Tage um neun Uhr Morgens, als Ludwig XI. seine Kapelle verließ, nachdem er die Messe gehört hatte, und Meister Cornelius erblickte, der schon seit einiger Zeit auf ihn gewartet hatte.

„Gute Geschäfte, Gevatter!“ sagte der König und rückte seine Mütze.

„Sire, ich würde gern tausend Thaler in Gold geben, wenn Ihr mich einen Augenblick anhören wolltet, denn ich habe jetzt den Dieb erhascht, der mir die Kette mit Rubinen und alle Juwelen . . .“

„Ei, das müssen wir erfahren,“ sagte Ludwig XI. und trat auf den Hof von Plessis, gefolgt von seinem Silber=Kämmerer, von Coctier, seinem Arzte, von Olivier le Daim und von dem Hauptmann seiner schottischen Leibwache. „Erzähle mir doch die Sache. Du lieferst uns also nochmals einen Galgenvogel? Holla! Tristan!“

Der Oberprofoß, welcher auf dem Hofe auf= und abschritt, näherte sich mit langsamen Schritten, gleich einem Hunde, welcher gehorcht und sich dabei mit seiner Treue brüstet.

Die Gruppe blieb unter einem Baume stehen. Der König setzte sich auf eine Bank, die Hofleute beschrieben einen Kreis um ihn und Cornelius erzählte:

„Sire, ein vorgeblicher Flamänder hat mich schön angekeilt. . .“

„Der muß verdammt pfiffig sein! . . .“ versetzte Ludwig XI. und richtete seinen Blick auf den Silber-Kämmerer.

„O, gewiß!“ antwortete Cornelius. „Aber der möchte Euch selbst an seinen Leimruthen fangen; wie hätte ich einem armen „Myn Heere“ mißtrauen sollen, der mir von Oosterlinck empfohlen war. Ich habe von Oosterlinck hunderttausend Livres in den Händen und wette daher, daß die Unterzeichnung des Juden nachgemacht ist. Kurz, Sire, heute Morgen fand ich die Juwelen geraubt, welche Ihr bewundertet, weil sie so schön waren. Sie sind sämmtlich zum Teufel, Sire! ... Die Juwelen des Kurfürsten von Bayern zum Teufel! Die Spitzbuben achten nichts mehr, sie würden Euch Euer ganzes Königreich rauben, wenn Ihr es nicht bewachen ließet. Sofort begab ich mich auf das Zimmer, in welchem jener Lehrling war, der wahrscheinlich ein Meister im Stehlen sein muß! . . . Dieses Mal fehlen uns die Beweise nicht. Er hat die Schrauben des Schlosses losgemacht; da aber bei seiner Rückkehr der Mond nicht mehr geschienen, so hat er auch nicht alle Schrauben wiederfinden können. Glücklicher Weise fühlte ich eine derselben unter meinem Fuße, als ich eintrat. Er schlief noch, der Schurke, weil er durch seine nächtlichen Arbeiten zu sehr ermüdet war! ... Nun denkt Euch, meine Herren, daß er durch den Kamin in mein Kabinet gestiegen ist. Morgen, oder lieber noch heute, werde ich den Kamin mit Eisenstäben verwahren lassen. Man lernt doch immer etwas von den Dieben. . . Er hat eine seidene Strickleiter bei sich und seine Kleidung trägt noch die Spuren des Weges, den er über

das Dach und durch den Schlot gemacht hat... Er glaubte bei mir zu bleiben und mich zu Grunde zu richten! ... der verwegene Gevatter! ... Wo mag er die Juwelen versteckt haben? ... Die in die Stadt kommenden Landleute haben ihn gesehen, wie er am frühen Morgen über das Dach zurückgekehrt ist... Er hatte Genossen, die ihn auf dem Damme erwarteten, welchen Ihr habt erbauen lassen. Ach! Sire, Ihr seid der Helfershelfer der Spitzbuben; auf Kähnen kommen sie angefahren und, hast du nicht gesehen! sie holen Alles fort und lassen keine Spur zurück; allein, wir haben jetzt den Hauptmann, diesen kühnen Schuft, einen Galgenschwengel, welcher der Mutter eines Edelmannes Ehre machen würde. Ha! er ist für den Galgen reif, und wenn wir ihn nur ein wenig auf die Folter spannen, so werden wir Alles von ihm erfahren! Der Ruhm Eurer Herrschaft wird dadurch wachsen. Unter der Regierung eines so großen Königs sollte es eigentlich gar keine Spitzbuben geben!"

Der König hatte schon lange nicht mehr auf ihn gehört. Er war in ein düsteres Nachsinnen verfallen, was in den letzten Tagen seines Lebens so häufig vorkam.

„Das geht Dich an, Gevatter ..." sagte er endlich zu Tristan; „geh', und bring' die Geschichte ins Reine."

Dann erhob er sich und entfernte sich um einige Schritte, seine Hofleute aber folgten ihm nicht, denn sie sahen, daß er allein bleiben wollte.

Cornelius bestieg sein Maulthier, um sich in Gesellschaft des Oberprofoß zu entfernen. Der König gewahrte das und rief ihm nach:

„Die tausend Thaler? ..."

„Ach! Sire, Ihr seid ein zu großer König! ... Es

giebt keine Summe, mit der man Eure Liebe zur Gerechtigkeit bezahlen könnte ...“

Ludwig XI. lächelte und die Hofleute beneideten den alten Silber-Kämmerer um seine Freimüthigkeit und Vorrechte; dieser aber verschwand bald in einer Allee von Maulbeerbäumen, die zwischen Tours und Plessis angepflanzt war.

Ermattet von seinen nächtlichen Anstrengungen lag der junge Edelmann in der That noch in den Armen des tiefsten Schlafes.

Bei der Rückkehr von seinem Liebesabenteuer hatte er, um sich gegen die entfernten oder eingebildeten Gefahren zu schützen, an die er vielleicht nicht mehr dachte, nicht mehr den Muth und Eifer gefühlt, mit welchem er seinen gefahrvollen Freuden entgegen gegangen war. Daher hatte er es auch auf den folgenden Tag verschoben, seine Kleidung zu reinigen und die Spuren des nächtlichen Abenteuers von derselben zu verwischen. Es war das ein großer Fehler, aber sein sehr gewachsener Muth ließ ihn denselben übersehen.

In der That vermochte er nicht alle Schrauben des verwünschten Schlosses zu finden, als er von seinem Feste der Liebe zurückkehrte, denn der Mond war indeß untergegangen. Auch fehlte es ihm an Geduld, und mit der Gleichgiltigkeit eines freudetrunkenen oder nach Ruhe dürstenden Mannes überließ er sich seinem guten Glück, das ihm bis dahin so wohl gedient hatte.

Er schloß gewissermaßen mit sich selbst eine Art von Vertrag, dem zufolge er am frühen Morgen erwachen mußte; allein die Ereignisse des verwichenen Tages und die Aufregungen der Nacht erlaubten ihm nicht, sich selbst Wort zu

halten. Das Glück ist so vergeßlich! Daher kam auch Cornelius selbst dem jungen Ritter nicht mehr so furchtbar vor, als er sich auf seine harte Ruhestätte niederwarf, von der schon so mancher Unglückliche nur darum erwacht war, um den Weg zur Richtstätte anzutreten. Durch diese Sorglosigkeit wurde die Gefahr vergrößert.

Während der Silber-Kämmerer des Königs in Begleitung des Oberprofoß und seiner furchtbaren Bogenschützen von Plessis les Tours zurückkehrte, wurde der falsche Schwarzmaul von der alten Schwester bewacht, welche unbekümmert um die Kälte auf einer Stufe der Wendeltreppe stand und für Cornelius Strümpfe strickte. Der junge Edelmann setzte im Traume die geheimen Wonnen dieser reizenden Nacht fort und ahnte das Unglück nicht, welches ihm spornstreichs entgegenkam. Seine Träume hatten, wie stets im jugendlichen Alter der Fall ist, eine so lebhafte Färbung, daß er nicht mehr wußte, wo die Täuschung anfing, oder die Wahrheit aufhörte.

Er glaubte auf einem Kissen zu sitzen, und zwar zu Füßen der Gräfin; sein Haupt ruhete auf den von Liebe glühenden Knieen der Dame, und er lauschte auf die Erzählung der Verfolgungen und der Tyrannei, welche der Graf bisher gegen seine Frau ausgeübt hatte. Er war gerührt über die Gräfin, welche in der That diejenige von den natürlichen Töchtern Ludwigs XI. war, welche derselbe am meisten liebte, und versprach ihr, daß er schon am folgenden Tage zu ihrem ernsten Vater gehen werde, um demselben Alles zu entdecken. Er würde gewiß die Ehe auflösen und den Gemahl in den Kerker werfen. In dem Traume gestaltete sich aber Alles weit lebhafter, als in der Wirklich-

keit: der Schein der Lampe war heller, das Feuer ihrer Augen lebhafter, die Farben der Stoffe und Tapeten zeigten sich glänzender; ein köstlicher Duft ging von der Nachtkleidung der Gräfin aus; es schwebte mehr Liebe in der Luft; es war ein stärkeres Feuer in ihrem Herzen angefacht, als in der Wirklichkeit der Fall gewesen war. Daher widerstand auch die Marie des Traumes weit weniger, als die wahre Marie, jenen schwärmerischen Blicken, jenen sanften Bitten, jenen zauberischen Fragen und wollüstigen Versuchungen, durch welche die ersten Augenblicke der Leidenschaft so vollkommen glühend werden und bei jedem neuen Fortschritte der Liebe eine neue Trunkenheit der Seele veranlaßt wird.

Nach der Jurisprudenz der Liebe zu jener Zeit zollte Marie von Saint-Vallier ihrem Liebhaber die oberflächlichen Steuern der kleinen Gans. Sie ließ sich willig die Füße, das Kleid, die Hände und den Hals küssen; sie gestand ihre Liebe und widersprach nicht, wenn der Geliebte sein Leben für sie zu opfern versprach; sie überließ sich einer Trunkenheit, welche durch jene strenge und oft grausame halbe Keuschheit noch vergrößert wurde; allein sie blieb unüberwindlich und bestimmte die höchsten Belohnungen der Liebe als den Preis ihrer Befreiung.

Wollte man in den damaligen Zeiten eine Ehe auflösen, so mußte man nach Rom gehen, einige Cardinäle für sich gewinnen und die Gunst des Königs als Fürsprecherin bei dem Papste besitzen. Marie wollte ihre Freiheit von der Liebe erhalten, um sie ihr wieder opfern zu können.

Fast alle Frauen besaßen damals hinreichende Macht, um ihre Herrschaft in dem Herzen eines Mannes so begrün-

den zu können, daß eine Leidenschaft zu der Geschichte eines ganzen Lebens, zu dem Prinzip der höchsten Entschließungen wurde! ... Die Damen waren damals unumschränkte Gebieterinnen, besaßen einen schönen Stolz und beherrschten ihre Geliebten mehr, als sie selbst sich beherrschen ließen; oft kostete ihre Liebe viel Blut, und man mußte sich mancher Gefahr unterziehen, um unter ihr Joch zu kommen.

Die Marie des Traumes war indeß gnädiger, war gerührter von der Aufopferung ihres Geliebten und vertheidigte sich nur wenig gegen die heftige Liebe des schönen Ritters. Welche von beiden war nun die wahrhafte? ...

Sah der falsche Lehrling im Traume das wahre Weib und hatte er im Hotel de Poitiers nur eine mit Tugend verlarvte Dame gesehen? Diese Frage ist schwer zu entscheiden, und die Ehre der Damen verlangt auch, daß sie unentschieden bleibe.

Der Augenblick war gekommen, wo die Marie des Traumes ihre ganze hohe Würde vergessen wollte, da fühlte sich der Liebhaber von eiserner Faust gepackt und die heisere Stimme des Oberprofoß krähte ihm zu:

„Heda! Freund Nachtwandler, der Ihr den lieben Gott auf den Dächern und in den Schornsteinen sucht, wacht auf! ...“

Philipp sah Tristans schwarzes Antlitz und erkannte sein spöttisches Lächeln. Dann erblickte er Cornelius und dessen Schwester auf den Stufen der Wendeltreppe, hinter ihnen aber die Bogenschützen des Oberprofoß.

Als Philipp Schwarzmaul dieses Schauspiel erblickte und alle diese höllischen Gesichter erschaute, welche entweder Haß athmeten, oder die unheimliche Neugierde an das Hän-

gen gewöhnter Menschen zeigten, da richtete er sich auf seinem Sitze auf und rieb sich die Augen.

„Beim Tode des Herrn! ...“ rief er aus und zog seinen Dolch unter dem Kopfkissen hervor, „jetzt ist es Zeit, mit den Messern zu spielen! ...“

„Oho! ...“ antwortete Tristan, „das ist ein Edelmann! ... Es scheint mir gar, als wäre es Georges d'Estouteville, der Neffe des Großmeisters der Armbrustschützen.“

Als der junge d'Estouteville seinen wahren Namen von Tristan aussprechen hörte, dachte er weniger an sich, als an die Gefahren, welchen seine unglückliche Geliebte ausgesetzt sein würde, wenn man ihn erkennte; um jeden Verdacht abzulenken, rief er aus:

„Beim Bauch des Propheten! zu mir, Ihr Schurken!“

Nach diesem furchtbaren Ausruf sprang der junge Hofmann wie ein wahrhaft Verzweifelnder empor, und stürzte mit dem Dolche in der Hand auf die Treppe hinaus. Aber die Gehilfen des Oberprofoß waren an solche Begegnungen gewöhnt, und kaum war Georges d'Estouteville auf der ersten Stufe, als sie ihn mit Gewandtheit ergriffen, ohne sich um den kräftigen Dolchstoß zu kümmern, den er nach einem von ihnen richtete, der aber glücklicher Weise an dem Brustharnisch abglitt; dann entwaffneten sie ihn, banden ihm die Hände und warfen ihn vor ihrem unbeweglich und nachdenkend dastehenden Anführer auf das Lager.

Tristan betrachtete schweigend die Hände des Gefangenen, kratzte sich den Bart und sagte zu Cornelius:

„Das sind eben so wenig die Hände eines Spitzbuben wie die eines Lehrlings... Der da ist ein Edelmann!“

„Sagt vielmehr ein Plündermann! ...“ versetzte weh-

müthig der Torçonnier; „denn, mein guter Tristan, mag er ein Adliger oder ein Sklav sein, jedenfalls ist er ein Schurke, der mich zu Grunde gerichtet hat! Ich möchte es wohl sehen, wenn ihm die Hände oder die Füße mit glühenden Zangen gezwickt oder in Eure niedlichen Halbstiefel eingeschraubt werden! ... Es bleibt kein Zweifel, er ist das Oberhaupt jener Legion von sichtbaren oder unsichtbaren Teufeln, welche alle meine Geheimnisse kennen, meine Schlösser öffnen, mich ausplündern und vielleicht noch ermorden... Sie haben schon viel dabei gewonnen, mein Gevatter! Ha! dieses Mal werden wir ihren Schatz erlangen, denn dieser hier scheint mir ganz der König von Aegyptenland zu sein; nun werde ich meine lieben Rubinen und meine beträchtlichen Summen wieder erlangen; unser würdiger König wird Thaler in Ueberfluß erhalten! ...“

„O! unsere Verstecke sind sicherer und fester, als die Eurigen!“ sagte Georges lächelnd.

„Ha! der verdammte Schurke! ... er gesteht ...“ rief der Geizhals aus.

Der Oberprofoß prüfte indeß aufmerksam die Kleidung des Gefangenen und das Schloß.

„Hast Du diese Vorstecker losgeschroben? ...“

Georges antwortete nicht.

„O! gut, schweig nur, wenn es Dir so beliebt; bald wirst Du auf der Folterbank Alles gestehen,“ antwortete Tristan.

„So sei es! ...“ sagte Cornelius.

„Führt ihn hinweg! ...“ gebot der Oberprofoß.

Nun bat Georges d'Estoutevilles um die Erlaubniß, sich ankleiden zu dürfen, und die Diener des Oberprofoß

zogen ihn sofort mit der Eile einer Amme an, welche einen ruhigen Augenblick ihres kleinen Schreihalses benutzen will.

Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich in der Rue du Murier. Das Murren des Volks wuchs mit jedem Augenblicke und schien auf den nahen Ausbruch eines Aufstandes zu deuten. Schon am frühen Morgen hatte sich die Nachricht von dem Diebstahle in der Nacht verbreitet, und da man sagte, daß der Lehrling ein junger und hübscher Mann sei, so hatte man allenthalben an ihm Theil genommen, während der Haß gegen Cornelius auf das Neue erwacht war. Es war kein junges Weib mit hübschen Händen und frischen Wangen in der Stadt, das nicht das neue Opfer hätte sehen mögen.

Als Georges von einem der Leute des Profoß fortgeführt wurde, der den Gefangenen an einem starken ledernen Riemen hielt, welcher an den gefesselten Händen festgebunden war, da entstand ein entsetzliches Toben und ein lautes Geschrei des Unwillens ließ sich vernehmen. Die Hinteren stürzten sich auf die Vorderen und drängten diese auf den Reiterhaufen, welcher vor der Male-maison stand.

In diesem Augenblicke verschloß Cornelius, von seiner Schwester dabei unterstützt, die Thür und schlug auch die Laden der Fenster mit jener Eile zu, welche durch einen panischen Schrecken veranlaßt wird. Tristan dagegen war nicht gewohnt, die Menschheit jener Zeit zu achten, weil das Volk damals noch nicht souverain war, und hatte daher auch keine Furcht vor einem Volksaufstande.

„Vorwärts! ... vorwärts! ...“ rief er seinen Leuten zu.

Als die Bogenschützen den Befehl ihres Herrn vernom-

men hatten, galopirten sie nach dem Ausgange der Straße hin. Einer oder zwei Neugierige wurden von den Pferden niedergeworfen und einige Andere heftig gegen die Mauern gequetscht, das übrige versammelte Volk aber nahm daran ein Beispiel und begab sich klüglich nach Hause zurück.

„Platz für die Gerechtigkeit des Königs! ...“ rief Tristan. „Was habt Ihr denn hier zu schaffen? ... Wollt Ihr auch gehängt werden? Geht nach Hause, Freunde, Euer Braten möchte anbrennen! ... He! Frau dort, in Deines Mannes Strümpfen sind Löcher, nimm die Stopfnadel zur Hand.“

Obgleich diese Reden andeuteten, daß der Oberprofoß bei guter Laune sei, so eilten dennoch alle Zuschauer hinweg, als hätte er den schwarzen Tod hinter ihnen drein gejagt.

In dem Augenblicke, als der erste Aufruhr der versammelten Menge Statt fand, war Georges d'Estouteville von einem tiefen Kummer darnieder geschmettert, denn er sah an einem der Fenster des Hotels de Poitiers seine liebe Marie de Saint-Vallier, welche mit dem Grafen plauderte und lachte. Sie spottete vielleicht über ihn, über den armen Liebhaber, der sich für sie aufgeopfert hatte und nun zum Tode ging; vielleicht belustigte sie sich aber auch über die, deren Mützen von den Bogenschützen abgeschlagen wurden.

Man muß dreiundzwanzig Jahr alt sein, seine Täuschungen noch nicht verloren haben, noch an die Liebe einer Frau zu glauben wagen, selbst mit aller Kraft seines Herzens lieben, mit Freude sein Leben um eines Kusses willen gewagt haben, um die Wuth, den Haß und die Verzweiflung zu begreifen, von denen Georges d'Estouteville ergriffen wurde,

als er seine Geliebte heiter scherzend erblickte und sah, wie sie kalt und gleichgiltig auf ihn herabschaute. Ohne Zweifel hatte sie schon lange am Fenster gestanden, denn sie stützte ihren Arm auf ein Kissen, sie hatte es sich bequem gemacht und ihr Greis schien zufrieden. Er lachte sogar, der verdammte Buckel. . .

Einige Thränen entrannen den Augen des jungen Mannes. Als Marie de Saint-Vallier ihn weinen sah, trat sie rasch zurück. Da trockneten plötzlich die Thränen des Ritters, denn er sah die schwarzen und rothen Federn des ihm ergebenen Pagen.

Der Graf hatte die Annäherung des verschwiegenen Dieners nicht bemerkt, da derselbe warscheinlich auf den Zehen herbeigeschlichen war.

Als der Page wenige Worte seiner Gebieterin in das Ohr gesagt hatte, trat Marie wieder an das Fenster, entzog sich den ewigen Forscherblicken ihres Tyrannen und schaute auf Georges hinab, während in ihren Augen die ganze Schlauheit eines Weibes erglänzte, das seinen Argus betrügt. Zugleich erkannte man in ihren Blicken das Feuer der Liebe und alle Freuden der Hoffnung.

„Ich beschütze Dich! ...“ Hätte sie ihm diese Worte zugerufen, so hätte sie damit noch nicht so viel gesagt, wie ihr Blick sagte, in welchem tausend Gedanken zu liegen und aus welchem der ganze Schrecken, alle Freuden und die Gefahr ihrer gegenwärtigen Lage zu leuchten schienen.

Das hieß aus dem Himmel in die Hölle, und aus der Hölle wieder in den Himmel gehen. Der leichtsinnige und zufriedene junge Ritter schritt daher heiter seiner Marter entgegen und meinte, daß alle Schmerzen der Folter mehr

als hinreichend durch die Wonnen seiner Liebe aufgehoben würden.

Als Tristan die Rue du Murier verließ, hielten seine Leute bei dem Anblick eines Officiers der schottischen Leibwache an, der ihnen mit verhängtem Zügel entgegen sprengte.

„Was giebt es? ...“ fragte Tristan.

„Nichts, was Euch angeht,“ anwortete gleichgiltig der Officier. „Der König sendet mich zu dem Grafen und der Gräfin von Saint-Vallier, um sie zum Mittagessen einzuladen.“

Der Oberprofoß hatte den Damm von Plessis noch nicht erreicht, als der Graf und dessen Frau bereits an ihm vorbeiritten. Sie saß auf einem weißen Maulthiere und er ritt auf seinem Pferde. Die beiden Pagen folgten. Der Zug war nur sehr langsam vorwärts geschritten, da Georges zu Fuß zwischen zwei Wächtern schritt, von denen der eine den ledernen Riemen hielt, an welchen er gebunden war. Tristan, der Graf und dessen Frau ritten natürlich voraus und der Verbrecher folgte. Der junge Page mischte sich unter die Bogenschützen, plauderte mit denselben und sprach dabei auch mit dem Gefangenen, indem er solchergestalt eine günstige Gelegenheit erlauschte, um ihm mit leiser Stimme sagen zu können:

„Ich bin über die Mauern des Gartens gesprungen und nach Plessis gelaufen, um dem Könige einen Brief von meiner Gebieterin zu überbringen. Sie glaubte fast des Todes sein zu müssen, als sie den Diebstahl erfuhr, dessen Ihr beschuldigt seid. Fasset indeß Muth, sie wird für Euch sprechen.“

So hatte denn also die Gräfin bereits einen Beweis von

der Kraft und Verschlagenheit der Liebe gegeben, und wenn sie gelacht hatte, so war das nur eine Folge des Heldenmuths gewesen, von welchem die Frauen oft in der schwierigsten Lage des Lebens die schönsten Beweise liefern.

Ungeachtet der Verfasser des Quentin Durward den wunderlichen Einfall gehabt hat, das königliche Schloß Plessis les Tours auf eine Anhöhe zu verlegen; so müssen wir uns dennoch entschließen, es an der Stelle zu lassen, wo es sich damals befand, nämlich in der Ebene, an zwei Seiten von dem Cher und der Loire geschützt, an einer dritten durch den Kanal Saint-Anne, welchen Ludwig XI. zu Ehren seiner geliebten Tochter, der Frau von Beaujeu, also genannt hatte. Dieser Kanal vereinigte die genannten beiden Flüsse zwischen Tours und Plessis und diente solchergestalt nicht nur als ein bedeutendes Festungswerk für das Schloß, sondern lieferte auch eine köstliche Handelsstraße. Nach der Seite von Bréhémon hin erstreckte sich eine große und fruchtbare Ebene, die aber ebenfalls von dem Park durch einen Graben geschieden wurde, auf dessen Breite und Tiefe man noch jetzt von den vorhandenen Ueberresten schließen kann.

Zu einer Zeit, wo die Macht des schweren Geschützes noch in ihrer Kindheit lag, konnte demnach die Lage von Plessis, welches Ludwig XI. so lange Jahre bewohnte, für unüberwindlich gelten.

Das von Backsteinen und Bruchsteinen erbaute Schloß hatte weiter nichts Bemerkenswerthes, als daß es von den schönsten Baumgruppen umgeben war; aus den Fenstern desselben hatte man durch die in den Park gehauenen Alleen die schönsten Fernsichten von der Welt. Ueberdieß erhob sich in der Nähe dieses einsamen Schlosses kein anderes Gebäude,

welches mit demselben zu wetteifern vermocht hätte, da es genau in dem Mittelpunkte der kleinen Ebene lag, welche der König auf allen vier Seiten durch Wasserbetten von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten hatte.

Wenn man den Ueberlieferungen glauben darf, so bewohnte Ludwig XI. den östlichen Flügel und konnte aus seinem Zimmer den Lauf der Loire übersehen, so wie jenseits des Flusses das niedliche Thal, welches die Choisille bewässert, und einen Theil der Hügelreihen von Saint-Cyr; dann beherrschte er durch die nach dem Hofe gehenden Fenster den Eingang zu seiner Feste und den Damm, durch welchen er seinen Lieblingssitz mit der Stadt Tours verbunden hatte.

Der mißtrauische Charakter dieses Monarchen verleiht diesen Vermuthungen eine gewisse Bestimmtheit. Hätte Ludwig XI. bei dem Bau seines Schlosses den Luxus der Architectur angewandt, welchen später Franz I. in Chambord entfaltete, so hätten vielleicht alle folgenden Könige von Frankreich ihren Wohnsitz in der Touraine gewählt. Es reicht hin, die bewundernswürdige Lage und die zauberischen Fernsichten zu sehen, um sich zu überzeugen, daß dieses königliche Schloß eine weit herrlichere Lage hat, als alle andern.

Ludwig XI. war damals siebenundfunfzig Jahr alt, hatte kaum noch drei Jahr zu leben und fühlte schon die Annäherung des Todes. Er war befreit von seinen Feinden, stand auf dem Punkte, Frankreich durch alle Besitzungen des Herzogs von Burgund zu vergrößern, da Desguerdes, der Commandant seiner Truppen in Flandern, mit allem Eifer die Unterhandlungen wegen einer Vermählung zwischen dem Dauphin und Margarethe, der Erbin von Burgund,

betrieb; er hatte sein Ansehen allenthalben auf den höchsten Gipfel gebracht, die glücklichsten Verbesserungen ausgedacht, und sah dennoch, wie die Welt und die Zeit ihm entschlüpfte, und nur die Leiden seines Alters ihm blieben. Selbst von denen getäuscht, die er beglückt hatte, war sein natürliches Mißtrauen durch die gemachten Erfahrungen noch vermehrt. Der Wunsch zu leben wurde für ihn der Egoismus eines Königs, der sich seinem Volke eingefleischt hat, und er wollte daher sein Leben verlängern, um seine gewaltigen Pläne ausführen zu können.

Ludwig XI. dachte schon an alle die Veränderungen, welche später der Verstand der Publicisten und der Genius der Revolutionen in der Monarchie eingeführt hat. Die Einheit der Abgaben, die Gleichheit der Unterthanen vor dem Gesetze (damals war aber der König noch das Gesetz), das waren die Gegenstände seiner kühnen Versuche. Erst am Tage vor dem Feste Allerheiligen hatte er geschickte Goldarbeiter zu sich entboten, um Einheit des Gemäßes und Gewichts in Frankreich mit ihnen zu besprechen, gleich wie er die Einheit der Macht bereits hergestellt hatte. So schwebte denn dieser große Geist einem Adler gleich über dem ganzen Reiche, und Ludwig XI. verband mit der Vorsicht des Königs die natürliche Wunderlichkeit auf einer geistigen Höhe stehender Männer.

In keiner Zeit ist diese große Gestalt poetischer und schöner gewesen. Es war das eine fast unerhörte Vereinigung von Widersprüchen! ... Eine große Kraft in einem hinfälligen Körper; ein an die Dinge hienieden ungläubiger Geist, der doch auch wieder mit Aberglauben an religiösem Mummenschanz hing; ein Mann, der mit zwei Mächten

rang, die kräftiger waren als die seinigen: mit der Gegenwart und der Zukunft; mit der Zukunft, in der er ewige Verdammnisse zu fürchten hoffte, weßhalb er der Kirche so viele Opfer brachte; mit der Gegenwart, oder mit andern Worten, mit seinem Leben selbst, in dessen Namen er den Befehlen seines Arztes Coictier gehorchte. Dieser König, der Alles vor sich niederschmetterte, wurde vielleicht selbst von Gewissensbissen niedergeschmettert, und vielleicht noch mehr durch die Krankheit. Es war das der riesige und stets großartige Kampf eines Mannes, der gegen die Natur selbst die Lanze einlegt.

Ludwig XI. war von einem kurzen Lustgange zurückgekehrt und erwartete die für das Mittagessen festgesetzte Zeit, damals die elfte oder zwölfte Stunde des Tages, während er neben dem Kamine seines Zimmers in einem großen und ausgepolsterten Lehnsessel saß.

Olivier le Daim und der Arzt Coictier sahen einander an, ohne ein Wort zu sagen, und blieben in der Brüstung eines Fensters stehen, weil sie den Schlaf ihres Herrn achteten.

Man hörte kein anderes Geräusch, als das der Schritte der beiden dienstthuenden Kammerherren, des Herrn von Montrésor und Bridoré, und des Herrn Jean Dufou, Ritters von Montbazon. Diese beiden Herren aus der Touraine gingen in dem Vorsaale auf und ab und blickten auf den Hauptmann der schottischen Leibwache, der seiner Gewohnheit zufolge wahrscheinlich ebenfalls auf seinem Sitze eingeschlafen war.

Der König schien zu schlummern. Sein Haupt war auf die Brust gesunken, seine tief in die Stirn gesunkene Mütze

verdeckte fast vollkommen die Augen, und er schien auf seinem mit der königlichen Krone gezierten hohen Sitze zusammengesunken zu sein, gleich einem Manne, der inmitten eines ernsten Nachdenkens eingeschlafen ist.

In diesem Augenblicke kam Tristan mit seinem Gefolge über die Brücke Saint-Anne, die etwa zweihundert Schritte von den Thoren von Plessis über den Kanal führte.

„Was ist das? ...“ fragte der König.

Die beiden Hofleute fragten einander mit einem verwunderten Blicke.

„Er träumt! ...“ sagte Coictier ganz leise.

„Beim Geier!“ versetzte Ludwig XI., „glaubt Ihr, ich sei nicht bei Verstande? ... Es gehen Leute über die Brücke! ... Es ist wahr, ich sitze hier neben dem Kamine und muß also wohl das Geräusch leichter hören, als Ihr Anderen! ... Es beruht das auf einer natürlichen Wirkung, die man vielleicht vortheilhaft benutzen könnte.“

„Welch ein Mann! ...“ sagte le Daim.

Ludwig XI. erhob sich und trat an dasjenige seiner Fenster, von welchem aus er nach der Stadt sehen konnte; er erkannte den Profoß und versetzte:

„Ha! da kommt mein Gevatter mit seinem Räuber; und da kommt auch meine kleine Mare de Saint-Vallier. Ich hatte die ganze Sache vergessen. ..“

„Olivier,“ fuhr er dann fort und wandte sich an den Barbier, „geh' zu Dufou und sage ihm, daß er uns guten Wein von Bourgneil bei Tische auftrage, auch soll der Koch die Lamprete nicht verderben lassen. ..“

„Darf ich Lamprete essen? ...“ fuhr er dann fort und blickte Coictier mit zagender Miene an.

Der Diener prüfte statt aller Antwort das Antlitz seines Herrn.

Die beiden Männer hätten ein köstliches Gemälde abgegeben.

Die Romantiker und die Geschichtschreiber haben uns oft genug den Mantel von braunem Camelot und die Beinkleider von gleichem Stoffe beschrieben, welche Ludwig XI. trug. Seine mit bleiernen Medaillen besetzte Mütze und sein Halsschmuck mit dem Orden des heiligen Michael sind nicht weniger bekannt. Kein Schriftsteller, kein Maler hat uns jedoch das Antlitz dieses furchtbaren Monarchen in seinen letzten Augenblicken geschildert; das krankhafte, eingefallene, gelbe und braune Antlitz, dessen Züge eine bittere Schlauheit, eine kalte Ironie ausdrückten. Es lag auf seiner Stirn ein Ausdruck, wie man ihn nur bei großen Männern finden kann, und auf jeder Runzel schienen tiefe Gedanken zu wohnen; in dem Ausdruck seiner Wangen und seiner Lippen las man dagegen etwas Gemeines und Alltägliches. Wenn man gewisse Einzelnheiten dieser Physiognomie sah, so hätte man glauben können, sie gehöre einem durch Ausschweifungen aufgeriebenen alten Weinbauer an, oder einem geizigen Geschäftsmanne; allein durch diese entfernten Aehnlichkeiten, durch die Abgelebtheit des sterbenden Königs blickte überall das Gesetz, der König, der Mann von Willen und Thatkraft hindurch. Seine fast hellgelben Augen schienen erloschen, allein dennoch bemerkte man in ihnen einen Funken des Muths und des Zornes, und es konnten Flammen aus ihnen sprühen, die Alles zu verzehren vermochten.

Der Arzt war ein dicker und plumper Mann, schwarz

gekleidet, mit einem blühenden Antlitz, festen, habsüchtigen und wichtig thuenden Blicken.

Diese Personen bildeten also ein Gemälde, dessen Rahmen das Zimmer selbst darstellte, das mit Nußbaumholz getäfelt und mit flandrischen Hauteliſſe-Tapeten geschmückt war. Die Decke war durch Rauch geschwärzt. Das Stubengeräth, das Bett und alles Andere war mit zinnenen Arabesken bedeckt, die vielleicht heutiges Tags weit kostbarer scheinen würden, als sie damals wirklich waren; denn in jener Zeit begannen die Künste eine Menge von Meisterwerken zu liefern.

„Die Lamprete taugt nicht für Euch! ...“ antwortete der Physicien.

Dieser Name hatte erst neuerlich den des maître-myrrhe verdrängt und ist den Aerzten in England bis auf unsere Tage verblieben. Damals beehrte man die Aerzte allgemein mit diesem Titel.

„Was werde ich also essen? ...“ fragte demüthig der König.

„Ente mit Salz... Ueberdieß ist jetzt die Galle bei Euch zu sehr in Aufregung, und Ihr könntet durch andere Gerichte ein Kind des Todes werden.“

„Wirklich! ...“ versetzte der König von Schrecken ergriffen.

„Ei! Sire, ermuthigt Euch, dafür bin ich da! ... Versucht nur, Eure ganze Ruhe zu erhalten und Euch eine Freude zu bereiten.“

„Ach!“ versetzte der König, „ehedem gelang meiner Tochter dieses schwierige Handwerk sehr oft.“

In diesem Augenblicke pochte Imbert de Bastarny, Herr

von Montrésor und Bridoré, an die Thür des königlichen Zimmers; auf erhaltene Erlaubniß trat er ein und kündigte den Grafen und die Gräfin von Saint-Vallier an.

Ludwig XI. gab ein Zeichen und Marie erschien, gefolgt von ihrem alten Gemahl, der ihr den Vortritt ließ.

„Guten Tag, meine Kinder! ...“ sagte der König.

„Sire,“ antwortete die Dame mit leiser Stimme, während sie ihm einen Kuß gab, „ich möchte insgeheim mit Euch sprechen. ..“

Ludwig schien diese Worte nicht gehört zu haben. Er wandte sich nach der Thür und rief mit hohler Stimme:

„Holla, Dufou! ...“

Dufou, Herr von Montbazon, und überdieß Oberschenk von Frankreich, erschien in großer Eile.

„Sprich sogleich mit dem Haushofmeister; ich muß eine Ente essen ... dann kannst Du zu der Frau von Beaujeu gehen und ihr sagen, daß ich heute allein speisen werde.“

„Wißt Ihr auch, Madame,“ fuhr dann der König fort, „indem er sich etwas erzürnt stellte, „daß Ihr mich sehr vernachlässigt? ... Es ist nun bald drei Jahre her, daß ich Euch nicht gesehen habe. ..“

„Nun kommt, liebes Kind! ...“ fuhr er darauf fort, setzte sich und reichte ihr seine Arme entgegen. .. „Ihr seid sehr abgemagert! ...“

„Und warum laßt Ihr sie abmagern?“ wandte sich dann Ludwig XI. plötzlich an Herrn von Poitiers.

Der Eifersüchtige warf einen so furchtsamen Blick auf seine Frau, daß diese fast Mitleid mit ihm empfand.

„Es ist Folge ihres zu großen Glücks! ...“ antwortete er.

„Ei! Ihr liebt Euch also zu glühend,“ sagte der König und hielt seine Tochter zwischen seinen Knieen. „Ich sehe, daß ich Recht hatte, wenn ich Dich **Marie pleine de grace** nannte.“

„Coictier, verlaßt uns! ...“

„Was verlangt Ihr von mir? ...“ fragte er dann seine Tochter in dem Augenblicke, als sich der Arzt entfernte; „da Du mir heute Morgen einen ...“

In dieser Gefahr legte Marie kühn ihre Hand auf den Mund des Königs und sagte zu ihm:

„Ich habe Euch immer mehr Verschwiegenheit und Scharfblick zugetraut...“

„Saint=Vallier,“ sagte der König lachend, „ich glaube, Bridoré wollte Euch etwas sagen.“

Der Graf ging, allein er machte eine Bewegung mit der Schulter, welche seiner Frau bekannt genug war; diese errieth alle Gedanken ihres Mannes und glaubte, daß er ihre böse Absicht ahne.

„Sag mir, mein Kind, wie findest Du mich? ... He! — Habe ich mich sehr verändert?“

„Sire, verlangt Ihr die klare Wahrheit, oder wollt Ihr, daß ich Euch täusche?“

„Nein ...“ sagte er mit leiser Stimme, „es thut Noth, daß ich aufrichtig erfahre, wie es mit mir steht! ...“

„Dann muß ich Euch bekennen, daß Ihr heute nicht wohl aussehr! ... Möge indeß meine Wahrheitsliebe dem Erfolge meiner Angelegenheit nicht schaden...“

„Was ist das für eine Angelegenheit? ...“ fragte der König, indem er die Brauen zusammenzog und mit seinen Händen über die Stirn fuhr.

„Sire,“ sagte sie, „der junge Mann, den Ihr bei Eurem Silber-Kämmerer Cornelius habt festnehmen lassen, und der sich in diesem Augenblicke in den Händen des Oberprofoß befindet, ist an dem Juwelendiebstahle unschuldig.“

„Und woher weißt Du das? ...“ fragte der König.

Marie senkte das Haupt und erröthete.

„Ich darf wohl nicht erst fragen, ob dahinter eine Liebschaft steckt? ...“ bemerkte Ludwig XI. und richtete das Haupt seiner Tochter sanft wieder empor, während er ihr Kinn streichelte.

„Könnt Ihr mir nicht einen Gefallen thun, ohne das Geheimniß meiner Gedanken zu verletzen?“

„Was hätte ich davon für Vergnügen? ...“ versetzte der König, der in dieser Angelegenheit einen Gegenstand zu seiner Erheiterung erblickte.

„Ach! Ihr wollt Euch durch meinen Kummer Vergnügen verschaffen? ...“

„O! Schlaukopf ... traust Du mir denn nicht?“

„Zunächst, Sire, laßt jenen Edelmann in Freiheit setzen.“

„Ei! es ist also ein Edelmann? ...“ sagte der König. „Es ist also kein Lehrling?“

„Wahrlich, er ist unschuldig! ...“ antwortete sie.

„Ich werde dadurch nicht klug!“ sagte der König kalt. „Ich bin die höchste Gerichtsperson meines Königreichs und muß die Missethäter strafen..“

„Laßt diese bekümmernde Miene wieder fahren und schenkt mir das Leben dieses jungen Mannes!“

„Damit würde ich Euch Euer Eigenthum zurückgeben?“

„Sire,“ sagte sie, „ich bin klug und tugendhaft ... Ihr scherzt..“

„Dann verstehe ich kein Wort von der ganzen Geschichte,“ sagte Lugwig XI., „wir müssen es demnach Tristan überlassen, die Sache aufzuhellen...“

Marie de Sassenage erbleichte, doch zwang sie sich zu fast übermenschlichen Anstrengungen und sagte:

„Ich versichere Euch, daß Ihr in Verzweiflung gerathen würdet, wenn ich Euch Alles gestehen wollte! ... Der angebliche Verbrecher hat nichts gestohlen... Wollt Ihr mir seine Gnade bewilligen, so werde ich Euch Alles entdecken und sollte auch Eure Strafe auf mich fallen.“

„Oho! ... die Sache wird ernsthaft!“ sagte Ludwig XI. und schob seine Mütze auf die Seite; „rede, meine Tochter.“

„Nun,“ fuhr sie darauf mit leiser Stimme fort und legte ihren Mund an des Vaters Ohr; „dieser Edelmann ist die ganze Nacht bei mir gewesen...“

„Es ist recht wohl möglich, daß er bei Dir gewesen ist und zu gleicher Zeit Cornelius bestohlen hat...“

„Sire, Euer Blut fließt in meinen Adern und Ihr mögt daher glauben, daß ich keinen Schurken lieben werde... Dieser Edelmann ist der Neffe des General-Capitains Eurer Armbrustschützen...“

„Muth gefaßt! ...“ sagte der König. „Du bist sehr schwierig mit Deiner Beichte.“

Bei diesen Worten stieß Ludwig XI. seine Tochter fern von sich hinweg. Die Edeldame erbebte darüber, der König aber schlich auf den Zehen seiner Füße, so daß er kein Geräusch machte, nach der Thür.

Schon seit einem Augenblicke hatte ihn die Helligkeit eines Fensters im Vorsaale, welches sein Licht unter der Thür durchwarf, erlaubt, den Schatten der Füße eines Neu=

gierigen zu sehen, welcher durch die Spalte zwischen der Thür und dem Fußboden in sein Zimmer fiel.

Er öffnete rasch die Thür und überraschte den Grafen von Saint-Vallier beim Horchen.

„Zum Henker! ...“ rief er aus, „das ist eine Verwegenheit, welche mit dem Tode bestraft zu werden verdient!“

„Sire,“ antwortete Saint-Vallier mit Festigkeit, „ich will lieber, daß mir das Haupt abgeschlagen werde, als daß ich die eheliche Zierde an meiner Stirn trage.“

„Ihr könnt beides erlangen! ...“ sagte Ludwig XI. „Keiner von Euch ist von diesen beiden Schwachheiten frei. Begebt Euch in den andern Saal zurück.“

„Conyngham! ...“ rief der König und wandte sich an den Hauptmann seiner Leibwache, „Ihr schlaft wohl? ... Wo ist Herr von Bridoré? ... Bewacht Ihr mich nicht besser? ... Bei Gott! der geringste Bürger von Tours wird besser bedient als ich!“

Als Ludwig XI. auf solche Weise gezürnt hatte, trat er in sein Zimmer zurück, zog aber hinter sich den Thürvorhang von Teppichen zusammen, welcher eine zweite Thür bildete, die nicht sowohl bestimmt war, die Zugluft abzuhalten, als vielmehr den Ton der Worte des Königs zu dämpfen.

„Also, meine Tochter,“ fuhr er dann fort, und machte sich den Spaß, mit ihr zu spielen, wie eine Katze mit der erhaschten Maus spielt, „gestern ist Georges d'Estouteville Dein Liebhaber gewesen!“

„O! nein, Sire...“

„Nein! ... Ha! beim heiligen Carpion! er verdient den

Tod. — Der Finke hat vielleicht ... meine Tochter noch nicht hübsch genug gefunden..."

„O! handelt es sich nur darum? ..." fragte sie. „Ich versichere Euch, daß er mir Füße und Hände mit einem Feuer geküßt hat, daß das tugendhafteste aller Weiber dadurch gerührt worden wäre. Er liebt mich in allem Guten, in allen Ehren."

„Hältst Du mich für den heiligen Ludwig, daß Du glaubst, ich würde an solche Alfanzereien glauben? Ein junger Bursche, wie er, hätte sein Leben gewagt, um nur Deine Patschen oder Deine Aermel zu küssen! ... das mache Anderen weiß."

„O! Sire ... es ist die Wahrheit. Allein er kam auch aus einem andern Grunde."

Als Marie diese Worte gesagt hatte, fühlte sie, daß sie das Leben ihres Mannes in Gefahr gesetzt hatte; denn Ludwig XI. fragte sogleich:

„Und warum? ..."

Dieses Abenteuer ergötzte ihn unendlich. Er hatte nicht erwartet, solche Bekenntnisse zu hören, wie ihm seine Tochter jetzt machte, nachdem sie sich ausbedungen hatte, daß der König ihren Gemahl begnadigen wolle.

„Ha! ha! Herr von Saint-Vallier, Ihr vergießt also königliches Blut! ..." rief der König aus, während seine Augen von Zorn funkelten.

In diesem Augenblicke läutete die Glocke von Plessis zum Mittagsmahle des Königs. Ludwig XI. erschien auf der Schwelle seiner Thür mit zusammengezogenen Brauen und auf den Arm seiner Tochter gestützt. Alle seine Diener standen unter den Waffen.

Er warf dem Grafen von Saint-Vallier einen zweifelhaften Blick zu und schien an das Urtheil zu denken, welches er über ihn ausgesprochen hatte.

Die tiefe Stille, welche rund umher herrschte, wurde jetzt durch das Geräusch von Tristans Schritten unterbrochen, welcher die große Treppe heraufkam. Er trat in den Saal, ging auf den König zu und sagte zu demselben:

„Sire, die Sache ist zugemessen.“

„Wie? es ist schon Alles vorüber? ...“ fragte der König.

„Unser Mann ist jetzt in den Händen der Pfaffen. Er hat den Diebstahl bekannt, nachdem wir ihn einen Augenblick gemartert haben...“

Die Gräfin stieß einen Seufzer aus, erbleichte, fand keine Worte und vermochte nur den König anzublicken.

Saint-Vallier überraschte diesen Blick und sagte mit finsterer Stimme:

„Ich bin verloren ... dieser Räuber steht im Einverständniß mit meiner Frau! ...“

„Ruhig!“ rief der König aus. „Ist denn hier Jemand, der meine Geduld ermüden will! ...“

„Eile zurück und laß sogleich die Hinrichtung aufschieben! ...“ fuhr er dann fort, indem er sich an den Oberprofoß wandte. „Du stehst mir mit Deinem Leben für das Leben des Verbrechers, mein Gevatter. Diese Sache muß weit besser geprüft werden, und ich behalte mir das Erkenntniß selbst vor. Vorläufig kannst Du den Angeklagten in Freiheit setzen; ich werde ihn schon wieder zu finden wissen; dann laß Cornelius sagen, daß ich noch heute Abend zu ihm kommen werde, um selbst die Untersuchungen zu eröffnen.“

„Herr von Saint-Vallier! ...“ sagte darauf der König und blickte den Angeredeten fest an, „ich habe viel Neues von Euch erfahren. All' Euer Blut würde nicht hinreichen, um einen Tropfen des meinigen zu bezahlen. . . Wißt Ihr das? ... Bei unserer lieben Frau von Cléry! Ihr habt Majestätsverbrechen begangen. Habe ich Euch darum ein so hübsches Weib gegeben, daß Ihr es bleich und gelte machen sollt? Verlaßt mich auf der Stelle und trefft die Zubereitungen zu einer langen Reise. . .“

Der König hielt bei diesen Worten inne, weil es ihm zur Gewohnheit geworden war, andere Menschen durch grausame Ungewißheit zu foltern; dann fuhr er fort:

„Ihr werdet noch heute Abend abreisen, um eine Ausgleichung meiner Angelegenheiten mit den Herren von Venedig zu versuchen. Seid unbesorgt; ich werde Eure Frau noch heute Abend in mein Schloß Plessis zurücknehmen, und sie wird hier gewiß in Sicherheit sein. Ueberhaupt werde ich sie für die Folge besser überwachen, als ich es seit Eurer Verheirathung gethan habe. . .“

Als Marie diese Worte hörte, drückte sie schweigend die Hand ihres Vaters, gleichsam um ihm für seine Milde und gute Laune zu danken.

Was Ludwig XI. betraf, so lachte er sich ins Fäustchen.

---

4. Der unbekannte Schatz.

Ludwig XI. mischte sich gern in die Angelegenheiten seiner Unterthanen und vermengte oft freiwillig die königliche Majestät mit den Scenen des bürgerlichen Lebens. Dieser Geschmack ist ihm von einigen Geschichtschreibern mit Strenge

vorgeworfen, wir können aber darin nur die Neigung zum Incognito erblicken, eine der größten Freuden der Fürsten, eine Art augenblicklicher Entsagung, welche ihnen erlaubt, ein wenig aus dem gewöhnlichen Leben mit ihrem aus Mangel an Gegensätzen fadem Dasein zu verbinden. Nur spielte Ludwig XI. das Incognito ganz offen. Uebrigens war er bei solchen Begegnungen ein guter Mann und zwang sich, den Leuten des dritten Standes zu gefallen, die er zu seinen Verbündeten gegen den Adel gemacht hatte.

Schon seit langer Zeit hatte er keine Gelegenheit finden können, um zum Volke hinab zu steigen, und die häuslichen Interessen eines in irgend eine Prozeßangelegenheit verwickelten Mannes zu den seinigen zu machen. Daher bürdete er sich mit Freude die Unruhe des Meister Cornelius und den geheimen Kummer der Gräfin von Saint-Vallier auf.

Zu wiederholten Malen sagte er über Tisch zu seiner Tochter:

„Wer mag aber wohl meinen Gevatter bestohlen haben? ... Diese Diebstähle belaufen sich nun schon auf mehr als zwölfhunderttausend Thaler seit acht Jahren! ...“

„Zwölfhunderttausend Thaler, meine Herren! ...“ wiederholte er dann, zu den Rittern gewandt, die ihn bedienten. „Heilige Jungfrau! ... Für eine solche Summe könnte man viele Absolutionen beim römischen Hofe erkaufen! ... Ich hätte mit diesem Gelde die Loire eindämmen lassen können; oder, was noch besser gewesen wäre, Piemont erwerben, welches eine so schöne, ganz für unser Königreich geschaffene Festung bildet.“

Als das Mittagsmahl beendigt war, begab sich Ludwig

XI. mit seiner Tochter, dem Arzte, dem Oberprofoß und einer starken Bedeckung von Bewaffneten nach dem Hotel de Poitiers, wo er, wie er zum Voraus geahnet hatte, den Herrn von Saint-Vallier noch antraf; der Ritter wartete auf seine Frau, vielleicht, um sich ihrer zu entledigen.

„Mein Herr,“ sagte der König zu ihm, „ich hatte Euch den Rath gegeben, auf das Schnellste abzureisen; sagt nun Eurer Frau ein Lebewohl und beeilt Euch, möglichst schnell die Grenze zu erreichen. Ich werde Euch eine Ehrenwache mitgeben. Was aber Beglaubigungsschreiben und Instructionen betrifft, so werdet Ihr dieselben bei Eurer Ankunft in Venedig schon vorfinden.“

Ludwig XI. gab nun einem Lieutenant seiner schottischen Wache den Befehl, eine Rotte seiner Leute zu nehmen und mit denselben den Ritter nach Venedig zu begleiten. Auch fügte er noch einige Befehle hinzu.

Der Herr von Saint-Vallier reiste nun schnell ab, nachdem er seiner Frau noch einen kalten Kuß gegeben hatte.

Als sich die Gräfin auf ihr Zimmer begeben hatte, trat Ludwig XI. in die Male-maison, denn es drängte ihn, das wunderliche Verhältniß aufzuhellen, welches seinen Gevatter Torçonnier so sehr peinigte. Er schmeichelte sich, in seiner Eigenschaft als König Scharfblick genug zu besitzen, um die Geheimnisse der Diebe enthüllen zu können.

Cornelius erblickte nicht ohne eine gewisse böse Ahnung das Gefolge seines königlichen Herrn.

„Gehören denn alle diese Leute zu der Untersuchung?“ fragte er mit leiser Stimme.

Ludwig XI. konnte sich nicht enthalten, über die Angst des Geizhalses und seiner Schwester zu lachen.

„Nein, mein Gevatter,“ entgegnete er, „ermuthige Dich. Sie werden in meinem Schlosse zu Abend speisen und uns allein lassen... Ich bin ein so guter Untersuchungsrichter, daß ich zehntausend Thaler verwetten möchte, daß ich den Verbrecher entdecke...“

„Laßt ihn uns lieber entdecken, ohne daß wir wetten, Sire.“

Dann begaben sie sich in das Zimmer, in welchem der Lombarde seine Schätze aufbewahrte. Dort ließ sich Ludwig XI. zunächst das Schubfach zeigen, in welchem die Juwelen des Kurfürsten von Bayern gelegen hatten; dann den Rauchfang, durch welchen der vorgebliche Dieb herabgestiegen sein sollte. Er überzeugte den Brabanter leicht von der Irrthümlichkeit seiner Vermuthungen, da sich gar kein Ruß in dem Rauchfange vorfand, so wie auch keine Spur zu entdecken war, daß ein Mensch durch den Kamin hereingekommen sei; überdieß mündete der Schlot an einer Stelle des Daches, welche fast unzugänglich war.

Nach zweistündigen Untersuchungen, bei denen Ludwig XI. die ganze Schlauheit entfaltete, welche seinem mißtrauischen Geiste eigenthümlich war, schien es ihm offenbar, daß kein Mensch in die Schatzkammer seines Gevatters habe eindringen können. Man fand keine Spur von Gewaltthätigkeit, weder im Innern der Schlösser, noch sonst irgendwo an den eisernen Kisten, in welchen das Gold, das Silber, und die von reichen Schuldnern übergebenen kostbaren Pfänder lagen.

„Warum hat der Dieb, wenn er dieses Schubfach einmal geöffnet hatte, nur die bayerischen Juwelen genommen?“

fragte Ludwig XI. „Warum hat er dieses Perlenhalsband verschont? ... Das ist ein wunderlicher Dieb gewesen!“

Bei dieser Bemerkung wurde der arme Torçonnier höchst verlegen; er und der König blickten einander schweigend an.

„Nun! Sire, was hat denn der Dieb hier gemacht, den Ihr unter Euren Schutz genommen habt und der über Nacht seine Schlafstätte verlassen hat? ...“ fragte Cornelius.

„Wenn Du es nicht erräthst, mein Gevatter, so befehle ich Dir, Dich nie darnach zu erkundigen, das ist mein Geheimniß...“

„Dann ist der Teufel in meinem Hause gewesen! ...“ sagte wehmüthig der Geizhals.

Unter allen andern Verhältnissen hätte der König vielleicht über den Ausruf seines Silber-Kämmerers gelacht, allein er war nachdenkend geworden und richtete auf Meister Cornelius jenen das Herz durchdringenden Blick, welcher talentvollen oder hochstehenden Männern zu Gebote steht; der Brabanter entsetzte sich und glaubte seinen furchtbaren Herrn beleidigt zu haben.

„Mag es ein Engel oder ein Teufel gewesen sein, ich habe den Dieb ...“ rief plötzlich Ludwig XI. aus. „Wenn Du heute Nacht bestohlen wirst, so will ich morgen wissen, durch wen es geschehen ist.“

„Laß einmal die alte Schachtel 'raufkommen, welche Du Deine Schwester nennst! ...“ fuhr er darauf fort.

Cornelius zögerte fast, den König allein auf dem Zimmer zu lassen, in welchem sich seine Schätze befanden; dennoch ging er, besiegt durch die Macht des bittern Lächelns, welches über die welken Lippen Ludwigs XI. schwebte.

Seines Zutrauens ungeachtet kehrte der Geizhals schnell wieder zurück. Seine Schwester folgte ihm.

„Habt Ihr Mehl im Hause? ...“ fragte der König.

„O! gewiß, wir haben unsern Vorrath für den Winter eingekauft! ...“ antwortete sie.

„Nun! so bringt das Mehl herauf,“ sagte der König.

„Was wollt Ihr denn mit unserm Mehl machen? ...“ rief sie entsetzt aus, ohne durch die königliche Majestät auch nur im Mindesten eingeschüchtert zu werden; sie glich in dieser Hinsicht allen Menschen, in deren Brust irgend eine heftige Leidenschaft wach ist.

„Alte Närrin, willst Du gleich den Befehl unseres großmüthigen Herrn erfüllen!“ rief Cornelius aus. „Der König wird unser Mehl nicht essen! ...“

„Da kaufe einer schönes Mehl ein! ...“ sagte sie und ging brummend die Treppe hinab; „ach! mein Mehl, was für ein seltsamer Einfall, mein Mehl untersuchen zu wollen!“

Endlich kehrte sie mit einer jener leinenen Taschen zurück, welche in Touraine gebräuchlich sind, um Nüsse, Früchte und Getreide auf den Markt zu bringen oder von demselben zu holen. Die Tasche war halb voll Mehl und die Haushälterin öffnete dieselbe zur Hälfte, als sie vor den König trat und diesen mit jenen falschen und schnellen Blicken anschaute, mit welchen alte Jungfern andere Menschen vergiften zu wollen scheinen.

„Es kostet sechs Sous das Mäßchen! ...“ sagte sie.

„Was kümmert mich das! ...“ antwortete der König; „streut es über den Fußboden aus! ... — Sorgt aber dafür, daß Ihr es so gleichförmig ausbreitet, als wäre Schnee gefallen.“

Die alte Jungfer begriff den König nicht. Das Ende der Welt hätte sie nicht in dem Grade erschrecken können, wie dieser Befehl.

„Mein Mehl! ... Sire ... auf die Erde ... aber ...“

Meister Cornelius begann ungefähr die Absicht zu errathen, ergriff die Tasche und streute deren Inhalt behutsam über den Fußboden aus. Die Alte zitterte, hielt aber fortwährend die Hand ausgestreckt, um die Tasche wieder in Empfang zu nehmen; als sie dieselbe von ihrem Bruder zurück erhalten hatte, entfernte sie sich schnell mit einem tiefen Seufzer.

Cornelius hatte indeß einen Federfittig ergriffen und begann an einer Seite des Zimmers das Mehl auf eine solche Weise auszubreiten, daß es eine gleichförmige Bedeckung des Bodens bildete. Er wich bei dieser Arbeit immer mehr nach der Thür zurück, und der König schien mit Wohlgefallen zuzusehen.

Als sie an der Thür angekommen waren, sagte der König zu seinem Gevatter:

„Sind zwei Schlüssel zu dem Schlosse vorhanden?“

„Nein, Sire.“

Der König betrachtete den Mechanismus der Thür. Sie wurde durch starke eiserne Beschläge und Eisenstäbe gesichert; die einzelnen Stäbe endeten in einem Schlosse, dessen Schlüssel Cornelius allein hatte.

Als Ludwig XI. Alles untersucht hatte, ließ er Tristan kommen und befahl ihm, einige seiner Schützen im größten Geheimnisse während der folgenden Nacht auf die Maulbeerbäume des Dammes und auf die Dachrinnen der benachbarten Häuser zu stellen; mit seiner Begleitung aber sollte er nach

Plessis zurückkehren, damit Niemand ahne, daß er selbst bei dem Meister Cornelius bleibe; dann empfahl er dem Geizigen, vor allen Dingen die Fenster genau zu schließen, damit kein Lichtstrahl auf die Straße falle, und ein einfaches Abendessen zuzubereiten, auf daß Niemand in der Stadt ahnen könnte, daß der König die Nacht bei ihm zubringe.

Um die Täuschung vollkommener zu machen, kehrte der König mit seinem ganzen Gefolge über den Damm zurück, und trat dann ganz heimlich mit noch zwei Andern durch ein Hinterpförtchen bei seinem Gevatter Torçonnier ein.

Alles war so gut angelegt und ausgeführt, daß die Nachbaren, so wie alle Bewohner der Stadt und alle Hofleute dachten, der König sei nach Plessis zurückgekehrt und werde erst am folgenden Abende bei dem Silber-Kämmerer speisen.

Es war um acht Uhr Abends. Der König verzehrte sein Abendbrot mit seinem Arzte, Cornelius und dem Hauptmann seiner schottischen Garde, machte heitere Späße und vergaß, daß er der kranke und fast todte Ludwig XI. sei. Nach außen herrschte tiefes Schweigen und die Vorübergehenden, selbst ein Dieb, hätte die Male-maison für ein unbewohntes Haus halten können.

„Ich hoffe," sagte der König lächelnd, „daß mein Gevatter heute Nacht bestohlen wird, damit meine Neugierde befriedigt werde. Euch aber, meine Herren, befehle ich, morgen Eure Zimmer nicht ohne meine Erlaubniß zu verlassen; wer meinem Befehle zuwider handelt, hat schwere Ahndung zu gewärtigen. . ."

Nun legte sich ein Jeder zur Ruhe.

Am folgenden Morgen verließ Ludwig XI. zuerst sein

Zimmer und begab sich nach Cornelius Schatzkammer; man kann sich sein Erstaunen denken, als er die Spuren eines breiten Fußes erblickte, welche sich über die Treppen und Corridore des Hauses hinzogen. Er hütete sich, diese köstlichen Mehlspuren zu verwischen, untersuchte die Thür des Thaler-Kabinets, und fand dieselbe verschlossen und ohne irgend ein Zeichen von Gewaltthätigkeit. Dann folgte er der Richtung der Spur; da diese aber allmählich schwächer wurde, bis sie endlich völlig verschwand, so war es unmöglich zu entdecken, wohin der Räuber entflohen sei.

„Ach! Gevatter,“ rief der König dem Silber-Kämmerer zu, „Du bist wahrlich und wahrhaftig wieder bestohlen! ...“

Als der alte Brabanter diese Worte vernommen hatte, trat er mit sichtbarem Schrecken aus seinem Zimmer.

Ludwig XI. zeigte ihm die Spuren auf dem Fußboden; zufällig blickte dabei der König auf die Pantoffeln des Geizhalses und überzeugte sich, daß diese es wären, welche die Abdrücke geliefert hatten.

Er sagte kein Wort, unterdrückte sein Lachen und dachte an die vielen Unschuldigen, welche gehängt waren.

Der Geizhals begab sich schnell in seine Schatzkammer, und dort gebot ihm der König, eine neue Spur seines Fußes neben einer der vorhandenen einzudrücken, worauf er ihn überzeugte, daß kein Anderer, als er selbst, der Dieb sei.

„Das Perlenhalsband fehlt mir! ...“ rief Cornelius aus. „Das ist eine Hexerei, denn ich habe die ganze Nacht mein Schlafzimmer nicht verlassen.“

„Das werden wir bald erfahren,“ sagte der König, den

die sichtbare Offenherzigkeit seines alten Silber-Kämmerers noch nachdenkender machte.

Sogleich ließ er die Bogenschützen kommen, welche Wache gestanden hatten und fragte sie:

„Nun, was habt Ihr während der Nacht gesehen?“

„Ach, Sire! ein Spauspiel, welches an Zauberei grenzt,“ sagte der Lieutenant. „Euer Silber-Kämmerer kletterte wie eine Katze an der Mauer hin und zwar so schnell, daß wir anfangs glaubten, es wäre nur ein Schatten.“

„Ich!“ rief Cornelius aus, verstummte dann aber sogleich und schien an allen Gliedern gelähmt.

„Nun geht! ...“ sagte der König zu den Bogenschützen, „und sagt den Herren Conyngham, Coictier, Bridoré und Tristan, daß sie sich nun aus ihren Federn erheben und hierher kommen können.“

„Du hast Todesstrafe verdient ...“ sagte Ludwig XI. mit ruhiger Kälte zu dem Brabanter, der glücklicher Weise seine Worte nicht hörte. „Du hast wenigstens Zehn auf Deinem Gewissen! ...“

Nach diesen Worten lächelte Ludwig XI. stumm und machte eine kurze Pause:

„Ermuthige Dich aber,“ fuhr er fort, als er die sonderbare Blässe bemerkte, die sich über das Antlitz des Geizhalses verbreitete; „es ist besser, daß man Dir zur Ader läßt, als daß man Dir das Leben nimmt... Mittelst einer annehmbaren Buße zu Gunsten meiner Sparkasse wirst Du Dich den Krallen meiner Gerechtigkeit entziehen; läßt Du aber nicht wenigstens eine Kapelle zu Ehren der heiligen Jungfrau bauen, so hast Du die schönste Aussicht, während der ganzen Ewigkeit zu rösten und zu braten.“

„Zwölfhundertunddreißig und siebenundachtzig Tausend Thaler machen dreizehnhundert und siebzehntausend Thaler,“ antwortete Cornelius mechanisch und vertieft in seine Berechnungen. — „Eine Million, dreihundert und siebzehntausend Thaler sind mir entwendet! . . . .“

„Er wird sie irgendwo versteckt haben! . . .“ sagte der König, welcher jetzt begann diese Summe königlich schön zu finden. „Das also war der Magnet, der ihn stets wieder hierher zurückzog . . . er witterte seinen Schatz.“

In diesem Augenblicke trat Coictier ein. Er betrachtete Cornelius Haltung und beobachtete ihn aufmerksam, während der König ihm das Abenteuer mittheilte.

„Sire,“ antwortete der Arzt, „es liegt gar nichts Uebernatürliches in dieser Sache. Der Torçonnier ist ein Nachtwandler. Das ist nun das dritte Beispiel von dieser wunderbaren Krankheit, dem ich begegne, und wenn Ihr Euch das Vergnügen machen wollt, Zeuge ihrer Wirkungen zu sein, so könnt Ihr leicht sehen, wie dieser Greis in der nächsten Nacht, wo er wieder einen Anfall bekommt, ohne Gefahr über die Dächer dahin schlüpft. . . Bei den beiden Leuten, die ich schon früher beobachtet habe, fand ich eine merkwürdige Verbindung zwischen den Neigungen ihres nächtlichen Lebens, und ihren täglichen Beschäftigungen und Arbeiten.“

„Ha! Meister Coictier, Du bist ein gelehrter Mann!“

„Bin ich nicht Euer Arzt?“ fragte der Physicien auf hochfahrende Weise.

Bei dieser Antwort machte Ludwig XI. eine Bewegung, die er gewöhnlich zu machen pflegte, wenn ihm ein guter

Gedanke in den Sinn kam, und die darin bestand, daß er seine Mütze zurückschob.

„Bei solchen Gelegenheiten," fuhr Coictier fort, „verrichten die Leute auch im Schlafe ihre Geschäfte; und da dieser Mann hier ein besonderes Vergnügen daran findet, Schätze aufzuhäufen, so ist es wahrscheinlich, daß er sich auch in seinem nachtwandelnden Zustande dieser Lieblingsneigung überlassen hat. Wahrscheinlich hat er demnach stets dann Anfälle gehabt, wenn er über Tags in einer großen Besorgniß wegen seiner Schätze gewesen ist."

Heiliger Himmel! was für ein Schatz! ..." rief der König aus.

„Wo ist er? ..." fragte Cornelius, der in Folge eines besondern Vorrechts unserer Natur die Unterhaltung des Königs und des Arztes vernommen hatte, obgleich er über sein Unglück nachgedacht hatte.

„Ach!" versetzte Coictier mit einem plumpen Gelächter, „die Nachtwandler erinnern sich nach ihrem Erwachen nie an dasjenige, was sie während des Schlafes getrieben haben.."

„Laßt uns allein! ..." gebot der König.

Als Ludwig XI. mit seinem Gevatter allein war, blickte er ihn mit höhnischer Kälte an.

„Messire Hoogworst," sagte er zu ihm, „alle in Frankreich vergrabenen Schätze gehören dem Könige."

„Ja, Sire, Alles gehört Euch und Ihr seid der unumschränkte Herr unseres Lebens und unseres Vermögens; bis jetzt habt Ihr aber die Gnade gehabt, nur das zu nehmen, was Ihr nöthig hattet."

„Hört, mein Gevatter ... wenn ich Euch helfe, jenen

Schatz wiederzufinden, so könnt Ihr ihn dreist und ohne Furcht mit mir theilen."

„Nein, Sire, ich will ihn nicht theilen, sondern Euch ganz und gar darbringen, aber erst nach meinem Tode. . . Wie wollt Ihr aber den Schatz entdecken?"

„Ich will Euch nur belauschen, während Ihr Eure nächtlichen Gänge macht. . . Jeden Andern hättet Ihr dabei zu fürchten."

„Ach! Sire," versetzte Cornelius und warf sich Ludwig XI. zu Füßen, „Ihr seid der einzige Mann im Königreiche, dem ich mich um dieses Dienstes willen anvertrauen möchte und ich werde schon meine Erkenntlichkeit für Eure Güte gegen Euren Diener zu beweisen wissen, indem ich mich mit allen Vieren anstrengen will, um die Vermählung der Erbin von Burgund mit Monseigneur zu Stande zu bringen. . . Das ist ein schöner Schatz, nicht an Thalern, sondern an Herrschaften, welche Eure Krone hübsch abrunden wird."

„Flamänder, Du betrügst mich! . . ." sagte der König und zog seine Brauen zusammen, „oder Du hast mir schlecht gedient."

„Sire, wie vermögt Ihr an meiner Ergebenheit zu zweifeln? Ihr, der einzige Mann, den ich liebe."

„Das sind Worte, das! . . ." versetzte der König und blickte den Brabanter scharf an. „Du hättest auf diese Gelegenheit nicht erst warten sollen, wenn Du mir nützlich sein konntest. Du verkaufst mir Deinen Schutz, mir, Ludwig XI.! Bist Du der Herr und ich der Diener! . . . He?"

„Ach! Sire," antwortete der alte Torçonnier, „ich wollte Euch mit der Neuigkeit von dem, was ich in Gent für Euch gewirkt habe, angenehm überraschen und erwartete nur noch

die Bestätigung von Oosterlincks Lehrling. Was ist aber aus ihm geworden? ..."

„Genug!" sagte der König. „Das ist wieder ein Fehltritt. Ich liebe nicht, daß man sich wider meinen Willen in meine Angelegenheiten mische und ... doch genug. Ich will darüber nachdenken..."

Meister Cornelius schien wieder jung geworden zu sein, als er jetzt in das niedrige Wohnzimmer eilte, in welchem seine Schwester war.

„Ach! Johanna, meine liebe Seele, wir haben einen Schatz von dreizehnhunderttausend Thalern! ... Und ich selbst! — Ich bin der Dieb gewesen..."

Johanna Hoogworst sprang von ihrem Schämel auf, als hätte sie auf glühendem Eisen gesessen.

Diese Erschütterung war so heftig für eine alte Jungfer, welche seit langen Jahren gewohnt gewesen war, sich durch freiwillige Fasten abzumagern, daß sie an allen ihren Gliedern erzitterte und einen erschrecklichen Schmerz in ihrem Rücken fühlte. Sie wurde immer blässer und ihr Antlitz, dessen Aufregungen man bei der Menge der Runzeln nur mit Schwierigkeit zu entziffern vermochte, verklärte sich, während ihr Bruder ihr seine Krankheit mittheilte und die wunderliche Lage aus einander setzte, in welcher sie sich Beide befanden.

„Wir, Ludwig XI. und ich, haben uns jetzt gegenseitig belogen, wie zwei Gewürzkrämer. Du begreifst, mein Kind, daß er allein das Geheimniß meines Schatzes besitzen würde, wenn er mir bei einer nächtlichen Wanderung nachginge... Nur der König kann aber meinen nächtlichen Gängen nachforschen... Ich weiß nicht, ob das Gewissen des Königs,

so nahe er auch dem Tode sein mag, dreizehnhundertund-siebzehntausend Thalern widerstehen könnte... Man muß ihm zuvorkommen, die Amseln ausnehmen, alle unsere Schätze nach Gent schicken und Du allein ...“

Cornelius hielt plötzlich in seiner Rede inne und schien das Herz des Königs wägen zu wollen, der bereits in seinem zweiundzwanzigsten Jahre an einen Vatermord dachte; und als der Silber-Kämmerer sein Urtheil über Ludwig XI. gefällt hatte, sprang er rasch empor, gleich einem Manne, der genöthigt ist einer Gefahr zu entfliehen. Seine Schwester aber, entweder zu schwach oder zu stark für eine solche Krisis, sank bewegungslos um — sie war todt.

Meister Cornelius ergriff die Hand seiner Schwester, schüttelte sie heftig und rief ihr zu:

„Du sollst ja jetzt nicht sterben! — warte nur noch einige Zeit. — O! es ist vorbei — die alte Schachtel! — Sie hat es nie verstanden, etwas zu rechter Zeit zu thun.“

Er drückte ihr die Augen zu und legte sie auf dem Fußboden zurecht; dann kehrte er zu allen den guten und edlen Gefühlen zurück, welche im Innersten seines Herzens wohnten, und vergaß beinahe seinen unbekannten Schatz.

„Arme Gefährtin meines Lebens!“ rief er von Schmerz ergriffen aus, „ich habe Dich also gemordet! — Du hast mich stets so wohl begriffen! — O! Du warst ein wahrer Schatz — Du, ja Du warst mein Schatz! — Mit Dir schwindet meine Ruhe, alle meine Liebe zur Welt! — Hättest Du gewußt, was für ein Vortheil es gewesen wäre, wenn Du nur noch zwei Nächte leben geblieben wärest, Du würdest gewiß nicht gestorben sein, Du wärest nur mir zu Gefallen noch leben geblieben. — Arme Kleine! — He! Jo-

hanna, dreizehnhundertundsiebzehntausend Thaler! — Ach! wenn sie dadurch nicht wieder erweckt werden kann! — Nein, sie ist mausetodt!“ —

Dann setzte er sich nieder, sagte kein Wort mehr, aber zwei große Thränen traten in seine Augen und rollten über seine eingefallenen Wangen; dann stieß er mehrere Seufzer aus, schloß das Zimmer und begab sich zu dem Könige hinauf.

„Was giebt es? ...“ fragte er.

„Ach! Sire, ein Unglück kommt nie allein: meine Schwester ist gestorben — sie ist mir da unten vorausgegangen,“ sagte er und deutete mit einer schmerzlichen Handbewegung nach dem Fußboden.

„Genug!“ herrschte Ludwig XI., der nie gern vom Tode reden hörte.

„Ich erkläre Euch für meinen Erben... Mit mir ist es nun aus ... hier sind meine Schlüssel.. Laßt mich hängen, wenn es Euch so gefällt, nehmt Alles... Durchstöbert mein Haus ... es ist mit Gold gefüllt. Ich schenke Euch Alles.“

„Nun, Gevatter,“ versetzte Ludwig XI., der durch das Schauspiel dieser auffallenden Herzensangst fast gerührt war, „wir werden den Schatz schon einmal in irgend einer hübschen Nacht auffinden, und der Anblick so vieler Reichthümer wird dann Deine Lust am Leben wieder erwecken ... ich werde in dieser Woche wieder zurückkehren.“

„Wie es Euch gefällt, Sire.“

Ludwig XI. hatte bereits einige Schritte nach der Thür seines Zimmers zu gemacht, wandte sich aber rasch wieder um, als er jene Antwort hörte. Nun blickten die Männer

einander mit einem Ausdrucke an, welchen weder der Pinsel, noch Worte treu wiederzugeben vermögen.

„Lebt wohl, Gevatter! ...“ sagte endlich Ludwig XI. und schob seine Mütze zurecht.

„Mögen Gott und die Jungfrau Euch gewogen bleiben! ...“ antwortete demüthig der Torçonnier und geleitete den König nach der Thür.

So waren denn diese beiden Männer so lange Freunde gewesen, hatten sich stets im Punkte des Geldes und des Mißtrauens verstanden, und sahen jetzt plötzlich eben durch das Geld und das Mißtrauen trennende Schranken zwischen sich errichtet. Allein sie kannten sich so wohl, sie waren Beide an einander so sehr gewöhnt, daß der König an dem Tone, mit welchem Cornelius sein unbedachtsames „Wie es Euch gefällt, Sire“ aussprach, den Widerwillen erkannte, welchen sein verheißener Besuch dem Torçonnier einflößte; dieser Letztere aber erkannte eine Kriegserklärung in dem „Lebt wohl, Gevatter,“ welches der König aussprach.

So schieden denn Ludwig XI. und sein Torçonnier von einander, ohne zu wissen, wie sie sich fernerhin gegen einander benehmen sollten.

Der Monarch besaß das Geheimniß des Brabanters; allein dieser konnte auch durch seine Bekanntschaften den Erfolg der schönsten Erwerbung sichern, welche je ein König von Frankreich machte, nämlich die Erwerbung der Herrschaften des Hauses Burgund, welche damals die Lüsternheit aller deutschen Fürsten erregten.

Die Vermählung der berühmten Margaretha hing von den Bewohnern von Gent und von den Flamändern ab, von denen sie umgeben war.

Cornelius Geld und Einfluß vermochten auf kräftige Weise die Unterhandlungen zu unterstützen, welche der General Desquerdes begonnen hatte, dem Ludwig XI. den Befehl des an Belgiens Grenzen aufgestellten Heeres übergeben hatte. Diese beiden schlauen Füchse glichen also Zweikämpfern, deren Kräfte durch einen Zufall gelähmt sind.

Magaretha von Burgund kam im Juli des Jahres 1438 wirklich nach Amboise, wo sie in der Schloßkapelle dem Dauphin angetraut wurde. Der König aber erhob keine Geldbuße von seinem Silber-Kämmerer, machte auch keinen Prozeß gegen ihn anhängig, sondern lebte fortan in einer lauen Freundschaft mit ihm, entweder weil der König bei seinen stets schlimmer werdenden krankhaften Zuständen die Last einer Untersuchung scheute, oder weil der alte Wucherer in der That bei der Verheirathung des Dauphin förderlich gewesen war.

Zum Glück für den Torçonnier verbreitete sich in Tours das Gerücht, daß seine Schwester die Urheberin der Diebstähle gewesen und ganz insgeheim von Tristan zum Tode abgeführt sei. Hätte man den wahren Hergang erfahren, so würde die ganze Stadt in Aufruhr gerathen sein und die Male-maison zerstört haben, ohne daß es dem Könige möglich gewesen wäre, seinen Gevatter zu vertheidigen.

Der Torçonnier brachte die ersten Tage, welche auf jenen unglücklichen Morgen folgten, in einer heftigen Gemüthsaufregung zu. Gleich den wilden Thieren, welche in einen Käfig eingeschlossen sind, sprang er hin und her,

durchsuchte alle Winkel des Hauses nach den verborgenen Schätzen, untersuchte die Mauern und Dachrinnen, verlangte von den Bäumen des Gartens, von den Dächern der Thürme, von der Erde und dem Himmel sein Geld zurück. Oft stand er ganze Stunden sinnend auf einer Stelle, betrachtete mit forschenden Blicken jede Kleinigkeit, oder ließ auch wohl seinen Blick gedankenlos in die Ferne hinausschweifen; er rief die Macht der Hexen und Wahrsagerinnen an, er suchte sich in Begeisterung und Verzückung zu versetzen, um durch Räume und Hindernisse hindurch seine Reichthümer sehen zu können.

So war denn Cornelius stets in einen Gedanken versunken, von einem Verlangen verzehrt, und empfand alle Schmerzen des Lebens und des Todes. Bestohlener und Dieb zu gleicher Zeit, besaß er weder das Geheimniß des Einen, noch die Schätze des Andern, und duldete solchergestalt eine ganz neue, wunderliche, aber stets gleich furchtbare Marter.

Manchmal ließ er in einem Anfall von Vergessenheit die kleinen Gitter seiner Thür offen, und die Vorübergehenden sahen dann den vertrockneten Mann inmitten seines unbebauten Gartens vollkommen regungslos stehen, bis er auf die, welche ihn betrachteten, einen starren Blick warf, dessen unerträgliche Glut Schrecken und Entsetzen durch das Mark der Gebeine jagte.

Wenn er sich bisweilen zufällig auf den Straßen von Tours zeigte, so hätte man ihn für einen Fremden halten können; er wußte nie, wo er war; wußte nicht, ob die Sonne scheine oder der Mond. Bisweilen fragte er die Vorübergehenden nach dem Wege; glaubte, er wäre in

Gent, und schien stets seinen verlorenen Schätzen nachzusuchen.

Die lebhafteste und am meisten materialisirte Idee des Menschen, die Idee, durch welche der Mensch sich selbst darstellt, indem er außerhalb seines Ich ein eingebildetes Wesen schafft, welches man Eigenthum nennt, dieser moralische Dämon schlug ihm in jedem Augenblicke seine scharfen Krallen in das Herz. Und inmitten dieser Marter zeigte sich außerdem noch die Furcht mit allen den Schaudern, welche ihr zur Begleitung dienen.

Zwei Männer kannten sein Geheimniß, dieses Geheimniß, das er selbst nicht kannte! ... Ludwig XI. oder Coictier konnten Leute aufstellen, die seine Schritte während des Schlafes überwachten, und konnten auf solche Art den ungekannten Abgrund kennen lernen, in welchen er seine Reichthümer, unter dem Blute so vieler Unschuldigen, geworfen hatte; denn mit seiner Furcht zugleich erwachten auch die Gewissensbisse.

Um sich nicht bei Lebzeiten seinen unbekannten Schatz entwinden zu lassen, ergriff er während der ersten Tage, die auf sein Mißgeschick folgten, die strengsten Vorsichtsmaßregeln gegen seinen Schlaf.

Cornelius Geschäftsverbindungen erlaubten ihm, sich die kräftigsten Anti-Narkotika zu verschaffen. Aber die schlaflos durchbrachten Nächte waren furchtbar; er war allein in der Dunkelheit und in der Stille mit seinen Gewissensbissen und seiner Furcht, und gehorchte so einer moralischen Wahrheit, von der wir freilich keine in die Augen fallende Beweise haben.

Endlich mußte dieser so kräftige Mann, dieses durch

das politische und Handelsleben abgehärtete Herz, dieses in der Geschichte dunkel gebliebene Talent den Schaudern der selbstgeschaffenen Martern unterliegen.

Ueberwältigt durch einige Gedanken, welche noch grausiger waren, als die, denen er bisher widerstanden hatte, schnitt sich Meister Cornelius mit einem Barbiermesser die Kehle ab.

Dieser Selbstmord fiel fast mit dem Tode Ludwigs XI. zusammen und die Male-maison wurde von dem Volke geplündert.

Einige alte Leute aus dem Lande Touraine haben späterhin behauptet, daß ein Edelmann, Namens Bohier, den Schatz des Torçonnier gefunden und sich desselben bedient habe, um den Bau von Chenonceaux zu beginnen, nachdem er diese Herrschaft gekauft hatte.

Dieses wunderschöne Schloß ist indeß noch jetzt nicht vollendet, obgleich mehrere Könige ihre Reichthümer an dasselbe verschwendet haben, und Diana von Poitiers, so wie auch ihre Nebenbuhlerin, Katharina von Medici, besondern Geschmack an demselben fanden.

Der Herr von Saint-Vallier starb bekanntlich zum Glück für Marie de Sassenage auf seiner Gesandtschaftsreise, aber sein Haus erlosch darum nicht.

Die Gräfin bekam nach der Abreise des Grafen einen Sohn, der unter der Regierung Franz I. eine geschichtliche Berühmtheit erlangte. Er wurde durch seine Tochter gerettet, durch die berühmte Diana von Poitiers, die natür-

liche Urenkelin Ludwigs XI., welche die heiß geliebte, aber ungesetzliche Gattin Heinrichs II. ward, so daß Liebe und Bastardschaft in dieser edlen Familie gewissermaßen erblich schienen.

(Ende.)

(Ende des achtundsiebzigsten Bandes.)

Inhalt.

Seite

Die Geächteten 3
Der Gewürzkrämer. (Ein pariser Genrebild.) 59
Weibliche Studien 79
Der wieder versöhnte Melmoth 97
Meister Cornelius 171

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Balzac, Honoré <<de>>,

H. de Balzac's sämmtliche Werke

Bd.: 78

Quedlinburg und Leipzig 1845
P.o.gall. 194 c-78/79
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10088149-7